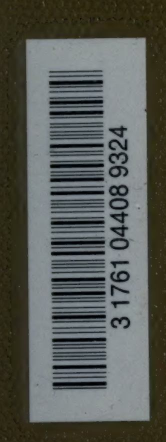

3 1761 04408 9324



LEBENSWEGE MEINES DENKENS

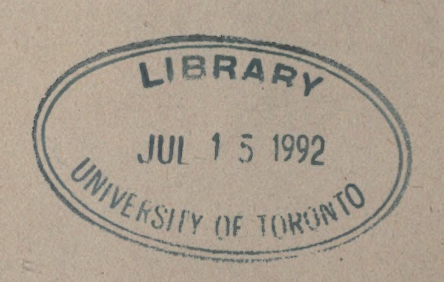
Houston Stewart Chamberlain

LEBENSWEGE
MEINES DENKENS

Der Mensch betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister.
(Goethe.)



MÜNCHEN 1919 / BEI F. BRUCKMANN A.-G.



DRUCK VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN, PAUL-HEYSE-STRASZE 9

MEINEM FREUNDE

AUGUST LUDOWICI

DEM VORBILDLICH SCHLICHTEN, GRÜNDLICHEN UND EDELGESINNTEN DEUTSCHEN MANN

IN VEREHRUNG UND DANKBARKEIT

INHALTSÜBERSICHT

EINFÜHRUNG

NEHME ER SICH IN ACHT, SICH
SELBST HISTORISCH ZU BETRACHTEN!
GOETHE

Niemals habe ich die Absicht gehegt, meinen Lebensgang zum Gegenstand einer Veröffentlichung zu machen; ich hege sie auch heute nicht. Von frühester Kindheit an der Einsamkeit ergeben und bedürftig und diesen meinem Geiste notwendigen Zustand nur durch den trauten Umgang mit wenigen erprobten Freunden gern unterbrechend, zugleich aber jeglicher Anlage zu quälender Selbsterforschung bar, habe ich mir mein Leben zu einer Art Burg ausgestaltet mit starken Umfassungsmauern, deren Zugbrücke selten heruntergelassen wird. Dreißig Jahre war ich alt geworden, ehe ich — dem unablässigen Drängen eines energischen Freundes nachgebend — die ersten bescheidenen Versuche wagte, für die Öffentlichkeit zu schreiben, und erst im 37. Jahre ergriff mich der Schreibdämon, der mich nie mehr loslassen sollte. Diesen Trieb zum Schreiben, d. h. also zu der kunstgemäßen Ausgestaltung in Buchform dessen, was mein Inneres erfüllte, ein Trieb, den ich darum als einen dämonischen bezeichne, weil er das beschränkte Machtbereich meines bewußten Wollens um ein Bedeutendes übertrifft und Dinge hervorbringt, die ich als mein Eigenes nicht wiedererkenne, diesen Trieb und seine Erzeugnisse habe ich von jeher als eine besondere, abtrennbare Erscheinung innerhalb meines persönlichen Daseins empfunden: es handelt sich um eine Art Doppelgängertum, wobei die zwei Wesen zwar im Lebensmittelpunkt zusammentreffen, keineswegs aber identisch sind. Zur Zeit als ich mein erstes Buch schrieb, war ich fest entschlossen, es — im Interesse der mir über alles teuren Ruhe des Unbeachtetseins — unter einem sorgfältig gehüteten Pseudonym herauszugeben; der Dämon entschied anders: in meinem Falle wäre Verheimlichung des Namens Feigheit gewesen. Und so litt ich denn fortan unter dem Drucke einer Notorietät, die mir die Wonne der Abgeschiedenheit raubte. Von dieser bin ich aber entschlossen zu retten, was sich nur retten läßt. So still und abseits und der allgemeinen Beachtung unwert mein Leben auch verlief, so reich an Irrungen und Wirrungen es auch gewesen sein mag, ich habe es stets als ein heiliges Gut empfunden im Sinne des schönen Wortes Heinrich von Stein's: „Wie auch immer der gewaltige, dunkle Hintergrund der Dinge in Wahrheit beschaffen sein mag, der Zugang zu ihm steht uns einzig in eben diesem unserem armen Leben offen, und also schließet auch unser vergängliches Tun diese ernste, tiefe

und unentrinnbare Bedeutung ein.“ Ich darf sagen, mein Leben ist niemandem bekannt, auch mir selber nicht; es ist und soll bleiben Gottes Geheimnis.

Nichtsdestoweniger haben schon seit Jahren Freunde, denen diese meine Sinnesart nicht unbekannt blieb, vielfach in mich gedrungen, einiges über meinen geistigen Entwickelungsgang für die Öffentlichkeit aufzusetzen; sie meinten sogar, es sei dies eine Pflicht den Lesern meiner Bücher gegenüber. Ihrem Wunsche kann ich jedoch nur nachkommen, insofern mir die oben genannte Trennung zugestanden wird, in der Weise, daß ich einzig über den der Öffentlichkeit angehörenden Verfasser zu berichten habe, während dessen stiller Begleiter im Schatten verharrt. Auch muß ich gleich einschalten, daß ich die hier und da während des großen Krieges aufgetauchte Zumutung, ich solle mein Verhalten in diesem kritischen Augenblick der Weltgeschichte rechtfertigen und dadurch vielfachen Verleumdungen die Spitze abbrechen, mit aller Entschiedenheit von mir weise. Selbstentschuldigung ist Selbstbeschuldigung. Wer dem Beelzebub „Öffentlichkeit“ verfallen ist, muß alles, was von dieser Seite kommt, stillschweigend über sich ergehen lassen; Goethe hat uns ja gemahnt:

Über das Niederträchtige
Niemand sich beklage!

Trotzdem meine Freunde mich überzeugt hatten, wäre es wohl niemals zu einem ernstlichen Versuche der Ausführung gekommen, wenn nicht ein schweres Leiden mir die Feder und die Bücher aus den Händen gerissen, die Fortsetzung umfangreicher Vorarbeiten und Arbeiten unterbrochen und dadurch unfreiwillige Muße geschaffen hätte. Aber auch jetzt wollte es nicht gelingen, mein eigenes Selbst zum Gegenstand eines Buches zu machen, und ich wußte mir erst dann Rat, als ich darauf verfiel, den einzelnen Freunden auf ihre, bisweilen schon vor Jahren getanen Fragen in Briefen zu antworten. Hierdurch erhielt ich für die einzelnen Betrachtungen den bestimmten Augenpunkt, den jeder Gestaltungsversuch erfordert; zugleich löste mir die Vorstellung des fragenden Freundes die Zunge und machte mich mitteilsamer als ich sonst gewesen wäre. Aus diesem Grunde aber mußte ich die Namen der Angeredeten nennen; denn sie gehören ein jeder organisch zu dem an ihn gerichteten Briefe.

Ein Name fehlt allerdings: derjenige des Indologen Leopold von Schroeder, desjenigen Mannes, dessen Überredungskünste am meisten zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben. Ihm war ein Hauptbrief zugedacht: *Meine religiösen Erlebnisse;* es stellte sich aber heraus, daß dieser Brief den hier gezogenen Rahmen gesprengt und dadurch den harmonischen Zusammenhang des Ganzen gestört hätte. Es bleibt mir die Hoffnung, das jetzt Versäumte in einer besonderen Schrift nachtragen zu können. Einstweilen genüge es, den Namen des hochverehrten teuren Freundes gleich zu Beginn gebührend hervorgehoben zu haben.

*

Noch eine Lücke wird der aufmerksame Leser bemerken: von meinem politischen Denken ist in diesem Buche nicht die Rede.

Von Kindheit an bis nach vollendetem sechzigsten Jahre außerhalb jeder Heimat lebend, kam ich niemals in die Lage, politische Rechte auszuüben oder am politischen Leben öffentlich teilzunehmen; vielleicht habe ich es nur um so besser in den verschiedenen von mir bewohnten Ländern verfolgt und beobachtet. In Genf lebte ich unmittelbar gegenüber dem *Palais Electoral,* wodurch sich mir reichlich Gelegenheit bot, das Treiben in einem demokratisch regierten Lande kennen zu lernen: den vielen politischen Versammlungen wohnte ich häufig bei, und an den zahllosen Wahltagen pflegte ich stets mehr als einmal einzutreten und mich an dem Gebaren der Stimmenfänger, der Partei-Aufpasser und -Einschüchterer, sowie an dem Wesen auf den verschiedenen Büros zu ergötzen. In Dresden besuchte ich in den politisch so bewegten Jahren 1887, 1888 mit Vorliebe die Versammlungen der verschiedenen Parteien und habe bei Konservativen, Nationalliberalen und Sozialisten gesehen, wie „es gemacht wird"; zugleich lernte ich das die Parteien in der Taktik Unterscheidende genau kennen. Später in Wien fehlte mir zu derartigem die Zeit, doch trat ich infolge meiner Beziehungen zu Führern der Deutschnationalen mit dem verwickelten politischen Leben des österreichischen Staates in engere Fühlung; allen Kundgebungen auf der Straße — zu Badeni's Zeiten besonders häufig und heftig wiederkehrend — wohnte ich gern bei, wie ich auch in

früheren Zeiten in Paris Aufstände — Louise Michel mit der schwarzen Fahne an der Spitze — im Eifer der Beobachtung aus solcher Nähe begleitete, daß ich einmal von den Polizeitruppen um ein Haar erschlagen worden wäre. Das politische Leben Frankreichs habe ich bis zu meinem vierzigsten Jahre an der Hand der besten Tageszeitungen mit lebhafter Anteilnahme verfolgt und bis zum Kriegsausbruch schuf ich mir stets die Muße, mich durch die *Weekly Times* über die überseeischen Ereignisse auf dem laufenden zu halten. Bedeutende Erweiterung erfuhren meine diesbezüglichen Interessen, als die mir gestellten Aufgaben mir umfassende und vielseitig eindringende weltgeschichtliche Studien auferlegten: die *Grundlagen* sind in einem gewissen Sinne ein politisches Bekenntnis; mein *Kant* und mein *Goethe* enthalten beide an einzelnen Stellen politische Erwägungen grundsätzlicher Art. Aus diesem weitesten Horizont wurde mein Blick auf die brennenden Fragen der Gegenwart zurückgeführt, als ich im neuen Jahrhundert Beziehungen zu leitenden Männern der europäischen Politik gewann, wodurch manche Studien, vieles Nachdenken und etliche Ausarbeitungen, die der Öffentlichkeit nicht angehören, veranlaßt wurden. Das mag es erklären — was manchem Freunde meiner Schriften zuerst unerwartet kam —, daß der Ausbruch des Weltkrieges mich nicht unvorbereitet fand, die politische Feder zu ergreifen. Sind auch die *Kriegsaufsätze* leidenschaftliche Improvisationen, so sind sie doch nichtsdestoweniger wohlausgereifte Früchte eines lebenslangen Sinnens. Daher auch das unerwartete Ergebnis, daß meine *Politischen Ideale* mit einem Sprung eine meiner verbreitetsten Schriften wurden; auch *Demokratie und Freiheit* sowie *Der demokratische Wahn* — von der Presse totgeschwiegen — bahnten sich den Weg in weite Kreise.

So könnte man denn mit Recht erwarten, unter den Briefen über die Lebenswege meines Denkens einen zu finden, etwa unter dem Titel „Meine Gedanken über Volk und Staat“. Das tragische Verhängnis, das über Deutschland hereingebrochen ist, lähmt mir jedoch die Zunge; wollte ich mich zum Reden zwingen, der Charakter einer gewissen Weltentrücktheit, den ich diesem Buche bewahren möchte, wäre zerstört. Luther — der Wortgewaltige — bemerkt, es gebe Augenblicke, in denen „das Rumoren mit Worten“

zu unterbleiben habe; Schweigen kann Gebot und auch Kraft sein. Heute, wo wir an den Gräbern hunderttausender deutscher Helden stehen, die für des Vaterlandes Ehre fielen, heute, wo jene anderen Männer .... heute herrscht das Schweigegebot.

Bis die Zeit zum Reden wiederkehrt, mögen diese Erinnerungen an vergangene Tage meinen Freunden Unterhaltung und auch Anregung gewähren.

BAYREUTH, im Oktober 1918.

I.

MEINE HERKUNFT

BRIEF AN REGIERUNGSRAT DR. BERNHARD KOERNER
MITGLIED DES KGL. PREUSSISCHEN HEROLDSAMTS

UND KEINE ZEIT UND KEINE MACHT ZERSTÜCKELT
GEPRÄGTE FORM, DIE LEBEND SICH ENTWICKELT
GOETHE

Hochverehrter Herr Regierungsrat!

Als Genealog von Fach und außerdem als gütiger Freund meiner Schriften wünschen Sie einiges Nähere über meine Herkunft und meinen Stammbaum zu erfahren. Diesem Wunsche komme ich gerne nach, da ich seit vielen Jahren Ihre wissenschaftliche Tätigkeit verfolge und diese für bahnbrechend halte.

Im ersten Lebensjahre aus dem Heimatboden entwurzelt, und seitdem, wenn auch nicht immer auf einem Wanderleben begriffen, so doch stets unter Fremden lebend, sind verhältnismäßig wenige Überlieferungen über die Familie auf mich gekommen. Meine beiden Großmütter habe ich noch persönlich gekannt, hingegen waren meine beiden Großväter schon lange tot, als ich auf die Welt kam; meine Mutter starb, ehe ich ein Jahr alt war, und mit meinem Vater war ich niemals länger als etliche Wochen zusammen. Einiges erfuhr ich gelegentlich von verschiedenen Anverwandten, anderes meldet ein Dokument von der Hand der Tante, der meine Kinderjahre anvertraut waren. Und so will ich denn versuchen, Ihnen das Wenige, was ich weiß, so gut ich's vermag, zu erzählen.

*

Mein Vater war Engländer, meine Mutter Schottin: es liegt also zunächst eine Mischung der zwei verschiedenen Völker aus Norden und Süden vor. Nur muß ich gleich hinzufügen, daß, während meine Mutter nachweisbar ganz rein südschottischer, also rein nordgermanischer, einheitlicher Rasse entsprungen ist, der väterliche Stamm in das normännische und angelsächsische Blut auch keltisches und anderes aus der nordischen Verwandtschaft hineingebracht hat. Da nun die Verhältnisse bei meiner Mutter einfacher liegen, lassen Sie mich zuerst von ihr sprechen.

Meine Mutter entstammt einer landsässigen Familie des Kleinadels aus der Nähe von Edinburg, namens Hall. Ihr Vater war Offizier in der Königlichen Flotte. Kapitän Basil Hall (geb. 1788, gest. 1844) war ein rühriger, vielseitiger Mann, den die Marineverwaltung namentlich zu Forschungsreisen verwendete. So z. B. galt sein Werk über die (südlich von Japan gelegenen) Lutschu-Inseln

noch vor wenigen Jahren als unerreicht; Elisée Reclus, der berühmte französische Geograph, sagte mir im Jahre 1879, einzig aus diesem Buche habe er Zuverlässiges über die selten besuchte Inselgruppe erfahren. In weiteren Kreisen war Basil Hall hauptsächlich als populärer Reiseschilderer bekannt; sein Sammelwerk *Fragments of Voyages and Travels* wird noch heute von der Jugend gern gelesen. Im ganzen ein tätiger, gewandter Mann von heiterer Geistesanlage, ohne große Bedeutung; wenigstens urteilt Carlyle in seinen Erinnerungen etwas scharf über „den kleinen Löwen mit einer Art dünnflüssigen Ruhms", und spottet in seinem bekannten, Walter Scott gewidmeten Aufsatz über Basil Hall's geschäftige Wichtigtuerei. Vielleicht aber hat der geniale Apokalyptiker hier übers Ziel hinausgeschossen; denn ich erinnere mich, in meiner Kindheit einen warmen Dankbrief Scott's an meinen Großvater gesehen zu haben sowie die vollständige Handschrift zu einem seiner Hauptromane, die Scott ihm als Dankeszeichen für genossene mehrwöchige Gastfreundschaft an Bord des von Hall befehligten Schiffes im Mittelländischen Meere geschenkt hatte. Erwähnenswert ist auch, daß Basil Hall mit seinen Matrosen Bunsen bei seinen Ausmessungen in Rom für die auf Niebuhr's Veranlassung unternommene *Beschreibung der Stadt Rom* beistand. Im Jahre 1836 veröffentlichte er ein kleines (später mehrmals neu verlegtes) Buch: *A short residence in Germany, or Impressions of the Country, People and Manners* (Ein kurzer Aufenthalt in Deutschland, oder Eindrücke des Landes, der Leute und ihrer Sitten) — ein Titel, den das zweite Blatt auf bescheidenere Erwartungen stimmt: „Schloß Hainfeld, oder ein Winter in Unter-Steiermark". Es ist die Schilderung eines mehrmonatigen Aufenthalts meines Großvaters mit seiner Frau und seinen drei kleinen Kindern in dem Schloß der alten Gräfin Purgstall, vom Herbst 1834 bis zum Tode der Gräfin am 23. März 1835; Hammer-Purgstall, den berühmten Orientalisten, der die Gräfin beerbte, scheint Hall nicht kennen gelernt zu haben. Aus diesem wirklich etwas „dünnflüssigen" Buche ist dennoch manches Interessante über die damaligen Verhältnisse zu entnehmen. Weit bedeutender als Basil Hall war dessen Vater, Sir James Hall, Baronet (1761—1832), der als wissenschaftlicher Geolog — Schüler und Freund Hutton's — so Bedeutendes leistete, daß sein Name heute noch in deutschen

Lehrbüchern zu finden ist. Er entdeckte — wenn ich so sagen darf — die Idee der „metamorphischen Gesteine“, und in bezeichnender Weise ging er sofort von der Idee zum Versuch über und bekehrte seine widerstrebenden Kollegen durch die Hervorbringung künstlicher metamorphischer Gesteine in seinem Laboratorium. Er war viele Jahre Vorsitzender der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburgh, doppelt befähigt hierzu, da er auch auf dem damals noch wenig bebauten Gebiete der Kunstgeschichte durch sein Werk über *The Origin and Principles of Gothic Architecture* (Ursprung und Grundsätze der gotischen Baukunst) bahnbrechend gewirkt hatte. Ein Zufall des Schicksals hat diesen Mann noch durch eine weitere Tatsache denkwürdig gemacht: er war Mitschüler Napoleon’s an der Militäranstalt von Brienne, wo er (Hall) die Erlaubnis genoß, an dem mathematischen Unterricht teilzunehmen und dabei in kameradschaftliche Berührung mit dem um acht Jahre jüngeren Korsen kam. Das Leben führte sie nicht wieder zusammen; als aber Basil Hall auf der Rückreise von den Lutschu-Inseln St. Helena am 13. August 1817 anlief, ließ er sich bei Napoleon anmelden; sobald der Kaiser seinen Namen hörte, befahl er, ihn vorzulassen, und schritt erregt auf ihn zu: „Ihren Vater habe ich in Brienne gekannt; er war ein guter Mathematiker...“ Als Basil Hall sein Staunen über Napoleon’s Gedächtnis äußerte, erwiderte dieser ironisch: „Oh, das ist nicht im mindesten erstaunlich! James Hall ist der erste Engländer, den ich in meinem Leben erblickte; darum ist Ihr Vater mir stets unvergeßlich geblieben.“[1]) Die Mutter meiner Mutter entstammte der kleinadligen, ebenfalls in der Nähe von Edinburg ansässigen Familie Hunter; soviel ich weiß, hat sich auch diese Familie in der Wissenschaft, namentlich in der Medizin, ausgezeichnet. Meine Großmutter heiratete Basil Hall im Jahre 1825. Sie war eine sehr begabte, unternehmungslustige Frau, die ihren Gatten auf seinen Reisen häufig begleitete: sie hatte im strengsten Winter Kanada auf Segelschlitten durchquert und Forschungsreisen am Nil hinauf gemacht. Ihr Geist glich an Schärfe ihren Gesichtszügen; sie erfaßte schnell, urteilte lebhaft, sprach witzig; an ihrem

---

[1]) Basil Hall’s am Abend des 13. August 1817 aufgesetzter ausführlicher Bericht über diese Audienz wurde zum erstenmal veröffentlicht in der Monatsschrift *The Nineteenth Century*, Oktober 1912, S. 718 fg.

gastfreien Tische versammelte sich zweimal die Woche alles, was in der Marine von Bedeutung war, sowie Gelehrte und Reisende. Sie starb 1875 auf der Insel Malta, wo sie schon seit vielen Jahren zu überwintern pflegte. Ich erinnere mich, wie sie einmal einen Besuch, der über das Klima von Nordeuropa sprach, heftig unterbrach: „Ach was, Europa hat gar kein Klima, sondern nur Wetter, und speziell England ununterbrochen abscheuliches."

Dieser Ehe entstammten drei Kinder: meine Mutter, ihre Schwester, die den Bankier Christian auf der Insel Malta heiratete, und mein früh verstorbener Onkel, Kapitän Basil Hall, junior. Die Heranbildung der beiden jungen Mädchen geschah durch eine ganz vorzügliche deutsche Erzieherin, und zwar mit dem Ergebnis, daß die beiden die deutsche Sprache vollkommen beherrschten und mit deutschem Denken und Dichten fast so vertraut gewesen sein müssen wie deutsche Mädchen. Außerdem besaß aber meine Mutter offenbar ein ganz besonderes Sprachgenie. So war z. B. ihr Wunsch, das Lateinische zu erlernen, von ihrem Vater abschlägig beschieden worden; nun machte sich das junge Mädchen im Verborgenen allein an diese Aufgabe und brachte es ohne jeden Beistand so weit, daß, als einst mein Großvater und seine Freunde lateinisch zu reden anfingen, das junge Mädchen sich hineinmischte und fließend sprach. Gefragt, wie sie es anfange, Sprachen so schnell und so idiomatisch zu lernen, erwiderte sie, ihr käme eine neue Sprache gleich vom ersten Tage an bekannt vor; ihr sei zumute, als ob sie eine zusammengerollte Landkarte auf einen Tisch lege und nun mit der rechten Hand die Karte allmählich aufrolle; hierbei enthülle sich das Land zwar nur nach und nach, doch den Teil, den sie erblicke, erblicke sie von Anfang an deutlich und in vollkommenem Zusammenhang. Als echte Schottin war sie fromm und streng, gewissenhaft bis ins Übertriebene; ihre Interessen waren auf das Geistige und das Moralische gerichtet, weniger, glaub' ich, auf das Künstlerische und gar nicht auf die weltlichen und sinnlichen Vergnügen. Da sie noch vor Ablauf meines ersten Lebensjahres starb, hab' ich nicht die geringste Erinnerung an sie; doch hat man mir manches über sie erzählt, und namentlich besitze ich ihr ausführliches Tagebuch für das Jahr meiner Geburt, 1855, und habe daraus eine eingehende Vorstellung von ihrem Wesen gewonnen. Ich glaube, daß mein ältester

Bruder, Basil Hall Chamberlain, der bekannte Japanolog, manches von ihr geerbt hat, ich dagegen sehr wenig — weder ihre Leichtigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen, noch ihre asketische Gemütsart. Einen einzigen Brief besitze ich von ihrer Hand, geschrieben, wie ich ungefähr sechs Monate alt war; sie schildert den Neuangekommenen als sehr lebhaft und lustig und fügt dann hinzu: „Ich habe beschlossen, mit diesem Kleinen von Anfang an ausschließlich deutsch zu reden; es wäre doch zu schade, wenn das Kind die einzige Gelegenheit versäumte, mit dieser schwierigen Sprache vertraut zu werden.“ Die arme Frau erholte sich leider nie von den Leiden, die die Geburt dieses dritten Sohnes ihr verursacht hatte; schon mehrere Monate, ehe ich das Licht der Welt erblickte, klagt sie in ihrem Tagebuche über die vielen Beschwerden und über die große Unruhe dieses (ihres vierten) Kindes; sie besaß noch die innere Energie, es auf die Welt zu setzen; dann aber brachen ihre Kräfte zusammen und bald weilte sie nicht mehr unter uns.

*

Soviel nur weiß ich über die Herkunft meiner Mutter zu berichten.

Von meines Vaters Seite weist mein Stammbaum bedeutend verwickeltere Verhältnisse auf. Während meine Mutter, wie Sie sahen, aus zwei verwandten und der Rasse nach vollkommen identischen Familien stammt, trafen bei meinem Vater mehrfache Stämme zusammen, die, wenn auch gemeinsamen Ursprungs, bisher verschiedene Wege gegangen waren.

Henry Orlando Chamberlain, der Vater meines Vaters, ist in London geboren am 20. September des Jahre 1773; er war der uneheliche Sohn eines Grafen von Westmoreland. Unsere Familie reicht unter dem Namen Chamberlain nur zwei Generationen zurück; der Familienname der Westmoreland ist Fane; unter den Fanes wäre also unsere Verwandtschaft zu suchen, nicht unter den Chamberlains. Fane ist ein altnormännischer Name, der schon unter Wilhelm dem Eroberer vorkommt, und die Familie ist im Osten Englands ansässig, wogegen der Name Chamberlain aus dem Westen stammt. Wer Henry Orlando Chamberlain's Mutter war, wußte mir

niemand zu sagen: die einen vermuteten in ihr eine Frau aus demselben hohen Adel wie der Vater, wofür die Verheimlichung spreche; andere dagegen behaupteten, sie sei ein schönes Bauernmädchen gewesen. Näheres erfuhr ich nicht, namentlich da man in der Familie nicht gern über diese Sache sprach, vielmehr eine unbegreifliche Scheu empfand, den Ursprung aus Leidenschaft und Liebe bekannt zu geben. Ebensowenig gelang es mir jemals, Bestimmtes zu erfahren über die Tradition, die Westmorelands stammten in gerader Linie von Richard III. ab, und es flösse also Plantagenetblut in unsern Adern. Nur folgendes wurde mir überliefert. Als Jüngling kam mein Großvater in das Haus seines Vaters und wurde als angeblicher ferner Verwandter in Kameradschaft mit seinen legitimen Geschwistern erzogen. Hier erfaßte ihn nun leidenschaftliche Liebe zu der eigenen Schwester; sie wurde erwidert; die jungen Leute gaben sich das Wort; die Verlobung wurde bekannt. Da blieb dem Vater Henry's nichts weiter übrig: er mußte ihm das Geheimnis seiner Geburt enthüllen; am nächsten Morgen war der Jüngling entschwunden. In jenen Tagen war der Mensch ungleich unabhängiger als heute, wo wir in einem angeblich „individualistischen Zeitalter" leben und dabei in Wirklichkeit wie eine Herde Schafe, hinter tausend Drähten eingepfercht, jede Freiheit der Bewegung eingebüßt haben. Auf dem schnellsten Pferde war Henry entkommen; kein Reiter vermochte ihn einzuholen; er erreichte die nächste Hafenstadt und nahm sofort Dienst auf einem abfahrenden Schiffe. Jahrelang hat niemand gewußt, was aus ihm geworden war, und ob er überhaupt noch lebte; durch welche Abenteuer er ging, habe ich nicht erfahren; jedenfalls zog er das trockene Element dem feuchten vor und nahm in Portugal in der Postverwaltung Dienst. Hier scheint er es zu einer so ansehnlichen Stellung gebracht zu haben, daß er sich, ohne seinem Stolze Abbruch zu tun, bei den Seinigen zu Hause wieder melden konnte. Die Folge dieses Schrittes war, daß er in den englischen Konsulatsdienst eintrat und später in den diplomatischen. Von jetzt an bis fast zu seinem Tode war Rio de Janeiro der Hauptschauplatz seiner Tätigkeit. Während einer Reihe von Jahren führte er dort den Titel und das Amt eines Generalkonsuls für Südamerika; später aber, als die Revolution stattgefunden und Dom Pedro sich zum Kaiser aufgeschwungen hatte, ward er zum diplo-

matischen *Chargé d'Affaires* am Hofe Brasiliens ernannt. Für seine Verdienste während dieser bewegten, Englands Interessen stark bedrohenden Jahre, namentlich auch für den Abschluß des ersten Handelsvertrages zwischen Brasilien und England erhielt er den erblichen Baronet-Titel. Gegen Ende der zwanziger Jahre führten — wie Sie sich erinnern werden — die Ansprüche der beiden Brüder Dom Pedro und Dom Miguel auf den Thron Portugals zu argen Wirren in diesem Lande, und schließlich zum Bürgerkrieg. England, das bekanntlich stets überall die Hand im Spiele hat, war an dem Ausgang dieser Wirren in einem seine Interessen fördernden Sinne viel gelegen, und mein Großvater wurde bei seiner genauen Kenntnis der portugiesischen Verhältnisse für die geeignetste Person gehalten, die britische Regierung dort zu vertreten. So wurde er denn aus Brasilien zurückgerufen und im Frühling 1829 zum außerordentlichen bevollmächtigten Gesandten in Portugal ernannt. Seine Abreise aber verzögerte sich infolge der Debatten, die im englischen Parlament über die portugiesischen Wirren stattfanden; der Minister bedurfte seiner in London zur Beantwortung mancher unerwarteter Fragen . . . . und so verschob sich die Abreise von Tag zu Tag. Da führte eine unscheinbare Verletzung am Fuße, verschlimmert durch die Zuckerkrankheit, an der er seit einigen Jahren litt, am 31. Juli 1829 zum schnellen Tode.

Henry Orlando Chamberlain war ein begeisterter Freund aller Naturwissenschaften — der Physik, Astronomie, Botanik, Zoologie usw. Kein Mensch durfte — außer seiner Frau — sein Studierzimmer betreten, dessen Wände, Tische, wie auch der ganze Boden mit Büchern, Atlanten und Kupferstichen bedeckt waren. In Brasilien hatte er weit und breit das Land durchforscht, begleitet von Negersklaven, und auf diese Weise wertvolle naturwissenschaftliche Sammlungen angehäuft. Sein ausgedehnter Privatgarten war nach und nach zu einer Art botanischen Gartens der damals noch wenig bekannten Flora von Brasilien geworden, so daß die Forschungsreisenden sich bei ihm mit Pflanzen zu versehen pflegten. Von zwei Botanikern, deren Namen mir leider entfallen sind, wird erzählt, daß sie auf der Rückreise aus dem Innern, vor ihrer Ankunft in Rio de Janeiro ein Boot mit wichtigen Herbarienkisten verloren hatten; als sie nun, wie die meisten Forscher, bei meinem Großvater Wohnung nahmen,

erzählten sie abends von ihrem Verlust; er schwieg dazu; aber am nächsten Morgen, als sie die Haustüre betraten, stand er schon bereit und forderte sie auf, mit ihm einen Rundgang in seinem Garten zu machen, und richtig, das meiste von dem, was sie verloren hatten, fanden sie. Für seine Verdienste um die Gartenkunst, namentlich für die Einführung der Begonien nach Europa verlieh ihm die Royal Horticultural Society von London am 25. April 1828 ihre große silberne Medaille. In Steudel's *Nomenclator Botanicus* vom Jahre 1840 findet man noch eine Bignonia Chamberlainii, ein Name, der später einem Synonym weichen mußte. In den letzten Monaten seines Lebens, die er in London verbrachte, hielt mein Großvater populäre Vorträge über Astronomie vor einem kleineren Kreise. Nach seinem frühen, unerwartet eingetretenen Tode kamen seine Bibliothek und seine Sammlungen unter den Hammer und wurden so in die ganze Welt zerstreut; die Pflanzensammlungen erwarb Kew, und Berlin die sehr große entomologische Sammlung. Was ich da erzähle, ist ein magerer Bericht über eine offenbar umfassende Tätigkeit. Die Tatsache, daß Chamberlain, wie es scheint, nichts Schriftliches hinterließ, und die weitere Tatsache, daß von seinen vielen Kindern kein einziges seine wissenschaftlichen Interessen erbte, mag es wohl erklären, daß so wenig auf uns gekommen ist. Und so steht denn vor unseren Augen ein zwar fesselnder Umriß der Persönlichkeit des Henry Orlando Chamberlain, im Innern jedoch unausgefüllt.

Er war zweimal verheiratet. Aus der ersten Ehe, die bald durch Scheidung gelöst wurde, entsprossen zwei Kinder: ein Sohn und eine Tochter; aus der zweiten Ehe acht Kinder: fünf Söhne und drei Töchter; mein Vater, William Charles Chamberlain, war der älteste Sohn aus dieser zweiten Ehe; er kam zur Welt im Jahre 1818. Der Sohn aus erster Ehe, der den Baronettitel erbte, und die fünf Söhne aus zweiter Ehe sind alle Offiziere geworden: fünf in der Armee und einer — mein Vater — in der Marine.

Wenn ich nun dazu übergehe, von der Mutter meines Vaters zu sprechen, so eröffne ich damit einen für Sie insofern beachtenswerten Abschnitt, als ich selber durch Statur, Gesichtszüge, Charakter und Begabungsart von der Familie meiner Großmutter besonders viel geerbt zu haben scheine. Ich besitze weder die normännische

Nase noch die angelsächsischen Augen, ich bin bedeutend größer als die übrigen männlichen Mitglieder meiner Familie, außerdem leidenschaftlicher veranlagt und meine Seele ist der göttlichen Sprache der Musik als ihrem eigentlichen Elemente weit geöffnet: das alles sind offenbare Erbstücke aus dem Stamme der Großmutter; ihre Herkunft zu kennen, muß also dem Stammesforscher wichtig sein.

Diese meine Großmutter väterlicherseits, die zweite Gattin des Sir Henry Orlando Chamberlain, war eine geborene Morgan, aus dem nur von Kelten bewohnten Wales, dem Vaterlande der kymrischen Walliser. Nun bestand aber bekanntlich bei den Kelten die Sitte, daß sämtliche Bewohner eines Distriktes den Namen des betreffenden Landesherrn trugen; darum deckt auch der Name Morgan sehr verschiedene Elemente. Zum Glück hat ein Bruder meiner Großmutter, der Marinekapitän Richard Morgan, eine kurze Skizze der Familienchronik hinterlassen, die bis auf seinen eigenen Urgroßvater zurückgeht und meiner Schätzung nach sicher bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts reicht. Hieraus geht nun hervor, daß diese Morgans die Nachkommen in gerader Linie der Morgans von Tradegar waren (was nebenbei gesagt die jetzigen „Lord Tradegar“ nicht sind); somit stammen sie unmittelbar von den alten Häuptlingen oder — wie sie sich zu nennen pflegten — „Königen“ der Walliser ab, jenen kriegerischen Barden, die, auch wenn sie hoch zu Roß in die Schlacht ritten, die Harfe umgeschlungen trugen. Der Urgroßvater meiner Großmutter heiratete nun ein römisch-katholisches Mädchen, und dieser Umstand hat seinem Schicksal und dem seiner Nachkommen eine neue Wendung gegeben. Man kennt die innige Religiosität der Kelten; Indifferenz in Religionsfragen kommt bei ihnen nicht vor. Die Katholiken (wie zum Beispiel in Irland) sind die Treuesten der Treuen; die Nicht-Katholiken unter ihnen sind noch heute unversöhnliche Gegner Roms. Die Familie der Braut bestand darauf, daß mein Urahne selber in die katholische Kirche eintrete; seine Familie aber enterbte ihn deswegen und stieß ihn aus (wodurch der Mannesstamm von Tradegar erlosch oder wenigstens verschwand). Mit dem Vermögen seiner Frau, später noch vermehrt durch eine Erbschaft von seiner Mutter her, kaufte jener Ahne sich an in dem keltischen Grenzland und wirtschaftete so gut, daß er nach und nach zum Großgrundbesitzer sich auswuchs. Zu seinem

Schaden aber warf er sich auf die Pferdezucht, und die Pferdezucht führte zur Beschäftigung mit den Wettrennen, und diese schließlich zum Verlust des größten Teiles seines Vermögens. Der älteste Sohn aus dieser Ehe, John Morgan, raffte zusammen, was von des Vaters Vermögen übrig geblieben war, und suchte in London als Kaufmann sein Fortkommen. Auch er heiratete ein Mädchen aus dem walliser Grenzlande und zwar eine Blutsverwandte des berühmten Generals Wolfe, der im Jahre 1759 bei der Eroberung von Quebec fiel, nachdem er sich früher im österreichischen Erbfolgekrieg ausgezeichnet hatte. Meine Familie pflegte besonders stolz auf diese Verwandtschaft zu sein, und es gab wohl — außer dem meinigen — kein Haus, in dem das bekannte Bild von B. West, den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde darstellend, nicht gehangen hätte: Fahnen schwenkend stürzen die Boten heran; „Sie fliehen! sie fliehen!"; „Wer flieht?" flüstert Wolfe; „Die Franzosen fliehen!" — „Dann sterbe ich glücklich!" Namentlich der sentimentale Indianer, der nackend, über und über tätowiert, mit prächtigem Kopffedernschmuck, im Vordergrunde kauert, hatte mich als Kind gefesselt und war mir unvergeßlich geblieben.... Als ich im vorigen Herbst in Frankfurt zu einem Antiquargeschäft hineinschaue, strahlt mir der Blick des in Gedanken versunkenen Indianers entgegen — jetzt hängt er auch an m e i n e r Wand! John Morgan scheint von seinem Vater den Leichtsinn geerbt zu haben; denn nachdem er ein sehr großes Vermögen erworben hatte, verlor er es im Jahre 1773. Hierdurch wurde nun sein Sohn, William Morgan, der Vater meiner Großmutter, aus der von ihm als Offiziersaspirant bereits angetretenen Marinelaufbahn hinausgeworfen, da ein junger Offizier ohne Geldunterstützung von zu Hause nicht bestehen konnte und außerdem die Chargen damals gekauft werden mußten. Als die Botschaft von dem Bankrott seines Vaters eintraf, lag die englische Flotte vor Jamaika; der kommandierende Admiral, der sich für William Morgan interessierte, schlug ihm vor, sein Sekretär zu werden und zugleich die Stelle eines Zahlmeisters anzunehmen. Er ging darauf ein, erwarb dabei einiges Vermögen und trat dann in eine Londoner Firma als Teilhaber ein. Als Vertreter dieses Hauses siedelte er nach Lübeck über und bald darauf dauernd nach Lissabon. Dieser Umstand führte nun zu einer bemerkenswerten Blutmischung; denn in Lübeck

und später in Lissabon trat Morgan in Beziehungen zu einem gewissen Gerhard Böckmann, einem Lübecker Kaufmann, der ebenfalls meistens in Lissabon die Interessen seines Hauses vertrat. Im Jahre 1783 heiratete William Morgan Maria Katharina, die Tochter dieses Gerhard Böckmann aus Lübeck. Aus dieser Ehe wurde meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, Anne Eugenia Morgan, am 11. September 1785 in Lissabon geboren. Die Familie Böckmann (ob mit einem „n“ geschrieben oder mit zwei, weiß ich nicht, da meine Vorlagen beide Schreibarten aufweisen) wird nun in den Papieren meines Großonkels und auch sonst in den Familienerinnerungen als „dänisch“ bezeichnet; das war mir immer etwas sonderbar vorgekommen; denn die Bewohner der ehrwürdigen Hansastadt sind doch keine Dänen; ich vermutete dahinter ein englisches Vorurteil, das nicht das Wort „Deutscher“ aussprechen wollte. Doch von unerwarteter Seite kam mir Aufklärung, die Sie, hochverehrter Herr Regierungsrat, gewiss interessieren wird.

Im Juni des Jahres 1902 hat mich Franz Lenbach in München gemalt; es war, glaube ich, eines seiner letzten Bildnisse. Bei der ersten Sitzung studierte mich der Maler von allen Seiten, ließ auch vielfach photographische Aufnahmen von mir machen; es fiel mir aber auf, daß er mit der Zeit immer nachdenklicher wurde, daß er meine Hände oft in die seinigen nahm, daß er meinen Kopf aus allen möglichen Winkeln kritisch zu prüfen schien .... und richtig, plötzlich fährt er mich fast heftig an: „Sagen Sie mir, Herr Chamberlain, sind Sie wirklich ein rechter echter Engländer der Abstammung nach?“ „Ja“, antwortete ich, „mein Vater ist Engländer, meine Mutter Schottin, meine Großmutter war eine Walliserin, ich kann mich also als einen Vertreter der großbritannischen Hauptinsel betrachten.“ Lenbach brummte etwas in den Bart hinein und trat dann wieder nahe heran: „Nein, diese Schläfe! diese Hände! das Verhältnis vom Oberkopf zum Gesicht! und vor allem dieser Schnurrbart! — Das ist ja alles skandinavisch!“ Damit verschwand er hastig in den Hintergrund und brachte dann ein Bild herangeschleppt, das Nansen darstellte: „Sehen Sie, Herr Chamberlain, der Mann da ist Ihr Verwandter! Das ist Ihr Typus! Sie haben keinen rein englischen Typus!“ Nun müssen Sie wissen, daß die älteste Schwester meines Vaters, geboren in Rio de Janeiro 1815, bis zum Jahre 1912 in vollkommener

geistiger Frische gelebt hat; an sie schrieb ich und erzählte ihr von Lenbach's wunderbarer Schrulle. Darauf anwortete sie mir in einem Brief vom 26. Juni 1902, der vor mir liegt, und in dem sie mir folgendes sagt: „Lenbach's Scharfsinn ist höchst bewunderungswürdig. Meine Großmutter, Deine Urgroßmutter, stammte aus Lübeck, und da sie erst 1843 hochbetagt starb, habe ich sie noch sehr gut gekannt. Sie nannte sich zwar eine Dänin, pflegte aber mit besonderer Vorliebe von ihrem norwegischen und auch schwedischen Stammbaum zu erzählen. Auch sagte sie, sie sei mit den Reventlows entfernt verwandt." Näheres über diese Böckmanns weiß ich nicht; nur entnehme ich aus den genannten Papieren meines Großonkels die Nachricht, daß Gerhard Böckmann's Vater ein Bürger Lübecks und ein Maler gewesen sei; auch daß ein Neffe von ihm, namens Johann, in der holsteinischen Kavallerie diente und später General wurde und den Grafentitel erhielt.[1])

Hiermit, hochverehrter Herr Koerner, habe ich Ihnen wohl Fäden genug in die Hand gegeben, um für mich eine deutsche Verwandtschaft und einen skandinavischen Stammbaum zu entdecken und aufzubauen!

Nebenbei gesagt, waren und sind diese Morgans prachtvolle Rassemenschen. Von dem ausgestoßenen Urahnen wird erzählt, er habe sich mit 89 Jahren den Tod durch Sturz aus einem Apfelbaum geholt, da das Obst ihm nur schmeckte, wenn er's an Ort und Stelle genießen konnte; seine Gattin ritt noch im 94. Lebensjahre, drei Tage vor ihrem Tode, fünf englische Meilen in die Messe und fünf zurück. Ich habe als Jüngling mehrere Brüder meiner Großmutter, hochbetagte, schöne Männer, gesehen: warmherzig, kläräugig, lebensfroh; und als ich im Jahre 1908 das letzte Mal in England weilte, begegnete ich einem Vetter Morgan, fünfundachtzigjährig, der mit

---

[1]) Herr Regierungsrat Koerner hatte die Güte, mir unterm 29. Januar 1917 folgende Mitteilungen zu machen: „Die Lübecker Boeckmann stammen anscheinend aus der benachbarten Seestadt Stralsund. Die Boeckmann, früher Bokemanni, waren ursprünglich (vgl. Klempin-Kratz, *Pomm. Ritterschaft*, S. 6, 8, 38) landsässige adlige kleine Vasallen der Fürsten von Rügen und saßen vermutlich auf Böken bei Görmin, das sie wahrscheinlich anlegten. Nach 1325 zog die Familie in die Stadt, nannten sich auch von der Böken. In Lübeck erscheint schon 1286—1291 Rodolfus „de fago" (d. h. von der Böken, plattdeutsch für Buche) als Ratman, er wird auch Ludekinus genannt und ist vielleicht identisch mit Ludekinus Bokeman, 1273 Knappe im Fürstentum Rügen."

rosigen Backen, ein Liedchen pfeifend, den Stock schwenkend, wie der leibhaftige Till Eulenspiegel die Straße daherkam. Meine Großmutter, bei der ich die zwölf ersten Jahre meines Lebens — bis zu ihrem Tode — wohnte, war eine geradezu bestrickend liebenswürdige Greisin; stocktaub, lachte sie herzlich mit, wenn am Tische Heiterkeit herrschte, und, wollte man ihr mit Papier und Bleistift erzählen, wovon die Rede sei, wehrte sie freundlich ab: „Laßt nur sein, unterbrecht Euch nicht, Kinder, — wenn Ihr glücklich und guter Dinge seid, so bin ich's auch." In Portugal geboren und aufgewachsen, dazu katholisch erzogen und erst in ihrer Ehe zur anglikanischen Kirche übergetreten, pflegte sie, wenn sie erregt war, die Madonna und alle Heiligen in portugiesischer Sprache anzurufen, was mir als Kind einen unheimlich-gruseligen Eindruck machte. Die Gemütsart dieser Walliser hat wenig gemein mit der strengen Selbstbeherrschung der Südschotten und der vornehmen Kälte des eigentlichen Engländers. Wie beharrlich der Charakter sich vererbt, ersieht man daraus, daß von meinen Großonkeln Morgan mehrere als Erfinder oder als kühne Unternehmer bedeutende Vermögen erwarben, alle aber sie durch Leichtsinn oder Freigebigkeit wieder einbüßten — genau also wie ihre Ahnen. Auch an folgender Tatsache kann man die Beharrlichkeit des Rassecharakters beobachten: mir — der ich mein Lebtag nie in Wales war — ist ein bekannter, viel verspotteter dortiger Sprachfehler eigen, den weder meine Großmutter noch irgendein mir in der Kindheit nahestehendes Mitglied meiner Familie besaß — ich vermag es nicht, das englische „th" richtig auszusprechen, bei mir klingt das weiche „th" wie deutsches „w", das harte wie deutsches „v". Woher kann dieses Unvermögen stammen, außer von einem in anatomischen Verhältnissen begründeten Eigenwesen der Sprachwerkzeuge?

Von meinem Vater scheine ich physisch und geistig wenig geerbt zu haben. Er war von mittlerer Größe, eher darunter als darüber. Sein Typus war der echt englisch-normännische: himmelblaue Augen und eine kühne, gebogene Nase. Schon mit zehn Jahren kam er aufs Kadettenschiff und mit zwölf Jahren aufs Meer; so blieb denn seine Bildung auf die Marinefachkenntnisse beschränkt. Vom Kopf zum Fuß Offizier und in seine Uniform sozusagen hineingewachsen, berührte es peinlich, wenn er gelegentlich einmal Zivilkleidung an-

zog. Seinem Dienste mit ungeteilter Leidenschaft hingegeben, unerbittlich streng gegen andere wie gegen sich selber, genoß er in der Marine allseitige Hochachtung, nicht aber Beliebtheit — denn solche Eigenschaften sind häufig den Vorgesetzten ebenso unbequem, wie den Untergebenen unerwünscht. In der Familie dagegen kannten wir ihn nur als den mildesten, nachgiebigsten, gütigsten Vater. Sein Gemüt wechselte zwischen übersprudelnder, alles mit sich reißender Heiterkeit und sorgenvoller Melancholie, welche ihm die Tränen in die Augen trieb. Als Kind sah ich meinen Vater nur alle paar Jahre einmal flüchtig, denn er stand beständig im aktiven Flottendienst; meine alte Großmutter in Versailles pflegte mich aufzuziehen: „Du kennst Deinen eigenen Vater nicht, wenn Du ihm auf der Straße begegnest!“ Später bekam er Hafenanstellungen in Portsmouth, Chatam und Devonport, und in der Zeit zwischen Herbst 1866 und Sommer 1870, wo ich in England die Schule besuchte, habe ich meine Sommer- und Weihnachtsferien öfter bei ihm zugebracht; diese Ferien dauern aber in dem einen Falle nur drei und in dem anderen sechs Wochen. Vom Sommer 1870 an habe ich ihn nur noch zwei oder dreimal auf Reisen flüchtig erblickt. Im Februar 1878 starb er, und zwar als Opfer der Gladstonischen Politik der Ersparnisse, infolge deren er als kommandierender Admiral in Devonport täglich 16 Stunden Arbeit zu bewältigen hatte.

Einige Worte möchte ich noch hinzufügen über meinen Onkel, Sir Neville Chamberlain, geboren in Rio de Janeiro 1820, gestorben 1902 als Feldmarschall. Aus dieser Generation ist Sir Neville der einzige bedeutende Mann. Da er, noch halb ein Knabe, in die indische Armee eintrat und von da an viele Jahre hindurch fast ausnahmslos im Felde stand, so war es auch mit seiner Bildung ärmlich bestellt; um so interessanter waren bei ihm Charakter und Gemüt. Von verwegenstem Heldenmute, ist er — ohne die kleineren Wunden mitzuzählen — achtmal lebensgefährlich verwundet worden. In der Armee trug er den Beinamen *„the gallant“* — der Tapfere. Einer seiner hervorragendsten Zeitgenossen hat über ihn geurteilt: *„Chamberlain is the very soul of chivalry“* — in Chamberlain erblicke ich die Vollendung der Ritterlichkeit. Über seine Taten habe ich hier nicht zu berichten; wer dafür Teilnahme hat, findet sie in der ausführlichen Lebensschilderung von G. W. Forrest, die im Jahre 1909

in Edinburg und London erschien. Etwas aber wird er in dieser Biographie nicht finden, sogar kein Wort darüber, und gerade das erscheint mir das Mutigste und das Denkwürdigste seines ganzen Lebens: ich meine seinen Kampf gegen Regierung und Armeeleitung zur Zeit des schmählichen Burenkrieges. Der alte Feldmarschall, der sein Leben lang die Furcht nicht gekannt hatte, fürchtete sich nun auch nicht, gegen die öffentliche Meinung des ganzen Landes aufzutreten und in einer Reihe von immer heftiger werdenden Briefen an Zeitungen die Politik, welche zu diesem Raubkriege führte, und dann auch die Art der Kriegführung schonungslos zu geißeln. Namentlich richtete sich seine Empörung gegen den Bluthund Kitchener und gegen die von ihm erfundenen Konzentrationslager. „Sir Edward Grey behauptet, der Krieg in Südafrika werde nach den Regeln einer zivilisierten Kriegführung geleitet: ich widerspreche dieser Behauptung. . . . Welche ungeheure Entrüstung würde sich Englands bemächtigen, wenn ein feindliches Heer bei uns einfiele und derartige Greueltaten — ja, auch nur Annäherndes — verübte! . . . Noch niemals ist von einer britischen Armee eine so völlige und gedankenlose Zerstörung und Vernichtung ganzer Familien verübt worden. . . . Unser Volk ist so unwissend und so abgestumpft, daß es einer Presse Glauben schenkt, welche die große Güte und Freigebigkeit Englands gegen diese armen Gefangenen rühmt.“ Brieflich äußerte er sich gegen mich: „Ich hasse die Art, wie dieser Krieg von Kitchener geführt wird . . . . Daß unser Volk sich nicht einmütig gegen diese Barbareien erhebt, gereicht ihm wahrlich nicht zur Ehre; wir verdienen die Verurteilung aller zivilisierten Völker der Welt . . . . Für uns Engländer fordern wir unbehinderte Freiheit des Handelns, die übrigen Völker der Welt sollen sich zufrieden geben mit dem, was wir ihnen zu gönnen die Gnade haben.“ Als Feldmarschall, der noch auf der aktiven Liste geführt wurde, setzte ihn sein offener Kampf disziplinarer Maßregelung aus; darüber schreibt er mir am 16. August 1901: „Rügen und Strafen lassen mich vollkommen gleichgültig, und lieber reiche ich meinen Marschallstab dem König zurück, als daß ich Schweigen bewahre über eine Frage, welche die Ehre meines Vaterlandes und der Armee, der ich angehöre, betrifft. Meiner Überzeugung gegenüber kann ich ebensowenig zum Feigling werden, wie ich jemals in der Schlacht

dem Feinde den Rücken gekehrt habe." Die *Times* und auch andere führende Zeitungen weigerten sich gleich anfangs, seine Briefe überhaupt zu veröffentlichen; nur der *Manchester Guardian* und der *Daily Chronicle* wagten es; schließlich hatten auch diese nicht mehr den Mut, einer so freien Sprache ihre Spalten zu öffnen. Ja, die Verschwörung gegen die Wahrheit war schon damals so weit gediehen, so lückenlos organisiert, daß kein einziges Blatt in ganz England die Briefe nachdruckte oder gegen sie Einspruch erhob: die edle Stimme verhallte im leeren Raume. Und als der Held bald darauf, im Februar 1902, zu Grabe getragen wurde, wagte nicht einmal Lord Roberts, sein alter Adjutant und Freund, dem Sarge zu folgen, und der einzige Blumenkranz, der die Ruhestätte schmückte, wurde im Auftrage Kaiser Wilhelm's darauf gelegt.

Den letzten seiner gedruckten Aufsätze, der ebenfalls der Geißelung von Kitchener's feigen Mordtaten gilt, endet er mit einem Zitat aus Byron:

„The make a desert, and they call it peace"

— sie verwandeln das Land in eine Wüste und das nennen sie dann Frieden. Wie würde der edle Mann über das heutige England geurteilt haben! Über dieses willenlose Sichfügen eines ganzen irregeleiteten und sittlich verfallenen Volkes in eine Politik der schamlosen Lüge und des Meuchelmordes! Über diesen Wirbel des Wahnsinns, der selbst die besten Männer ergreift und sie in den Höllenabgrund hinunterreißt! Neville Chamberlain — dessen Leitspruch lautete: „Im Himmel Gott, auf Erden meine Pflicht" — wäre der einzige gewesen, der sich nicht hätte beirren lassen, und oft — wenn ich in diesen Zeiten meine schwache Stimme erhob — habe ich des Helden gedacht und seinen Segen auf mir gefühlt, der die Flüche der zeitweilig zu rasenden Bestien Verwandelten reichlich aufwiegt. Kurz vor seinem Tode schrieb er mir: „Ich danke Gott, daß Du nicht bloß frei geboren bist, sondern auch frei zu reden weißt."

BAYREUTH, Oktober 1917.

II.

MEINE ERZIEHUNG

BRIEF AN FRÄULEIN SIDONIE PETER

DAS SCHICKSAL IST EIN VORNEHMER
ABER TEURER HOFMEISTER

GOETHE

Hochverehrte Freundin!

Dem vielumstrittenen Problem der Erziehung widmen Sie besondere Aufmerksamkeit, und es reizt Sie — als ernste Leserin meiner Bücher — zu erfahren, welche Bildungswege ihr Verfasser wohl geführt wurde. Diese Frage schicke ich mich an nach bestem Vermögen zu beantworten. An eine eigentliche Chronik denke ich allerdings nicht; eine solche würde weder für Sie noch für mich belangreich sein; vielmehr möchte ich nur in Kürze dasjenige herauszuheben suchen, was bestimmend auf den werdenden Mann hat wirken müssen.

Greifen wir sofort ins Innerste: der Verlauf meiner Kinderjahre hat zur Folge gehabt, daß ich ohne „Heimat" durchs Leben gegangen bin. Was alle Menschen besitzen — das Gefühl einer naturnotwendig-angehörigen, bergenden, allseitig umhegenden, tragenden Heimat — das habe ich nie gekannt. Vom Erwachen des Bewußtseins an bis zu dieser Stunde habe ich überall „in der Fremde" gelebt; keinen Fleck auf Erden gibt es, von dem ich sagen könnte: dahin gehöre ich; und bin ich auch kürzlich bayerischer Bürger und damit politisch ein Deutscher geworden, so geschah das, als schon das 60. Lebensjahr umschifft war: es handelte sich um ein Zerreißen äußerlicher Bande, die mich an ein Volk fesselten, dem ich innerlich nie angehört hatte, zugleich um ein öffentliches Bekenntnis zu dem verlästerten und von allen Seiten bedrohten Staate, den ich, trotz seiner zahlreichen Unzulänglichkeiten, doch für denjenigen halte, der für die Menschheit das Edelste leisten k ö n n t e, dem Volke entsprungen, das allein in sich Elemente birgt, fähig, einem göttlichen Willen zu dienen. Eine „Heimat" im handgreiflichen Sinne der von Kindheit an vertrauten, den Instinkten, den Gewohnheiten, dem Geschmack mit unbewußter Vollendung genau angepaßten Umgebung kann mir auch Deutschland nicht werden. Ich weiß nicht, hochverehrte Freundin, ob Sie imstande sind, sich vorzustellen, was das heißt: nicht eine Heimat verloren, sondern eine Heimat niemals besessen, niemals ein Gemeinwesen betreten zu haben, wo jeder bekannt hätte: der gehört zu uns! vielmehr überall dem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Gefühl begegnet zu sein: der gehört n i c h t zu uns! Es bedeutet dieser Zustand ein völliges Aufsichgestelltsein, eine Verein-

samung mitten auf unserem so menschenreichen Gestirn, von der sich, glaube ich, andere schwerlich einen Begriff machen können. Ich habe Leute genug kennen gelernt — Deutsche, Engländer, Amerikaner, Russen — die fast ihr ganzes Leben im Auslande zugebracht hatten; ich besitze nahe Verwandte, die sich in diesem Falle befinden; alle diese Leute waren aber doch echte, rechte Deutsche, Engländer usw. einmal gewesen und waren es darum auch fern von der Heimat geblieben, oder aber sie hatten sich der neuen Umgebung vollkommen angepaßt und angegliedert. Bei mir traf weder das eine noch das andere zu: Engländer bin ich nie geworden; schon im fünften Lebensjahre fühlte ich mich im Inselreich vollkommen fremd und ungemütlich, und jauchzte auf, als ich nach kurzem Aufenthalt den festländischen Boden wieder betrat; ebensowenig vermochte ich es, das Anglo-kelto-skandinavische, oder wie Sie es nennen wollen, das in meiner Persönlichkeit Gestalt gefunden hat, in den verschiedenen Ländern, wohin mich das Schicksal verschlug, abzustreifen und die nicht angeborene Art als eigene anzunehmen. Besuchte ich gelegentlich meine englischen Verwandten, sie empfingen mich liebevoll, nannten mich aber *„the distinguished foreigner“* — den vornehmen Ausländer, da ich ihnen in Sprache, Geschmack, Gewohnheiten sowie durch Bildungsgang, Geistesrichtung, Weltanschauung weit ferner stand als z. B. Tausende von Deutschen, die sich in England niedergelassen und sich den Eingeborenen äußerlich ganz und gar angeähnelt und innerlich — durch Verstümmelung der eigenen und Nachäffung der fremden Art — jedenfalls sehr täuschende Scheinengländer aus sich gemacht haben, wogegen ich als Wesen aus einem andern Gestirn unter meinen Verwandten saß, physisch ihnen nahe, seelisch durch Sternenweiten von ihnen geschieden. Kehrte ich jedoch in mein jeweiliges Heim zurück — nach der Schweiz, nach Deutschland, nach meinem lieben Wien (wo ich zwanzig Jahre gelebt habe) — so fühlte ich mich zwar in der gewohnten Umgebung wohl und atmete auf, von dem mir unerträglichen Drucke des englischen Daseins erlöst zu sein, doch war ich jetzt für alle „der“ Engländer — der Engländer, dem man es auf tausend Schritte ansieht, daß er einer ist! Und ich will Ihnen nur gleich offen gestehen: es mißfiel mir dies nicht ganz, ja, ich unterstrich es in äußerlichen Kleinigkeiten nicht ungern, weil es mir zu große Vertraulich-

keit fern hielt und die mir durch lange Gewohnheit liebgewordene Vereinsamung unterstützte. „Liebgeworden" . . . das war vielleicht ein bißchen viel gesagt; aber die Natur hilft sich immer selber; der Kampf ums Dasein kennt keine Bethmann-Hollwegischen Bedenklichkeiten; wird der eine Nährboden entzogen, so muß ein anderer dafür gewonnen werden; und so habe ich denn schon sehr jung begonnen, mir eine eigene Welt zu schaffen, eine eigene Heimat, mich mit Künstlern, Denkern, Dichtern, Forschern, Träumern, Erfindern, Helden, Heiligen zu umgeben, dazu auch mit sinnlich vorhandener, greifbarer Liebe — alles aber um mich herum abgeschlossen, abgerundet, unzugänglich, etwa wie die Wasserspinne Argyroneta in ihrem kugelförmigen Lufttropfen mitten im Wasser ihren Kosmos mit sich führt, von der Umgebung ebenso getrennt, als wäre ihre Lufthülle ein undurchdringlicher Diamant, und dem Tode verfallen, wenn sie ihr aufgerissen wird. Hieraus nun — aus dieser Ausgeschiedenheit und Abgeschiedenheit — entstand eine ganz eigene Inbrunst, geboren aus anhaltendem, meist unbewußtem Versunkensein, und eine gewisse Höhe und Reinheit der Anschauung, weil nichts Mittelmäßiges — oder jedenfalls sehr wenig derartiges — trübend an sie heranreichte. Wenn ich mit Ihnen meine Bücher so einschätzen darf, daß ich von ihnen urteile: es war wert, daß sie geschrieben wurden, so glaube ich hiermit den Ursprung ihrer besonderen Art aufgezeigt zu haben, und dieser Ursprung hängt jedenfalls mit der Gestaltung meiner Kindheit zusammen.

Mehr will ich im Augenblick über diesen für meine Persönlichkeit und für mein Werk so entscheidenden Umstand nicht hinzufügen; es würde zu weit führen und uns von dem Gegenstand dieses Briefes ablenken. Lassen Sie mich nur noch sagen, daß ich den geschilderten Zustand der Heimatlosigkeit stets als einen unnatürlichen und insofern tief beklagenswerten empfunden habe; ich könnte Ihnen Briefe vorlegen, geschrieben vor dreißig Jahren, in denen ich dieses harte Schicksal als eine Fügung Gottes betrachte und mich nur damit zu trösten weiß, er habe mich wohl zu einem besonderen Amte auserkoren, und meine Pflicht sei es, in Ergebenheit und Demut zu gehorchen und abzuwarten.

Wie ist das nun alles gekommen?

*

Zwar bin ich in England geboren, da meine Mutter, nach mehrjähriger Abwesenheit, etwa vierzehn Tage vor ihrer Niederkunft in der Vorstadt Southsea des großen Marinehafens Portsmouth bei ihrer Mutter eingetroffen war. Ein Brief aus der Zeit erzählt, sie sei „eigentlich sterbend gewesen, als sie das Kind gebar". Und scheint sie auch selbst — nach der Äußerung, die ich in dem Brief an Regierungsrat Koerner angeführt habe[1]) — ihren Zustand nicht für so unmittelbar bedrohlich gehalten zu haben, sie schloß doch für immer die Augen, ehe ich mein erstes Jahr vollendet hatte. Da nun meine Großmutter mütterlicherseits, Mrs. Basil Hall, zu gesellig lebte und zu oft verreiste, um Kinderpflege übernehmen zu können, so kamen meine zwei Brüder (um 5 und um 3 Jahre älter als ich) sofort nach dem Tode der Mutter, und einige Wochen später auch ich, zu unserer Großmutter väterlicherseits, Lady Chamberlain, der Witwe des Sir Henry Orlando Chamberlain, die nur vorübergehend in England, dessen Klima sie nicht vertrug, gelebt, und — nach einem Wanderleben in Frankreich, Italien und Deutschland — sich seit kurzem dauernd in Versailles niedergelassen hatte, wo eine unverheiratete Tochter, Harriett Mary Chamberlain, der Pflege der greisen Mutter sowie der Führung des Hauswesens vorstand und nunmehr auch die Mutterstelle bei uns drei Knaben übernahm. Über diese engelhaft gute Tante bald mehr. Lady Chamberlain starb zu Weihnachten 1867 in Versailles, das sie nie mehr verlassen hatte. Vom Jahre 1856 an bis zum Mai 1868 war also das Haus in Versailles mein eigentliches Heim. Und da ich vom Herbst 1870 ab mit kurzen Unterbrechungen bis 1885 wieder in Frankreich oder in der französischen Schweiz gelebt habe, so ersehen Sie daraus, daß ich von den ersten dreißig Jahren meines Lebens mindestens siebenundzwanzig in den Ländern französischer Zunge zu Hause war. Daher kommt es, daß noch heute — wo ich mich seit vierzig und mehr Jahren in einer dem französischen Geiste diametral entgegengesetzten Richtung entwickle — mich dennoch ein anheimelndes Gefühl überkommt, wenn ich französisch reden höre, und daß ich mir das, was anderen Menschen wohl „Heimat" bedeuten mag, am lebhaftesten vorzustellen glaube, wenn ich mir vergegenwärtige, wie mir in

---

[1]) Vgl. S. 15.

französischer Umgebung zumute ist: innerlich ward sie mir zwar inzwischen ganz fremd, meine Sinne aber und mein Gemüt umschmeichelt sie mit tausend Klängen, und hundert vertraute Gewohnheiten rufen die Kinderjahre beglückend zurück. Ihre Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, ihre große Intelligenz, ihre Freundestreue macht die Franzosen meinem Herzen teuer, mag auch ihre Politik noch so schlecht und mögen ihre Politiker noch so erbärmliche Gauner sein. Heute noch fällt es mir schwer, einen ganzen Tag vorüber gehen zu lassen, ohne ein französisches Buch aufgeschlagen zu haben, so vertraut und altgewohnt wirkt auf mich nicht allein die Sprache, sondern die ganze Art zu denken und dem Gedanken Ausdruck zu verleihen. Bei meinen beiden Brüdern trat das nicht ein: der eine war schon sieben Jahre alt, der andere vier, als sie nach Frankreich kamen, daher besaßen die beiden stark ausgeprägte englische Erinnerungen, wogegen ich in Frankreich zum Bewußtsein erwachte und England später als ein unbekanntes, fremdes Land betrat; außerdem verließen sie beide Frankreich noch vor dem Tode der Großmutter und bewohnten es nie mehr, wogegen ich die abgebrochenen Beziehungen — wie Sie sahen — sehr bald wieder anknüpfte und lange Zeit hindurch fortsetzte.

Jetzt aber kommt erst das entscheidend Eigenartige. Denn wäre ich in eine rein französische Umgebung gekommen, so wäre ich einfach ein kleiner Franzose geworden; ich kam aber in eine gemischte Umgebung: die Familie englisch, die Dienerschaft — und nicht nur die Dienerschaft, sondern auch alle weiteren Kreise des täglichen Lebens — französisch. Man weiß, wie zähe der Engländer seine Eigenart festhält: in der Familie und bei Tisch wurde ausschließlich englisch gesprochen, und die vielen durchreisenden und oft (wegen der Nähe von Paris) wochenlang bei uns weilenden Verwandten waren meist Stockengländer, die kein Wort französisch verstanden. Englische Kinder verbringen aber den größten Teil des Tages in der Kinder- oder der Schulstube, und dort hörte ich kein Wort englisch. Es lebten nur wenige Engländer und Amerikaner in Versailles; mit keinen waren wir intim; die Beziehungen meiner Großmutter bestanden hauptsächlich aus alten französischen Offizieren und Staatsbeamten, und zu der kleinen, durch ihren Reichtum mächtigen Kolonie französischer Protestanten, alle stark mit elsäs-

sischem und schweizerischem Blute durchsetzt — die André, Neuflize, Pressensé usw. Woher es denn auch kam, daß meine näheren Kameraden, die Spielgenossen, mit denen der Sonntag- und Donnerstagnachmittag durchgetobt wurde, alle ohne Ausnahme kleine Franzosen waren. Unserem Hause an der Avenue de Saint-Cloud genau gegenüber lag das Lycée Impérial, das mein ältester Bruder besuchte, als ich noch im Röckchen einherging, und dessen Lehrkräfte täglich zu Privatstunden ins Haus kamen. Die Läden, in die ich mit kleinen Aufträgen geschickt wurde, die fremden Kinder, mit denen ich fast täglich im Schloßpark spielte, die Damen, die ich sah, wenn ich meine Tante auf Besuche begleitete, die Soldaten, die sich dem netten Kindermädchen näherten und stets die Kunst besaßen, mit dem Buben schön zu tun ... alles, was von außen an mich herankam, war französisch. Später war ich dann selber Schüler des Lycée, wo wir in den unteren Klassen (und nur die habe ich besucht) neben etwas Latein und Rechnen ausschließlich französische Sprache, französische Geschichte, französische Geographie trieben. Die anglikanische Kirche besuchten wir Kinder nur einmal im Jahre, allsonntäglich dagegen die französisch-kalvinistische, deren Gemeinde wir — dem Geschmacke meiner Tante folgend — eigentlich angehörten; noch heute empfinde ich diesen einfachen Gottesdienst als den meinen Bedürfnissen angemessensten. Diesen Einflüssen — die in den empfänglichen Geist des Kindes tagtäglich zu allen Poren eindringen mußten — wirkte aber unaufhörlich entgegen nicht allein und nicht hauptsächlich die im engeren Familienkreise gepflegte englische Sprache, sondern die beständige Betonung der Überlegenheit des englischen Wesens und des geringen Wertes alles Unenglischen. Es wurde mir nicht gerade gelehrt, ich solle die Franzosen verachten — sah ich sie doch im Hause verkehren — wohl aber, daß ich sie als eine niedrigere Form der Menschheit zu betrachten und nicht in einem Atem mit Engländern zu nennen hätte. Schon ganz klein hatte ich dieses Hochmutsgift eingesogen und wußte über „französische Frösche" zu spotten, „französische Lügner" zu verachten, „französische Hähne" lächerlich zu finden. Hatte der Lehrer in der Geschichtsstunde von einem französischen Siege, von einem für Frankreich glorreichen Friedensschluß erzählt, bei Tische wurde aus dem Sieg eine Niederlage oder ein Zufall, und dem französischen Ge-

winn gegenüber wurde Großbritannien's Weltreich herausgestrichen. Hatten wir — ich nehme ein beliebiges Beispiel — hatten wir in der Klasse die üblichen Formeln zu Briefanfängen und -Abschlüssen gelernt, so wurde ich eindringlich ermahnt, mich n i c h t darnach zu richten, es gälten diese Regeln nur für Franzosen, wogegen Engländer jedem gegenüber bei ihren einfacheren Formen zu beharren hätten. Ich könnte manches ähnliche anführen, müßte aber befürchten, zugleich trivial und übertrieben zu wirken — was vielleicht schon bei den gegebenen Beispielen zutrifft: denn meine Tante war eine wahrhaft kultivierte Frau, die von Jugend an viel in Frankreich und Italien und auch mehrere Jahre in Deutschland gelebt hatte und deren Kenntnis und Anerkennung des fremden Wesens und vielfache Vorliebe für dieses sogar im täglichen Leben sie mit den englischen Verwandten oft in heftigen Widerstreit brachte; nichtsdestoweniger war für sie die Überlegenheit Englands ein Dogma, und kaum war ich in Hosen gesteckt, als ich z. B. schon gelernt hatte, das Schicksal Irlands und Indiens als beneidenswert zu betrachten, weil diese Länder von Engländern regiert werden. Solche Dinge stecken in dem Kopf auch des freiesten Engländers ebenso fest, wie das Matterhorn auf seinen granitnen Wurzeln unerschütterlich fest steht — sogar mit dem Unterschied, daß dieses doch, wenn auch dem Auge unwahrnehmbar, täglich abbröckelt, wogegen Gott selber unfähig wäre, dem Engländer von seinem Überlegenheitsgefühl ein Deutchen abzuhandeln. Welches Kind wäre imstande, einem solchen Einfluß zu widerstehen? Und die Folge dieses Einflusses war, daß ich mich schon als Kind in dem Frankreich, das ich liebte, dennoch zugleich fremd fühlte. Wurde ich aber zum Besuch meiner anderen Großmutter, Mrs. Basil Hall, nach England hinübergeschickt — der erste derartige Besuch, dessen ich mich entsinne, fand in meinem fünften Lebensjahre statt — so überkam mich dort ein solches Gefühl der Fremdheit und der Verlassenheit, daß ich mich noch leidenschaftlicher an das mich begleitende französische Kindermädchen anschloß und den Tag der Rückkehr nach Frankreich nicht abwarten konnte. Schon bei diesem ersten Besuche hatte ich in England merkwürdigerweise auch besonderes Pech. Die englischen Fleischer, Bäcker, Gemüsehändler usw. pflegen morgens ihre Waren in leichten, zweiräderigen Wägelchen herumzufahren, deren kleine Pferde im Galopp laufen. Ein solcher Wagen sauste

ohne Warnungsruf um die Ecke, und das Pferd traf mich so hart, daß ich weit weggeschleudert wurde; dies allerdings war meine Rettung; denn dadurch kam ich nicht unter die Räder. An diesem kleinen Vorfall lernte ich den großen englischen Grundsatz kennen: *look out for yourself!* sorge für dich selbst! In Frankreich wäre es des Kutschers Pflicht gewesen, langsam um die Ecke zu fahren und jedenfalls auch einen Warnungsruf auszustoßen; in England dagegen war es m e i n e Pflicht, aufzupassen, ob ein Wagen käme oder nicht. Wenige Tage später erhielt ich eine zweite Lektion. Mit anderen Kindern belustigte ich mich auf einer Volkswiese; da erhielt ich auf einmal von einem schlecht beaufsichtigten Esel einen Hufschlag in die Magengegend: in Frankreich hätte der unaufmerksame Eseltreiber eine Strafe erhalten, in England galt es als m e i n e Schuld, daß ich nicht besser aufgepaßt hatte. Auch die Roheit und der Eigenwille der Kinder, deren zügelloser Unabhängigkeitssinn in England von klein auf großgezogen wird (siehe die Romane von Rudyard Kipling, in denen der flegelhafteste Junge stets als der wackerste gepriesen wird), verletzten mich bis ins Innerste, der ich gewohnt war, mit meinen französischen Kameraden so harmlos heiter und unselbstsüchtig zu spielen. Von diesem mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Besuch in England, sowie auch von anderen aus der früheren Kindheit könnte ich viel erzählen: es prägten sich der Herzensschmerz und die Abneigung unauslöschlich ein; ebenso gegenwärtig ist mir der kindliche Jubel, wenn ich in Havre oder Calais festländischen Boden wieder betrat.

So fühlte ich mich denn als Kind in Frankreich heimisch, doch in eine Wolke überlegener englischer Vorurteile eingewickelt, die mich auf Schritt und Tritt von der Umgebung schieden; während ich in England todunglücklich war und von den englischen Buben „französischer Laffe“ geschimpft wurde. Bald sollte diese Tatsache der doppelten Heimat — und daher keiner Heimat — zu den ersten tragischen Verwickelungen führen.

*

Im Herbst 1866 — kurz nachdem ich ins zwölfte Lebensjahr getreten war — wurde ich nach England in die Schule geschickt; die Sommer- und Winterferien verbrachte ich zu Hause in Versailles,

fortan umfing mich aber etwa neun Monate des Jahres englische Luft. Wollte ich Ihnen nun lediglich aus dem Gedächtnis erzählen, wie grenzenlos unglücklich ich in dieser mich fühlte, wie unfähig ich war, mich mit den englischen Verhältnissen zu versöhnen — Sie könnten glauben, die Rückerinnerung, verstärkt durch spätere Eindrücke, führe mir ein unbewußt stark übermaltes Bild vor den Sinn; das Umgekehrte ist wahr: immer wieder vergesse ich, w e l c h e Seelenleiden ich damals durchmachte — ich heiteres, zärtliches Kind, das die physischen Schmerzen schon gut kannte, die moralischen aber noch gar nicht. Doch ich besitze alle meine Briefe aus der Zeit, und sie sind so erschütternd — ja, ich versichere Sie, geradezu tragisch erschütternd — daß, als ich sie jetzt wieder durchsah, genau fünfzig Jahre nach ihrem Entstehen, ich diese Lektüre kaum ertragen konnte. Ich kann wohl sagen: was auch das Leben seitdem mir gebracht haben mag — und wer könnte sechzig Jahre leben, ohne viel zu leiden — s o l c h e n Schmerz habe ich nie wieder empfunden und kann ich nie wieder empfinden; es war das unbedingte, rettungslose, hoffnungsbare Elend einer verlassenen Seele, plötzlich aus Liebe, Güte, Sanftmut, Freundlichkeit herausgerissen und in die Hölle des Faustrechts hineingeworfen. Wie richtig sagt Rousseau: das Gefühl ist der Nährboden der Phantasie und dadurch die Bereicherin des Verstandes. Meine sonstigen Briefe — von früher oder von später — sind gewöhnliche Knabenbriefe, diese aber weisen ergreifende Wendungen auf: überströmende, sich nie genug ausdrückenkönnende Liebe zu den guten Geistern meiner Kindheit, mit flehentlichen Bitten, mich zu erlösen, die Abweisung alles Trostes wirken trotz aller Unbeholfenheit wahrhaft beredt. So z. B. wenn ich meinen Vater anrufe, er möge es doch möglich machen, auf eine Stunde zu kommen, und mich dann hinausrufen lassen: „Ich werde Dir nichts sagen; ich will nur mich einmal ausweinen können; denn ich fühle es, ich muß sonst unter der Last der zurückgestauten Tränen ersticken. Oh komme doch aus Liebe zu Gott!" — „Ihr sagt mir, ich solle versuchen, glücklich zu sein; mit aller Kraft versuche ich es, doch fühle ich mich nur immer noch elender *(miserable).* Wäre es nur ein ganz klein wenig mehr, ich könnte sicher nicht leben." — „Seid tausendmal bedankt dafür, daß Ihr in Eueren Briefen mich tröstet und ermutigt; aber solange es keine Seele gibt, der ich mein Herz öffnen kann, kann ich auch kei-

nen Trost finden.“ — „Weißt Du noch, Tante, den langen, langen, langen letzten Kuß, vor der Trennung? Ob ich noch werde küssen können?“

Schildern will ich Ihnen die Schule nicht; ich wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören; es war eine jener kleinen Privatschulen auf dem Lande, wie sie in England als einträgliche Spekulation von jedem Unberufenen gegründet werden dürfen; alles war gleich hassenswert: die elende Unterkunft und Kost, die unfähigen, liebelosen, stockschwingenden Lehrkräfte, die entsetzlich rohen Buben, welche — grausam und feig — kein größeres Vergnügen kannten, als mich — den kleinsten und fremdesten — zu quälen. Die Ernährung war so ungenügend, daß, sobald der Spaziergang ans Meer führte, die Kleider hinflogen, und wir ins Wasser stürzten, nur mit einem Taschenmesser bewaffnet, um von den nahen Felsen die Muscheln loszulösen und uns einmal satt zu essen. Die Lehrer waren sehr zweifelhafte Subjekte; der eine kam wegen Sittlichkeitsvergehen vor Gericht. Was die lieblichen Knaben betrifft, so warfen sie manchmal abends, wenn das Licht ausgelöscht war, mit ihren Stiefeln nach meinem Bette und wetteten, ob sie den Kopf des „Franzosen“ treffen würden, oder aber ich mußte in kalter Winternacht im Hemde schlotternd an der Türe stehen und auf den diensthabenden Lehrer aufpassen; denn tags zuvor war ein Bube über die Mauer geklettert, um Wein aus der Dorfkneipe zu holen, während andere aus Küche und Kammer Eßwaren „stibitzt“ hatten, und nun feierten sie ein nächtliches Fest. . . . . . Dickens’ meisterhafte Schilderung einer ähnlichen Anstalt in *Oliver Twist* ist Ihnen ohne Zweifel bekannt; sie mag Ihnen genügen. Mir liegt hier nur daran, daß Sie einsehen, auf welchen Wegen meine Kindheitserfahrungen es dahin brachten, jedes keimende Heimatsgefühl in mir zu ersticken. In dieser Hölle der kleinen Schule — so stark hatten doch meine Briefe gewirkt — ließ man mich nur dreiviertel Jahr, dann kam ich (im Herbst 1867) in eins der bekannten großen englischen *Colleges,* Cheltenham, wo ich bis zum Frühjahr 1870 Schüler war. Hier herrschte allerdings ein anderes Leben! Die Lehrer waren Geistliche der anglikanischen Kirche; die Kameraden entstammten vornehmeren Häusern; dazu eine mustergültige Organisation zum Schutze der Schwachen, getrennte Schlafstätten usw. Unter siebenhundertfünfzig — statt siebzig — Knaben war es ver-

hältnismäßig leicht, sich abzusondern; außerdem erhielt ich bald mit nur einem anderen Knaben zusammen ein eigenes Studierstübchen; in der Stadt und Umgebung hatte ich in netten Familien Verkehr; kurz, es war ein recht menschenwürdiges Dasein, in das ich mich bald hineinfand. Es kam so weit — als infolge des Todes der Großmutter unser Heim von Versailles nach England verlegt worden war — daß ich ohne jede Sehnsucht die Ferien herannahen sah; denn ich fühlte mich auf der Schule unabhängiger als zu Hause. Bemerkenswert ist aber, daß ich nicht mit dem Ganzen als ein Teil verschmolz, sondern, wie gesagt, mich isolierte. Einen einzigen Knaben erwählte ich mir zum Freund — einen phantastischen Kerl, der den Engländern unheimlich, mir aber gerade recht war; sonst pflegte ich nur die gutnachbarlichen Beziehungen, die sich hier und dort — bei Tisch, in den Klassen usw. — von selbst ergaben; Feinde hatte ich ebenso wenig wie Freunde; häufig wurde ich bei Streitigkeiten oder Spielen zum Schiedsrichter gewählt. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage: der vorhin geschilderte Argyroneta-Zustand begann sich schon damals auszubilden; er wurde vollendet, als zu Beginn meines fünfzehnten Jahres die an Tollheit grenzende Begeisterung für Shakespeare mich erfaßte und ich nur noch wie im Traume die Welt der Wirklichkeit erblickte. Mitten in diesem ersten Begeisterungstaumel erkrankte ich; dies geschah im Februar 1870; zuerst wurden englische Kurorte besucht; im Sommer fuhr ich mit meiner Tante nach Ems; ich habe nie mehr in England gelebt, noch von Engländern Unterricht genossen.

Da ich in anderen Briefen auf meine Kindheit werde zurückkommen müssen, beschränke ich mich hier auf eine Charakteristik meiner Tante, deren Einfluß auf meine Jugend groß war, und auf einen ebenso knappen Bericht über den Gang meines Unterrichts, bis ich die Schule verließ; daran wird sich als Nachtrag eine kurze Betrachtung der Rettungsarbeit anschließen, die mein deutscher Hauslehrer, Otto Kuntze, an mir Armem vollbrachte.

*

Unterricht hat mir die Tante, als ich noch ganz klein war, selbst erteilt: sie lehrte mich Lesen, Schreiben, Rechnen und führte mich — sogar mehr als mir recht war — in die Kenntnis der heiligen Schrift

ein, namentlich — denn so will es die englische Sitte — in das Alte Testament, aus dem ich Wurm alle Erzväter und Patriarchen mit ihren Stammbäumen auswendig lernen mußte: eine Gesellschaft, die mir mit sechs Jahren ebenso widerwärtig war, wie sie es mit sechzig Jahren noch ist. Doch erfolgte die dauernde Beeinflussung durch diese edle Pflegemutter auf anderem Gebiete: die Bildung des Charakters, oder — wenn man dies für unmöglich hält — wenigstens die kraftvolle Lenkung des gegebenen Charakters in bestimmte gute Bahnen, dazu der gar nicht zu zergliedernde Eindruck bestimmter allgemeiner Geistesrichtungen auf ein empfängliches Gemüt. Sie sind so gründlich belesen, verehrte Freundin, daß Ihnen gewiß der dritte Brief des fünften Buches von Rousseau's *Nouvelle Héloïse* mehr oder weniger gegenwärtig sein wird — die wundervolle Schilderung von Julie's Erziehungsgrundsätzen. Hier haben Sie die buchstäblich genaue und genial überzeugende Beschreibung der Methode, nach der die geliebte Tante uns erzog, und ich kann nichts Besseres tun als Sie darauf verweisen. Ob sie Rousseau gelesen hatte, weiß ich nicht; und wenn auch, ihr waren diese einzig weisen Überzeugungen gewiß eingeboren. S a n f t m u t g e p a a r t m i t U n e r b i t t l i c h k e i t: das waren die zwei Grundsäulen ihres Verfahrens; und es waren wirkliche „Säulen". Sie beherrschte sich so vollkommen, daß sie auch im Affekt sich nicht untreu wurde; erst als erwachsener Mann habe ich erfahren, daß es in ihrer Natur lag, ungeduldig zu sein, erst als erwachsener Mann, daß sie nachgiebig sein konnte. Was auf diese Weise erreicht wird, habe ich erfahren, als ein wilder Vetter, der schon mit neun Jahren aus mehreren Schulen fortgejagt worden war, auf einige Monate zu uns kam: es dauerte keine drei Wochen, und er war folgsam wie ein Lamm. Man glaubt nicht — wenn man es nicht kennt —, welche Ruhe und welcher unzerstörbare Frieden in einem also regierten Hause herrscht: nie eine laute Stimme (es sei denn die eines jauchzenden Kleinen), nie ein Schimpfen und Drohen und Strafen, nie ein Geheul und Gewinsel bittender, klagender, eigensinniger Kinder. Wenn diese wissen, daß jede Anordnung ausnahmslos gültig bleibt, daß ein gegebenes Wort nie gebrochen, auch nie um Haaresbreite umgebogen wird, so finden sie sich bald darein; die Wurzel alles Übels ist der Mangel an Folgerichtigkeit. Freilich ist's mit der bloßen Logik hier so wenig wie anderswo getan;

die Genialität des echten Mutterinstinktes muß dazu kommen: erraten, was ein Kind begehrt, wissen, was ein Kind darf und bedarf, erfassen, was ein Kind versteht und nicht versteht. Denke ich heute zurück, so staune ich über die klare Vernunft aller Anordnungen der Tante: die reine, völlig unselbstsüchtige Liebe führte eben auf ihrem Wege zur wahren Natur, und das, was der Natur — hier Natur des Menschen — gemäß ist, ist notwendig dem Lebensziel angemessen und stimmt darum mit den Ergebnissen überlegener Vernunft überein; ja, ich glaube, sie kommt überall ein Stückchen weiter, denn die Vernunft gibt nur das Verständnis des Gefüges, wogegen die Liebe — als wirkende Natur — auch jeder Überraschung, jedem Unvorhergesehenen gewachsen ist, alles heilen und wieder neuerschaffen kann. Den schönen Vers Goethe's:

Vernunft und Liebe hegen jedes Glück!

glaube ich richtig zu lesen, wenn ich das Wörtlein „und" stark betone: diejenige Vernunft, die sich nicht als Gegensatz der Liebe brüstet, und diejenige Liebe, die nicht die Vernunft als ihre Feindin, sondern vielmehr als ihre Stütze empfindet, diese beiden sind es, die ein dauernd Gutes „hegen" — nenne man es „Glück" oder wie man sonst will. Was ich vorhin das Unerbittliche unserer treuen Pflegemutter nannte, das war eben ihr Bekenntnis zur Vernunft; in ihrer Sanftmut bewährte sich das Walten der Liebe. Da Sie selber den pädagogischen Fragen viel Interesse zugewandt haben, brauche ich Ihnen gegenüber kaum zu betonen, welche bestimmenden Eindrücke Gemüt und Charakter aus einer derartig starken und anhaltenden Beeinflussung fürs ganze Leben gewinnen muß. So war ich z. B. von Natur zu unbändigem Jähzorn veranlagt; ich kann mich nicht erinnern, mehr als einmal dafür bestraft worden zu sein; doch gelang es meiner Tante, mich nach und nach zur Überwindung dieser schlechten Leidenschaft anzuleiten. Und so mit vielem, was ich nicht aufzählen will. Nennen will ich nur noch das Eine, das Große, das Mittlere: das Element der Ruhe, der Geduld. Es war mir sicher nicht ein angeborenes Geschenk der Natur, jedenfalls kein fertig gegebenes; ihr Beispiel aber hat das Wunder zustandegebracht; denn in dem wirkenden Beispiel fließt jenes geheimnisvoll aus Vernunft und Liebe Zusammengesetzte aus dem einen Herzen

in das andere „ein“, als nicht abzuweisender „Einfluß“; und so wurde mir — mir selbst zum Trotz — die fast unbeschränkte Geduld geschenkt, ohne welche gerade m e i n Leben nicht zu leben gewesen wäre. War ich als Kind krank, so gab es für mich ein souveränes Beschwichtigungsmittel: die Hand der Tante; ruhte diese auf mir, ich konnte jede Beklemmung, jeden Schmerz ertragen; mehr als einmal stand ich unter diesem Schutze, wie von Engelsfittichen umgeben, in vollem Frieden vor den Toren des Todes. Man kann und soll diese Dinge nicht durch viele Worte entweihen; es genügt, wenn ich Sie nachempfinden lasse, daß diese gute, ja heilige Frau mir gleichsam das Gefühl für die Gegenwart Gottes geschenkt hat.

Bis zu meinem zwanzigsten Jahre waren wir — mit Ausnahme der englischen Schulzeit — fast immer zusammen; bis zu meinem dreißigsten Jahre sah ich sie oft und viel; bis zu meinem fünfundvierzigsten, wo sie starb, blieb ich mit ihr in regem Briefverkehr. Was man in einem solchen Falle Dank nennt, empfinde ich als eine Jakobsleiter, an der mein besseres Ich immerwährend emporstrebt, während sie, sobald ich die Gedanken hinaufrichte, aus der Verklärung sich herabneigt, stets — wie im Leben — einzig bestrebt, zu helfen, zu dienen, sich aufzuopfern.

In geistiger Beziehung war das Verhältnis zwischen uns ein weniger ergebnisreiches. Sie war sehr freiheitlich gesinnt, sowohl in politischer wie in religiöser Hinsicht: da war ich ihr gelehriger Schüler. Cromwell z. B., den man in meiner Familie noch heute mit der Bezeichnung *„rascal“* oder *„wretch“* abzutun pflegt, lehrte sie mich als den größten Staatsmann Englands bewundern; in der modernen Politik haßte sie Disraeli und schwärmte für Gladstone. Sie hatte eine gewisse Neigung, sich für allgemeine Weltanschauungsfragen zu interessieren; doch geriet sie da gar bald ins Moralisch-Sentimentale. Auch in der Kunst wurzelte ihr Interesse in einer gewissen Fähigkeit, sich sinnlich-sittlich beeindrucken zu lassen. Die Wissenschaften erschreckten sie. So kann ich denn nicht sagen, daß ich geistig viel Förderung von ihrer Seite erfahren hätte — wenn es gleich viel war im Verhältnis zu dem, was meine übrige angeborene Umgebung mir gab.

Und hiermit komme ich zu einem weniger erquicklichen Gegenstand: zu dem Bericht über die Erziehung, die ich bis zu meinem

fünfzehnten Lebensjahre genoß. Wohl selten mag ein strebsames, von Natur dem Lernen zugetanes Kind einen derartig chaotischen Unterrichtsgang genossen haben wie ich. Ich sage „Unterrichtsgang“; denn von „Bildung“ kann man gar nicht reden, bis ich im sechzehnten Jahre das Glück hatte, einem Deutschen in die Hände zu fallen; und ich sage „genossen“, wo „erduldet“ richtiger wäre, denn ich verlor zuletzt die Lust und den Mut, und erst Professor Kuntze hat sie wieder geweckt. Mein ältester Bruder hatte den Vorzug, das französische Gymnasium von der untersten Klasse bis zur obersten durchzumachen und das Ganze durch das Baccalaureus-Examen an der Sorbonne zu krönen: hierdurch erhielt er eine völlig einheitliche und ausgiebige Grundlage zu jeder beliebigen weiteren Bildung; mein zweiter Bruder, der für die Marine bestimmt war, kam ganz klein nach England und bald darauf auf das Kadettenschiff: ein zwar nicht reicher, aber ebenfalls einheitlicher Bildungsgang; ich dagegen wurde von einer Anstalt in die andere herumgeworfen, wo ich immer von neuem umlernen mußte, bis mein armer Kindskopf verwirrt und müde wurde.

Ein rein mechanisches Beispiel wird Ihnen eine lebhafte Vorstellung des Unterrichtsganges geben. An den allerersten Schreibunterricht, den ich der guten Tante verdanke, habe ich keine Erinnerung; eine um so deutlichere an die unsäglichen Mühen, die sich eine deutsche Erzieherin gab, mir eine andere Federführung und Buchstabenbildung beizubringen; ich scheine mich recht ungeschickt dabei angestellt zu haben und höre noch ihren Ruf: „Hiob und alle Engel würden bei dir die Geduld verlieren!“ Schließlich wurde aber doch ihre Liebesmühe durch einigen Erfolg gekrönt, und ich besitze aus der Zeit Schriftproben, die zwar an einen jungen Elefanten gemahnen, sicher aber nach und nach zu etwas Annehmbarem geführt hätten. Plötzlich jedoch — warum, weiß ich nicht — trat eine Änderung des Regiments ein: die deutsche Erzieherin verschwand, ein erzenglisches Fräulein nahm ihre Stelle ein. Bezeichnenderweise habe ich dieses unerträgliche Wesen vom ersten Tage an gehaßt und mein Mögliches getan, ihr das Leben zu verbittern; sie blieb, nicht mein Schuldner; ich erinnere mich, wie sie zu Weihnachten meinen beiden Brüdern je ein schönes Buch schenkte und dann, sich zu mir wendend, mir einen Judaskuß auf

die Stirn gab: „Dir schenke ich den innigen Wunsch, daß du ein folgsamer Knabe werden mögest.“ Diese edle Dame — die der Leibhaftige wohl längst geholt haben mag — hatte es besonders auf meine Art, das Papier auf mein Pult zu legen und die Feder zu halten, abgesehen; das war, meinte sie, abscheuliche deutsche Manier und mußte ausgerottet werden; es hat viele Tränen gekostet! Kaum war's gelungen, mein Ungeschick und meinen bösen Willen zu meistern, da gab's wieder Szenenwechsel und ich wurde ins Lycée gesteckt. Wie Ihnen bekannt, bildet der Franzose manche Buchstaben anders als der Deutsche und der Engländer. Hier ging darum die Qual von neuem an. „Chamberlain,“ sagte der Proviseur, der alle vierzehn Tage den Klassenrundgang machte, „Sie sind ein braver und fleißiger Schüler, aber Ihre Handschrift ist unmöglich.“ Und dann mußte ich ans schwarze Brett und vor der ganzen Klasse ein großes T und ein kleines t, ein F und ein P machen — und alles war falsch, und Lehrer und Schüler wälzten sich vor Lachen, und ich verging vor Scham. Es hieß also, nocheinmal umlernen! Schön wurden die Buchstaben nicht, aber sie wurden dem Franzosen verständlich und insofern annehmbar. Jetzt kam ich aber nach England, wo namentlich die kleineren Knaben täglich mit Diktaten geplagt werden, weil sonst die phantastische englische Orthographie nicht zu erlernen ist. „Hilf Himmel, was sind das für Lettern! Du tust dir wohl was zugut als Französling? Das wollen wir dir gehörig austreiben!“ Zu den vielen Martern meiner ersten englischen Schule gehörten demnach die täglichen Rügen und Strafen dafür, daß ich jetzt so schrieb, wie man es mir im Lycée beigebracht hatte. Die Lehrer hielten ihr Versprechen: sie trieben es mir aus. Bald aber sollte die letzte Stufe dieses Leidensweges erklommen sein. In Cheltenham erteilte der eine Zeichenlehrer zugleich Unterricht im Schönschreiben, und dieser war obligatorisch für die jüngeren Knaben, zu denen ich gehörte. Das war nun ein wirklicher Schreibkünstler, und es machte mir viel Vergnügen, ihm zuzusehen. Meine völlig verdorbene Hand erwies sich aber als so unfähig, daß er schon bei der dritten Stunde zu mir sagte: „Chamberlain, an Ihnen ist alle Mühe verloren! Ich will mich nicht damit abquälen. Bringen Sie nur ein Buch in die Stunde mit; Sie werden doch niemals anständig schreiben können!“ Das ist die Geschichte der eigenartigen

Handschrift, von der meine Freunde zu behaupten pflegten, ungefähr so würde ein Walfisch schreiben, wenn er Hände hätte.

Nun sagen Sie sich, meine Freundin, daß der Unterricht auch in den anderen, wichtigeren Gegenständen genau den selben Gang genommen hat! Im Lycée z. B. mußte ich alle Berge und Hügel, alle Flüsse und Flüßchen Frankreichs auswendig wissen, dazu die früheren Provinzen, vor allem aber sämtliche 89 Départements (so viele waren es damals) mit ihren Hauptstädten und Nebenstädten, mit ihren Préfectures und Souspréfectures, mit den Zahlen der Einwohnerschaft und genauen Angaben über Industrie usw. In England hat kein Mensch hiernach gefragt, ja, der Lehrer selbst hätte nicht gewußt, die Fragen zu beantworten, die ich alle vollkommen beherrschte; dagegen wurde hier großes Gewicht auf die genaue Kenntnis sämtlicher Grafschaften Englands, Schottlands, Wales' und Irlands gelegt. Von der Geschichte Frankreichs habe ich nie das Ende, von der Geschichte Englands nie den Anfang gehört. Daß es überhaupt andere Völker gibt, wurde weder hier noch dort erwähnt, und ich habe damals keine europäische, geschweige eine Weltgeschichte zu Gesichte bekommen. Am entmutigendsten war es, daß, was an dem einen Orte als Wichtigstes die Wertschätzung des Schülers bestimmte, am anderen Orte wenig galt, und umgekehrt. So genossen z. B. in Frankreich die französische Sprache und die lateinische bei weitem den Vorzug; in der kleinen englischen Schule dagegen, die eigentlich eine Vorbereitungsschule für Marine- und Landarmee-Offiziere war, gab man aufs Französische wenig und auf das Lateinische gar nichts; hier fragte man vor allem nach mathematischen Kenntnissen. Die Folge war, daß ich bei meiner Ankunft in England als der unwissendste aller Schüler galt und es mir dreiviertel Jahre emsigster Arbeit kostete, mich auf den Platz emporzuheben, der mir von Rechts wegen zukam — wobei aber die schönen in Frankreich erworbenen Kenntnisse verloren gingen. Als ich nun aber im folgenden Jahre in die große englische Schule Cheltenham kam, fand ich wiederum genau umgekehrte Verhältnisse vor: da wurde bei der Eintrittsprüfung ausschließlich nach den alten Sprachen gefragt, gar nicht nach Mathematik oder sonstigen Fächern; die Folge war, daß ich in eine weit niedrigere Klasse kam, als in die ich hineingehört hätte, wogegen ich in Mathematik meinen

gleichalterigen Kameraden so überlegen war, daß der Lehrer — ein Gegenstück zu dem genannten Schönschreiblehrer — mir ebenfalls sagte: „Chamberlain, bringen Sie sich ein Geschichtswerk, oder was Sie wollen mit, Sie beherrschen ja das ganze Pensum des Semesters, und ich bin nicht in der Lage, Sie privatim weiterzuführen." Hierdurch verlor ich viel Zeit, da ich nun Dinge lernen mußte, die, als ich nach zwei Jahren in die sogenannte „moderne Abteilung" übertrat mit der Absicht, mich zu dem Examen für Genieoffiziere vorzubereiten, nicht verlangt wurden, während die verlangten mathematischen Kenntnisse inzwischen verblaßt waren.

Ich glaube, das Gesagte genügt zu einem deutlichen Bilde. Ich klage niemanden an, denn keiner unter denen, die meine Erziehung leiteten, wußte, was er tat. So z. B. wurde auch mein hoffnungsvoll begonnener musikalischer Unterricht in England roh abgebrochen: in der kleinen wie in der großen Schule erklärten die Hauptlehrer, Musik sei „für einen Mann" nicht notwendig! Einer größten Lebensfreude bin ich dadurch verlustig gegangen; denn später reichten Zeit und Kräfte nicht weiter als bis zum Stümpertum — was gerade in der Musik unerträglich ist und aus Rücksicht auf unser aller Nerven gesetzlich verboten sein sollte.

Da die Kindheit geeignet ist, einem vieles zu offenbaren, was später nicht so unverhüllt zutage tritt, so möchte ich diesem Berichte etwas Genaueres hinzufügen über das Verhältnis dieses Kindes zum Lernen überhaupt. Von meiner Mutter hat man mir erzählt, sie habe jedes Blatt gelesen, das ihr in die Hände fiel, und war es auch ein zerrissenes, vom Boden aufgelesenes. Etwas hiervon steckte auch in mir und äußerte sich frühzeitig in der Leidenschaft, jedes Plakat zu betrachten und zu memorieren. Den Erwachsenen war's ein Hauptspaß, mich auszufragen, was in den Theatern gespielt werde, oder ob es Versteigerungen gebe, und wo und wann und von welchen Gegenständen. Das meiste verstand ich nicht, aber gelesen hatte ich es und auch behalten. Überhaupt scheint die Aufnahmefähigkeit des Auges bei mir eine lebhafte gewesen zu sein; denn lange ehe ich die Zahlen gelernt hatte, als ich noch nicht drei Jahre alt war, wußte ich die Wanduhr zu lesen, indem die wechselnde Stellung der beiden Zeiger zu einander mir aufgefallen war, sowie die Übereinstimmung bestimmter Stellungen mit den Mahl-

zeiten und anderen regelmäßigen Tagesereignissen. „Tante, jetzt geht's bald zum Essen! — Was fällt Dir ein? — Ja, die Uhr steht so. . . . . .“ und damit streckte ich den rechten Arm wagrecht nach rechts aus und den linken ein wenig links von senkrecht in die Höhe: viertel nach elf Uhr; um halb zwölf wurde nach alter französischer Sitte zu Mittag gespeist; „so steht der schnelle Läufer und so der langsame!“ An meinem vierten Geburtstage überkam mich ein besonders feierliches Gefühl; eine Schürze wurde mir umgegeben, und in würdevollem Aufzug ging's in die Schulstube, wo ich darauf bestand, sofort Unterricht zu empfangen, indem ich wiederholt versicherte: „Jetzt bin ich erwachsen.“ Ich besitze einen Bericht über diesen Tag, von der Tante an meinen Vater gerichtet, worin sie erzählt: „Der Kleine sagt, jetzt komme er bald in die erste Klasse des Lycée, und dann werde er die ganze Nacht bei Lampenlicht studieren.“ Der Wille scheint also ein guter gewesen zu sein, zum mindesten war es die Willensrichtung. Sehr früh aber zeigten sich zwei entgegenwirkende Umstände: alles Mechanische ermüdete mich sehr bald; außerdem übertraf die Leidenschaftlichkeit die Beharrlichkeit. Daher die Verzweiflung über die vorher genannten Schreibübungen: sie erschöpften meine Kräfte. Daher auch, glaube ich, meine geringe Eignung für den Klassenunterricht; denn soweit meine Erfahrung reicht, sind fast alle Kinder von Natur zerstreut, und nur nach und nach gelingt es dem Lehrer, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, wogegen ich mich mit heftiger Leidenschaft jedem Unterricht sofort hingab, dann aber Zerstreuung brauchte. Nicht lange war ich Schüler des Lycée, und schon forderte der Arzt, ich solle nur die Vormittags-, nicht die Nachmittagsstunden mitmachen; die Schulverwaltung gestattete dies zuerst ungern, nachher aber ohne Bedenken, da es sich bald herausstellte, daß ich in den nachmittags behandelten Fächern die besten Fortschritte machte, indem wenige kurze Privatstunden der betreffenden Klassenlehrer vollauf genügten, mich meinen Kameraden gleichzustellen, während mein Geist durch die täglichen Spaziergänge frisch erhalten wurde. Hier lassen Sie mich eine allgemeine Bemerkung über meine Psyche einfügen, die, glaube ich, interessant und wichtig genug ist, eine kurze Erörterung zu verdienen.

Eine Eigentümlichkeit meines Geistes besteht in folgendem: jeder Mensch, der mir nahe genug tritt, um in irgendeinem Maße

meine Aufmerksamkeit zu erregen, macht auf mich den Eindruck eines besonderen Mikrokosmos; ohne daß ich es irgendwie beabsichtigte, oft ohne mir dessen bewußt zu sein, beobachte ich alles an ihm, und — was die Hauptsache ist — versuche ich instinktiv mein Gemüt so zu stimmen, daß ich fähig werde, seine Denkart und Stimmung genau aufzunehmen und dadurch auch genau mit zu empfinden. Sie werden, glaube ich, sich sagen, daß diese Anlage zu der besonderen Art meines *Wagner, Kant* und *Goethe* das ihrige beigetragen hat. Da sie mir angeboren ist, so muß sie ohne Frage auch im Kinde gewaltet haben und sei es noch so keimhaft, ja vielleicht um so anstrengender für mich, als ich damals ohne Bewußtsein des Vorganges war und ihn infolgedessen niemals auszuschalten verstand. Eine unausbleibliche Folge dieser Anlage war — und ist noch heute — daß das Zusammensein mit anderen mich unverhältnismäßig ermüdet, ja, mich nicht selten erschöpft; namentlich wenn es sich um eine mir innerlich fernstehende Persönlichkeit handelt, wirkt diese unwillkommene Anlage geradezu verzehrend. Hier liegt, glaube ich, die Erklärung für sehr Vieles: für die Ermüdung in der Klasse und die schnellen Fortschritte beim Privatunterricht, für das namenlose Elend in der ersten englischen Schule und die Vereinsamung in der zweiten. Schon als ganz kleines Kind pflegte ich mich in eine Ecke des Zimmers zurückzuziehen und eine Art Wall mit Stühlen um mich herumzubauen; dann erst fühlte ich mich wohl und gab mich meinen stillen Spielen hin; oft hat mir später die Tante erzählt, dieser Wunsch nach Einsamkeit beim kleinen Kinde sei sehr auffallend gewesen, und sie habe ihr Möglichstes getan, ihm entgegenzuwirken. Es liegt mir durchaus fern, eine Lanze für das Autodidaktische zu brechen; die Nachteile dieser Methode habe ich an mir selber sattsam kennen gelernt; doch werden Sie aus dem Gesagten beurteilen, inwiefern ich hierzu von der Natur vorausbestimmt war. Und das wiederum erklärt das Erstaunen derjenigen, die mir in der Jugend am nächsten gestanden hatten, als sie mich nach wenigen Jahren im Besitze vielseitigen und gutgegründeten Wissens fanden. In Gesellschaft anderer habe ich die Neigung — die so vielen abgeht — nur zu empfangen, mit aller Kraft der Seele aufzunehmen; frei entfaltet sich und schaffend wirkt meine Seele einzig in langanhaltender, vollständiger Einsamkeit. Zur Zeit als ich

die *Grundlagen* schrieb z. B., verbrachte ich bis auf die Mahlzeiten den ganzen Tag allein und zwar durch abgeriegelte Türen vollständig getrennt von dem übrigen Hauswesen.

Ich erzähle Ihnen das hier, weil Sie sich für meine Persönlichkeit interessieren, und außerdem, weil es zeigt, wie individuell die Probleme der Erziehung angefaßt werden müßten, sobald man aus einem gutbegabten Kinde das Höchstmögliche ziehen — mit anderen Worten, es möglichst weit fördern wollte. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß Sie mit mir urteilen: bei mir sei genau das Gegenteil geschehen, ich hätte die geringste Förderung und die größte Hemmung erlebt, die denkbar waren.

Zum Beschluß dieser Erörterungen über meine Schulzeit zwei Anekdoten, Begebnisse betreffend, die auf des Knaben Bestimmung bedeutenden Einfluß ausübten und außerdem für englische Zustände höchst bezeichnend sind.

In der widerwärtigen englischen Privatschule gab es doch eine Einrichtung, die bewundernswert war, oder wenigstens hätte sein können: außer den Klassenpreisen gab es nämlich einen Preis, der unabhängig von aller Klassenangehörigkeit demjenigen Schüler verliehen wurde, der in dem vorangegangenen Jahre nachweislich die größten Fortschritte gemacht hatte. Dieser Preis hieß der „Fortschrittspreis"; er war von allen der begehrteste. Bei den Prüfungen zu Weihnachten 1866, als ich erst drei Monate in der Schule war, erhielt ich, nicht nur in meiner Klasse, sondern überhaupt in der ganzen Schule, die niedrigsten Zahlen; ich war somit der letzte aller Schüler; bei dem großen Jahresexamen im Juni 1867 war ich in sämtlichen Fächern der erste meiner Klasse und besaß an Noten die höchste Gesamtzahl von allen Schülern in der ganzen Schule. Ein solcher Fortschritt war dort noch nicht erlebt worden. Von allen Seiten — selbst von denjenigen Kameraden, die mir feindlich, und von denjenigen Lehrern, die mir nicht günstig gesinnt waren, erhielt ich Glückwünsche; es war keine Frage, daß ich den Fortschrittspreis erhalten würde; es kam kein anderer Schüler daneben in Betracht. Niemand war erstaunter als ich über diesen Erfolg: ich hatte gar nicht an eine solche Möglichkeit gedacht, und was meine Person anbetraf, ließ er mich eigentümlich kalt; dagegen überkam mich ein unaussprechliches Glücksgefühl, wenn ich an meinen armen Vater

dachte, der zu Weihnachten über meinen so vollständigen Mißerfolg sehr niedergeschlagen gewesen war, und dem ich jetzt den schönsten Preis der Schule überbringen sollte. Abends fand die Preisverteilung statt: zuerst kamen die üblichen Klassenpreise, dann der Fortschrittspreis. Der Hauptlehrer — der zugleich Besitzer dieser Privatschule war — begann mit folgenden Worten: „Was den allgemeinen Fortschritt betrifft, so hat fraglos Chamberlain Anerkennenswertes, ja Erstaunliches vollbracht; ich beglückwünsche ihn auch dazu aufrichtig; aber . . .“ Dieses „aber“ schallt mir noch heute in den Ohren, wenn ich daran denke: es wurde damit ein Ton angeschlagen, den ich naives, vertrauensvolles Kind noch nie gehört hatte; mußte ich auch gerade dort viel unter den Quälereien meiner Mitschüler leiden, so wußte ich doch nicht und ahnte es nicht, daß Schlechtigkeit, Gemeinheit, Untreue, Betrug überall in dieser Welt am Werke sind. „. . . aber wir dürfen nicht übersehen, daß Chamberlain ganz besonders im französischen Examen geglänzt hat, — was jedoch seinerseits gar kein Verdienst ist, da er ja in Frankreich erzogen worden ist und das Französische wie ein Franzose beherrscht . . .“ Durch den ganzen Raum ging ein vernehmbares Rascheln und Zischeln der Empörung. Hatte es denn zu Weihnachten 1866 nicht auch eine französische Prüfung gegeben? und hatte ich sie nicht damals ebenso glänzend bestanden, wo ich doch nichtsdestoweniger die niedrigsten Gesamtzahlen der ganzen Schule erhielt? Dies hieß doch unter dem fadenscheinigsten Vorwande mir den verdienten Preis entreißen. Während nun der Lehrer weiter redete und einem anderen Knaben den Preis zuwies, schlich der älteste Schüler der Anstalt, ein Achtzehnjähriger, zu mir heran und flüsterte mir ins Ohr: „Der verfluchte Schurke dort hat Dich betrogen und bestohlen; und weißt Du, warum? Ich weiß es: Dein Vater hat gekündigt, und es hat darum keinen Zweck mehr, Dir einen Preis zu geben!“ Mit leeren Händen reiste ich am nächsten Tage heim — denn die anderen Klassenpreise durften nur an Knaben verliehen werden, die mindestens ein Jahr in der Schule gewesen waren, was bei mir nicht zutraf. Mit keinem Menschen zu Hause redete ich über diesen Vorgang; ich verschloß ihn in mein Herz, und er hat auf die folgenden Jahre eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt: denn in meiner Erbitterung sagte ich mir: wenn die Welt *so* ist, dann lohnt es nicht,

sich zu bemühen; ich werde mich fortan hüten, eifrig zu sein. Und das habe ich in Cheltenham tatsächlich gehalten: grundsätzlich habe ich dort nur gerade so viel gearbeitet, daß ich gut mitkam, und nicht einmal versucht, einen der ersten Klassenplätze zu erringen. Der Fall mit dem „Fortschrittspreis“ hatte meine Seele vergiftet.

Als Satyrspiel zu diesem Erlebnis muß ich Ihnen aber von einem zweiten erzählen, das einen fast ebenso nachhaltigen Eindruck hervorrief.

Im Juni des Jahres 1869, wenige Tage vor dem Beginn der großen Jahreshauptprüfung in Cheltenham, flog eines Morgens, gerade als unser Klassenunterricht beginnen sollte, die Türe auf, und herein trat der Rektor des College, Dr. der Theologie Barry, ein in England damals als Gelehrter und Politiker vielgenannter Mann, der wenige Monate später einen Bischofssitz erhielt. Er war, wie ich gehört habe, ein gütiger Mann, aber seine klugen und entschlossenen Gesichtszüge, verbunden mit dem hohen Ansehen, das er überall genoß, verliehen seinem Auftreten etwas so Imponierendes, daß unsere Lehrer, glaube ich, fast ebenso vor ihm zitterten wie wir Knaben. Dr. Barry sprach zuerst einige Worte leise mit dem Lehrer, worauf dieser die Klasse verließ; ich vermute, daß eine plötzliche Erkrankung eine Vertretung notwendig gemacht hatte; dann wandte sich Barry zu uns: „Da die Gelegenheit sich zufällig bietet, will ich die Stunde benützen, um die Hauptprüfung in Religion jetzt sofort mit euch vorzunehmen.“ Das war ein doppelter Schreck: der angehende Bischof — statt des vertrauten, gemütlichen Religionslehrers — prüfte uns in Religion, und wir hatten auch nicht eine Minute Zeit gehabt, uns darauf vorzubereiten. Ich glaube, in der ganzen Klasse war ich der einzige Ruhige, obwohl gerade ich alle Ursache gehabt hätte, aufgeregt zu sein, denn ich war einer der schlechtesten Schüler in „Religion“; ich war aber schon fast völlig hineingewachsen in die soeben beschriebene Stimmung der Gleichgültigkeit gegen die Meinung anderer über mich, und außerdem empfand ich eine eigentümliche Freude, einem bedeutenden Manne gegenüber zu stehen. Dies wirkte als Anregung auf mich: der längst vergessene Unterricht der guten Tante kehrte plötzlich in mein Hirn zurück, die unerquickliche Reihe der Helden des Alten Testamentes, die Scheußlichkeiten des israelitischen Volkes, dazu die kaum verständlichen Erklärungen

über Dogmen und Mysterien, die mir in der Schule zuteil geworden waren. Die besten Schüler verwirrten sich, stotterten, verloren das Gedächtnis, und eine Frage nach der anderen gelangte schließlich an mich, der ich sie entweder befriedigend oder annähernd — jedenfalls einigermaßen vernünftig — beantwortete. Die letzte Viertelstunde nahm Dr. Barry mich allein vor, erteilte mir Aufschluß auf meine Fragen, ermutigte mich, meine eigenen unreifen Gedanken ihm vorzutragen, kurz, benahm sich auffallend freundschaftlich gegen mich; und als die Stunde vorbei war, schritt er auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen: „Ich habe mich sehr gefreut, Dich kennen zu lernen.“ Die Folge war, daß ich einen Preis erhielt — ein wertvolles Geschichtswerk, prachtvoll in Leder gebunden, das ich noch heute besitze, mit der eingeklebten lateinischen Verleihungsurkunde, welche bezeugt, ich hätte es für meine Leistungen *„in Studiis Theologicis“* erhalten. Verdienen tat ich es keineswegs, und als ich zu Hause es vor den staunenden Verwandten auf den Tisch legte, brach ich in so unbändiges Gelächter aus, daß sie über meine Frechheit skandalisiert waren. Ich lernte erkennen, daß einige Keckheit, einiges Glück, einiges Wohlgefallen seitens der entscheidenden Persönlichkeiten oft mehr zum Erfolg beitragen als gewissenhaftes, fleißiges Arbeiten. Den Fortschrittspreis hatte ich verdient: ich erhielt ihn nicht; den Religionspreis hatte ich nicht verdient: ich erhielt ihn. Weltweisheit jedoch begann in die unschuldige Kinderseele einzutropfen — und .... ich begann mein erstes Trauerspiel zu dichten!

*

Die Offenbarung Shakespeare's (S. 39) hatte meine eigentliche Kindheit innerlich abgeschlossen und ein Erwachen der Seele für Eindrücke aller Art eingeleitet. Kurz darauf trat von außen eine Wendung ein, die mich aus der eingeschlagenen Bahn eines sich zum englischen Genieoffizier vorbereitenden Knaben in ganz andere Richtung warf und damit meinen künftigen Lebensweg bestimmte. Die kurzen Jahre (vom Herbst 1866 an) in dem mir stets unerträglichen Klima Englands übten eine verhängnisvolle Wirkung auf meinen Körper aus; Anfang 1870 erkrankte ich; der Besuch englischer Kurorte blieb erfolglos; unfähige Ärzte erkannten nicht die

Störung des Nervensystems, glaubten vielmehr an eine Erkrankung der Atmungsorgane und verordneten eine Kur in Ems; im Juni 1870 reiste ich mit meiner obengenannten Tante dahin ab: ich sollte nie mehr — außer zu einigen wenigen flüchtigen Besuchen — nach England zurückkehren.

Es folgten nun neun Jahre der Wanderschaft, ohne irgendein festes Heim; der einzige Versuch, mich wieder auf englischem Boden anzusiedeln (Sommer und Herbst 1873) schlug fehl und wurde niemals mehr wiederholt; erst volle zwanzig Jahre später — im Herbst 1893 — stattete ich meinen Verwandten einen kurzen Besuch ab; inzwischen waren, wie gesagt, die folgenden neun Jahre, die von meinem fünfzehnten bis zu meinem vierundzwanzigsten führten, insofern der Wiedererlangung und Befestigung meiner Kräfte gewidmet, als ich die Winter im Süden — zumeist in Cannes — und die Sommer im Schweizer Gebirge verbrachte. An und für sich bot diese mir durchs Schicksal auferlegte Lebensweise gewiß keine günstigen Bedingungen für die Fortsetzung meiner Erziehung; an regelrechte Schulbildung war nicht zu denken; dagegen waren diese Jahre reich an großen Natureindrücken und Erlebnissen, reich auch an Berührungen mit Menschen aus verschiedenen Völkern und Ständen — insofern also doch für einen Knaben und Jüngling mit offenen Sinnen und heißem Streben in hohem Maße erziehend.

Gleich der erste Eindruck, der mich beim Betreten deutschen Bodens erwartete, riß mich aus dem lauen, gleichmäßigen Gange meiner Kinderjahre heraus und erfüllte meine Seele mit bisher ungeahnten Gefühlen: ich erlebte in Ems die Kriegserklärung, nachdem ich wenige Tage zuvor durch einen merkwürdigen Zufall einer der sehr wenigen Augenzeugen der weltgeschichtlichen Begegnung zwischen König Wilhelm und Benedetti im Kurgarten gewesen war; die Abfahrt des Königs nach Berlin, der ich aus nächster Nähe beiwohnte, grub sich meinem Gemüte unvergeßlich ein; die Hälfte meiner Tage verbrachte ich auf dem Bahnhof, um die deutschen Truppen in den Krieg ausziehen zu sehen, und sah auch bald in umgekehrter Richtung ganze Züge voll französischer Gefangener durchrollen; namentlich aber erlebte ich die Begeisterung und Hingabe des ganzen Volkes, als unsere Reise uns in den Tagen von Mars-la-Tour über Mainz, Frankfurt, Heidelberg führte, wobei ich Ulanenlager auf

freiem Felde erblickte und die Kanonen um Straßburg donnern hörte. Über diese Erinnerungen hatte ich öfters Gelegenheit, öffentlich zu berichten, zuletzt in dem Sammelband *Deutsches Wesen,* und will mich nicht wiederholen. Hier ist nur das Eine zu betonen: der Einfluß, den diese Erlebnisse auf das Gemüt des Vierzehnjährigen ausüben mußten, indem ihm gleich von Anfang an nicht ein philisterhaftes Deutschland, auch nicht ein Deutschland von Handlungsreisenden und Fabrikdirektoren, nicht einmal ein Deutschland von Phantasten und Professoren, am allerwenigsten ein Deutschland von schwatzseligen Parlamentariern und schwachen Ministern, sondern ein heroisches Deutschland vor Augen stand, sich aufrichtend in der unüberwindlichen Kraft seines Rechtes und seiner reisigen Mannschaften, angeführt von unsterblichen Helden. Wahrlich ein großartiger Auftakt zu meiner Einführung in die Welt des Deutschgedankens!

Zu dieser ersten bedeutungsvollen Fügung gesellte sich bald eine zweite — zwar ganz anderer Art, doch kaum minder entscheidend für meine Wendung zum Deutschtum.

Der erste Winter meiner Wanderjahre wurde in Montreux verbracht, und dort lernte ich Otto Kuntze kennen, damals ein etwa dreißigjähriger Kandidat der Theologie, der im milderen Klima Genesung suchte und seinen Lebensunterhalt durch Stundengeben bestritt. Von ihm erhielt ich den ersten Unterricht in der deutschen Sprache, der aber sehr bald weitere Kreise zog, indem Kuntze mir Teilnahme bezeigte und ich meinerseits von dieser ersten Begegnung mit einem umfassend gebildeten Deutschen mich leidenschaftlich angezogen fühlte. Den häufig kränkelnden Mann durfte ich besuchen; wir spielten Schach zusammen und gerieten in endlose Gespräche über alle möglichen Fragen. Kuntze kam nicht aus dem Staunen heraus, daß ein fünfzehnjähriger Bube, noch dazu mit armseligster Schulbildung, Shakespeare heiß liebte und unaufhörlich studierte; gar manches Ungereimte mag ich da vorgebracht haben. Neu war dem Deutschen auch die rege Anteilnahme eines Knaben an der Politik: so las ich z. B. alle Reden Gladstone's über die irische Frage und verfolgte jetzt im Kriege Granville's Depeschenwechsel mit Bismarck. Wenig gelernt und schon viel politisiert: an mir lernte Kuntze den werdenden Engländer kennen und mußte oft den

Kopf dazu schütteln. Den Lohn für die mir bezeugte Freundschaft fand er in dem Eifer, mit dem ich mich der Erlernung der deutschen Sprache widmete, in dem Feuer meiner vielseitigen Fragestellungen und dem vertrauensvollen Ernst meines Zuhörens. Aus dieser für mich ergebnisreichen Beziehung entstand bald eine noch engere, die mich vor einer rettungslosen Unbildung bewahrt hat: im Mai 1871 willigte Kuntze ein, meine Erziehung als Hauslehrer zu übernehmen. Leider dauerte diese Verbindung nur zwei Jahre; denn im Mai 1873 fand der oben genannte mißglückte Versuch, nach England zurückzukehren, statt; mein Vater wollte mich dort in eine landwirtschaftliche Schule geben, mit der Absicht, mich dann als „Farmer" nach Kanada auswandern zu lassen; scheiterte auch dieser Versuch und kehrte ich nach wenigen Wochen für immer auf den Kontinent zurück, so hatte Kuntze inzwischen eine Anstellung als Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in San Remo angenommen. Nichtsdestoweniger sollte ich noch einmal, während fünf Monaten, seinen Unterricht genießen — und zwar bildeten diese Monate den Höhepunkt des für mich segensreichen Verkehrs. Es geschah im Sommer 1874; ich stand im neunzehnten Jahre; mein Vater hatte mich durch eine kleine Jahresrente unabhängig gestellt; ich unterstand also jetzt nicht mehr der Autorität des Lehrers, sondern wir reisten zusammen ins Gebirg, und Kuntze erteilte mir als Freund Unterricht in den Mußestunden, die seine eigene Arbeit der Vorbereitung seiner Winterpredigten ihm ließ. Das war für mich Westländer, der sich preußischer Disziplin nicht immer willig zu fügen gewußt hatte, das denkbar günstigste Verhältnis: jetzt, wo es kein Muß gab, arbeitete ich mit einem Eifer, der keine Grenzen kannte, und verstand auch, bei größerer Reife, besser zu schätzen, was eines solchen Mannes Unterricht für mein ganzes künftiges Leben zu bedeuten habe.

Somit erstreckt sich Otto Kuntze's Einwirkung auf meine werdende Bildung im Ganzen auf einen Zeitraum von drei Jahren; es waren aber Jahre des empfänglichsten Alters, und die gründliche Gewissenhaftigkeit des Lehrers sowie die beflissene Wissenslust des Schülers machten sie zu fruchtbringenden. Bei allen diesen Dingen habe ich immer wieder gefunden, daß es weit mehr auf die Tiefe und Energie des Eindrucks ankommt als auf die Breite seiner Dauer:

Kuntze hat mich Lernen gelehrt, das war wichtiger als das viele einzelne, was ich von ihm erfuhr. Zu dem Sinn für klare Formgebung, welche die französische Schule züchtet, und zu dem Mut der Unabhängigkeit, den man auf englischen Schulen gewinnt, kam jetzt die deutsche wissenschaftliche Methodik und bereicherte die Fähigkeit, mich selbständig weiter auszubilden, bis mein Gesundheitszustand so weit gekräftigt war, daß ich im Frühling 1879 die Universität zu Genf beziehen konnte.

Kuntze war — oder vielmehr „ist“, denn er lebt in seiner Vaterstadt Stralsund als pensionierter Gymnasialprofessor — ein echt preußischer Mann: herb, kurz angebunden und dermaßen besorgt, ein Wort aus seinem Munde könnte als Schmeichelei aufgefaßt werden, daß er sich zu Äußerungen der Anerkennung und der Ermutigung selten bereit fand; dabei ein wirklich grundguter, bei der Erfüllung seiner Pflichten zu jeder Aufopferung bereiter Mensch. Was mich besonders bei ihm anzog, war die Zartheit des Gemütes, die auf seinem blassen Antlitz sich widerspiegelte, verbunden mit einer Keuschheit des Denkens und des Empfindens, die jedem Weibe zur Ehre gereicht hätte. Seine Interessen waren ausschließlich geistiger Art und reichten nach allen Seiten, soweit die gründliche Bildung eines evangelischen Theologen Tore geöffnet hatte; darüber hinaus führten ihn seine eingehenden Studien der englischen und französischen Sprache und Literatur. Auch für Mathematik hatte er von Hause aus gute Anlagen.

Über Lehrstoff und Lehrart brauche ich Deutschen gegenüber auf einzelnes nicht einzugehen: als echtes Erzeugnis der deutschen Gymnasial- und Hochschulbildung lehrte Kuntze, was er gelernt hatte und nach den im damaligen Deutschland üblichen Methoden, nur daß in meinem Falle die deutsche Sprache im Vordergrund stand, weil sie uns als das Mittel zu jeder weiteren Ausbildung des Geistes galt, und daneben Mathematik einen gewissen Vorzug genoß, weil ich für diese Wissenschaft besondere Beanlagung besaß. Ein Zug allerdings zeichnete Kuntze auch unter preußischen Lehrern aus: eine Unerbittlichkeit in bezug auf peinliche Genauigkeit, wie ich sie kaum je angetroffen habe, und die gerade für mich, der ich aus einem so verworrenen Erziehungsgang kam, besonders heilsam sein mußte. Um es nicht bei Worten bewenden zu lassen, will ich

Ihnen ein Beispiel geben, indem ich Ihnen erzähle, wie der Hauptteil des deutschen Unterrichts in jenem Sommer 1874 beschaffen war.

Zugrunde legten wir eine französische Biographie Calvin's von Alexandre Vinet. Zuerst übersetzte ich einige Seiten aus dem Stegreif, so gut und so schlecht es ging, von Kuntze geleitet und belehrt; für die folgende Stunde übersetzte ich dann die selben Seiten noch einmal schriftlich, unter Benutzung aller Hilfsmittel; dieser Schriftsatz wurde gründlich in der zweiten Stunde durchgearbeitet und verbessert, worauf einige weitere Seiten gelesen wurden. Für die dritte Stunde übersetzte ich die erste Stelle noch einmal schriftlich, doch aus freier Hand, d. h. ohne Hinzuziehung von Wörterbuch und Grammatik, dazu die zweite Stelle wie oben angegeben; in der Stunde wurde dann, außer diesen zwei schriftlichen Arbeiten, eine dritte Stelle vom Blatt übersetzt. In der vierten Stunde erzählte ich nun aus dem Gedächtnis den Inhalt des ersten Stücks in vollkommen freier Fassung deutsch, das zweite und das dritte Stück lagen in den verschiedenen Bearbeitungen zur Durchsicht vor, und ein neues viertes Stück kam zur mündlichen Übersetzung aus dem Stegreif daran. Das waren ergiebige Stunden! Weder Lehrer noch Schüler schauten jemals nach der Uhr; es wurde gearbeitet, bis das Pensum absolviert war.

Ehe ich von Kuntze Abschied nehme, will ich von einem großen Dienste erzählen, den er mir noch einige Jahre später leistete. Ich sprach Deutsch schon fließend und war durch den beständigen Verkehr mit Deutschen fast vollkommen „eingedeutscht"; da begegnete ich Kuntze auf Reisen und benutzte die wenigen Stunden unseres Beisammenseins zu einer gründlichen Aussprache über den Stand meiner Bildung. Der stets aufrichtige Mann sagte mir: „Für einen Ausländer können Sie jetzt so gut Deutsch, daß Sie es ruhig dabei bewenden lassen können; wollen Sie aber die deutsche Sprache beherrschen, stellen Sie sich ernstlich ein so hohes Ziel, so rate ich Ihnen, sich offen zu bekennen, daß Sie hiervon noch weit entfernt sind und daß Sie das Ziel nur erreichen können, wenn Sie sich beherzt entschließen, das Studium gleichsam von neuem zu beginnen." Im ersten Augenblick wirkten diese Worte wie ein eiskalter Wasserstrahl, doch bald faßte ich mich und erkannte den Wert des Freundeswortes. Kuntze hatte recht, auf dem eingeschlagenen Wege war

ich in eine Sackgasse geraten: Kuntzes Mahnung riß mich heraus, und zugleich bot er mir fürs Nächste wiederum seine Hilfe an, indem er mich aufforderte, eine Anzahl Aufsätze über die verschiedensten Gegenstände zu schreiben und ihm zuzusenden, er wolle sie sprachlich auf das allergründlichste durcharbeiten und mir zurückschicken. Das geschah denn auch. Vor kurzem entdeckte ich unter meinen Papieren einige dieser Aufsätze: einen sehr eingehenden über die Geologie des Estérelgebirges bei Cannes, einen über Victor Hugo's Trauerspiel *Les Burgraves* und einen über Rousseau's *Essai sur l'Inégalité*.[1])

Über diese vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre und darüber hinaus führende Zeit wird noch manches in den Briefen über meine Naturstudien und über meinen Weg nach Bayreuth zu sagen sein. Hier bemerke ich nur das Eine, daß, sobald ich jetzt allein stand, ich mich noch leidenschaftlicher als zuvor auf die Erwerbung der deutschen Sprache und der deutschen Kultur warf, zu welchem Zwecke ich vor allem den Verkehr mit Deutschen suchte: selbst im Süden Frankreichs schuf ich mir eine fast reindeutsche Umgebung, und die Sommer brachte ich in Interlaken im „Deutschen Hause" zu, mitten unter Deutschen aus allen Provinzen. Hierdurch wurde meine Wendung zum Deutschtum endgültig entschieden.

Solche Dinge, wenn sie so weit zurückliegen, verschieben sich leicht im Gedächtnis, und daraus kann beim besten Willen, genau zu berichten, ein falsches Bild entstehen; darum ist es mir von großem Werte, meine sämtlichen Briefe an die vielgenannte Tante nach ihrem Tode im Original erhalten zu haben: oben kamen sie meinen Schulerinnerungen zugute, jetzt legen sie Zeugnis ab für ein so bestimmtes und offenes Bekenntnis zum Deutschtum aus meinem zwanzigsten Jahre, daß ich selber darüber erstaune. Im Juni 1875 schreibe ich aus dem „Deutschen Hof": „Gott! wie genieße ich die Abwesenheit der anglikanischen Steifheit; zehn Minuten genügen, und ich fühle mich mit diesen lieben Leuten heimisch!" Am 14. Juni des gleichen Jahres spreche ich zu ihr von „meinen drei großen

[1]) Wer nähere Einzelheiten über die Jahre mit Otto Kuntze gern erfährt, findet solche in einem Briefe von mir an Kuntze, veröffentlicht in dem *Almanach der Münchner Verleger* für das Jahr 1916.

Lebenswünschen: der erste, in Europa bleiben zu dürfen und nicht in die Kolonien auswandern zu müssen, der zweite, England fern zu bleiben, der dritte, mich in Deutschland niederzulassen“. Bald darauf, am 5. Juli, schreibe ich: „Dein Brief mit der Beschreibung aller Deiner Londoner Geselligkeiten, hochadliger Frühstücke und Diners hat in mir eine niedergeschlagene Stimmung hervorgebracht durch die Vorstellung, ich könnte je gezwungen sein, in jene Welt, die ich so hasse, zurückzukehren. Aus dieser Melancholie hat mich erst die Ankunft des lieben alten Dr. Meyer und seiner Frau aus Rostock gezogen; bei diesen guten Leuten empfinde ich, was ich jetzt schon bei so vielen Deutschen empfunden habe, daß sie mich verstehen und ich sie — ein Gefühl, das ich noch niemals bei einem Engländer gehabt habe.“ Ein Jahr später, am 21. September 1876, ebenfalls aus Interlaken, heißt es: „Die Tatsache mag ja bedauerlich sein, aber sie ist halt eine Tatsache: ich bin so gänzlich unenglisch geworden, daß schon der bloße Gedanke an England und an Engländer mich unglücklich macht.“

Wenige Monate, ehe diese zuletzt angeführten Worte geschrieben wurden, hatte ich mit einem holländischen Freund eine Reise um die Küsten Spaniens herum mit einem Abstecher durch Andalusien unternommen. Von Sevilla aus schrieb ich in deutscher Sprache einen Brief, den die *Süddeutschen Monatshefte* in der Aprilnummer des Jahrgangs 1917 veröffentlichten und der niemanden mehr überrascht hat als den einstigen Schreiber. Als überzeugender Beweis für meine Stellung zu Deutschland im 21. Lebensjahre verdient dieser Brief hier zu stehen:

Sevilla, Dienstag den 23. Mai 76.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie meine Verehrung, meine leidenschaftliche Liebe für, mein Glaube an Deutschland zunimmt. Je mehr ich andere Nationen kennen lerne, je mehr ich mit Leuten — gebildeten und ungebildeten — aller Klassen aus allen Völkern Europa’s verkehre, desto mehr liebe ich Deutschland und die Deutschen. Mein Glaube, daß die ganze Zukunft Europa’s — d. h. der Zivilisation der Welt — Deutschland in den Händen liegt, ist zur Sicherheit geworden. Das Leben des Deutschen ist ein ganz anderes als das von anderen Menschen;

in ihm hat das Selbstbewußtsein, das Gefühl seiner Würde den Höhepunkt erreicht; er ist zu gleicher Zeit der Dichter und praktische Organisator, der Denker und Tuer, der Mann des Friedens *par excellence* und der beste Soldat, der Zweifler und der einzige, der imstande ist, wirklich zu glauben. Aber wie immer, je größer die Gaben, desto größer die Aufgabe. Deutschlands Aufgabe ist eine kolossal schwierige, und wenn es sie erfüllen soll, so muß die ganze Nation sie begreifen und alle zusammen wie ein Mann nach ihrer Erfüllung streben. Nicht bloß hat sie an sich selbst noch so viel zu tun, so viel zu entwickeln, sondern während dies fortgeht, muß sie sich allein gegen die Feindseligkeit und die Verkennung ganz Europa's aufrechterhalten. Wenn man nicht selbst sich mitten im Strome befindet, sondern von Ferne aus den Lauf der Dinge beobachten kann, so muß man sich oft fragen: Wird Deutschland seine Aufgabe erfüllen können? Wird es sie erfüllen? Und wenn man auch von ganzem Herzen unbefangen das Land liebt und keine Wolken darüber hängen sehen möchte, so ist man gezwungen, sich selbst zuzugestehen: nein! wenn die gründlich verrotteten moralischen Verhältnisse sich nicht bessern (und stillbleiben tun sie nicht, wenn sie nicht besser werden, werden sie schlimmer), wenn die ganze Nation nicht einsieht, daß Reinheit die größte Kraft eines Volkes ist, daß, wenn die Zukunft Europa's von Deutschland abhängt, Deutschland nur dann eine Zukunft haben kann, wenn man den jetzigen Zustand von Grund aus angreift und gegen die ganze übrige Welt die Moralität als Hauptwaffe erhebt, — wenn Deutschland das nicht einsieht, dann muß es auch bald fallen — fallen, ohne seine Aufgabe vollendet zu haben, eine Beute der Barbaren.... (Ach Gott! Was für ein Deutsch schreibe ich! Sei mir nicht böse, denn ich bin ja kein Deutscher.)

¾7 Uhr abends. Ach Du geliebte deutsche Nation! wirst Du denn nie die Größe Deiner Aufgabe entdecken und einsehen, daß Deine Wege nicht die der anderen Völker sein dürfen?

*

Hiermit habe ich Ihnen, hochverehrte Freundin, eine Skizze der Einflüsse gegeben, die auf die Entwicklung meines Geistes und meines Gemütes von der Geburt an bis ins Mannesalter wirkten. Es konnte nur ein Umriß in Frage kommen; doch glaube ich, Sie werden ein lebhaftes Bild meines verworrenen Erziehungsganges und auch eine klare Vorstellung des eigenartigen Schicksals gewonnen haben, das mich innerhalb der eindrucksreichsten Jugendjahre zuerst an Frankreich angliederte, dann dem starken Einfluß der englischen Schule unterwarf und schließlich dem Deutschtum zuführte. Freilich habe ich das Deutsche Reich — als politisch-geographischen Begriff betrachtet— vor dem dreißigsten Lebensjahre nur selten und flüchtig betreten und auch später zwanzig Jahre jenseits der Grenzpfähle in der Ostmark mein Heim gehabt; doch gerade das ist als wichtig hervorzuheben, daß für mich hierdurch das Deutschtum von Anfang an eine g e i s t i g e M a c h t war: was ich erblickte, was mein Denken umgab und mein Herz erfüllte, das waren deutsche Freunde, deutsche Helden, deutsche Dichter in Worten und in Tönen, deutsche Forscher, deutsche Erfinder und Bahnbrecher.

BAYREUTH, Herbst 1916, Sommer 1918.

III.

MEINE NATURSTUDIEN

BRIEF AN BARON J. VON UEXKÜLL

LEHREN LÄSST SICH DIE NATUR
NUN EINMAL NICHT, MAN MUSS
SIE SELBST ANSCHAUEN

V. UEXKÜLL

Hochverehrter Herr Baron!

Julius Wiesner — der kürzlich der Wissenschaft entrissene Pflanzenphysiolog, welcher, schwer leidend, in seinem Krankenstuhle weiterarbeitete und verschiedene neue Ausgaben sowie ein neues wichtiges Werk noch in letzter Stunde abschließen konnte — Julius Wiesner hat wenige Wochen vor seinem Heimgang sich die Zeit genommen, einen kleinen Aufsatz zu verfassen: *Notizen über Houston Stewart Chamberlain;* ob die Absicht besteht, ihn früher oder später zu veröffentlichen, weiß ich nicht. Die Wärme und Lebhaftigkeit dieser Erinnerungen hat mich stark beeindruckt und eine Anzahl verschütteter Lebens- und Gedankenspuren wieder aufgedeckt, die mich zur Besinnung über die eigenen Wege veranlaßten und zu dem Wunsche, einige Übersicht über sie zu gewinnen. Das hatte ich mir in der Form einer schriftlichen Zwiesprache gedacht mit dem edlen, gütigen Freunde, den seine Briefe mir noch im Juli des vergangenen Jahres in so voller geistiger Frische und Tätigkeit zeigten, daß ich über die Nähe des Endes getäuscht wurde. Eigene Leiden verzögerten die Ausführung dieser Absicht, und nun ist der seltene Mann dahin, der — nicht vielleicht auf mein Denken über die Natur, wohl aber auf mein Erblicken und Erforschen — Einfluß wie kein anderer besaß; er kann mir nicht mehr wie früher mit der unvergleichlichen Bescheidenheit erwidern, der doch stets die richtunggebende Bedeutung des umfassend sicheren Wissens und des unbestechlich reinen Folgerns innewohnte, und ich kann ihm nicht mit dem Freimut und der Ehrfurcht entgegentreten, die er mir einflößte, und durch die unsere Unterhaltungen für mich einzig fördernde Kraft gewannen. Mir ist es aber nicht gegeben, wie dem Deutschen der berühmten Kamel-Anekdote, aus den Tiefen des eigenen Bewußtseins Gestalt zu gebären; auch bei meinen Büchern habe ich immer bestimmte Leser vor Augen gehabt, zu denen ich redete, — so z. B. bei den *Grundlagen* wissenschaftlich gebildete, frei gesinnte, unparteiisch urteilende, christlich gerichtete Männer nach Art Julius Wiesner's, dem ich sie darum widmete; namentlich eine das eigene Ich betreffende Untersuchung, wie die vorliegende, wäre unfähig, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, stellte ich mir nicht einen anderen vor, der sie belangreich findet, indem sie in ihm neue Ge-

dankenverbindungen anregt, die wiederum mein Verständnis bereichern. Aus einem solchen Hin und Her entsteht eine Lebenskurve statt der toten geraden Linie, und damit auch Wahrheit an Stelle von künstlicher Folgerichtigkeit. Und so schätzte ich mich glücklich, als mitten in meinem Schmerz um den unersetzlichen Verlust Wiesner's mir eines Tages, verehrter Freund, Ihr Auge im Gedächtnis entgegenstrahlte — so heiter, so zuversichtlich, so voll „Beschauung“ wie kein anderes, dem ich je begegnete, ein Auge, das ich mit einer Seeanemone vergleichen möchte, die mit tausend Tentakeln die vorbeischwebenden Gegenstände sanft umfaßt und sie mit stiller Unüberwindlichkeit zu sich hineinzieht. . . . Ja, zuerst dachte ich an Ihr Auge; später fielen mir Ihre biologischen Arbeiten ein, die ich, wie Sie wissen, leidenschaftlich bewundere; schnell war mein Entschluß gefaßt, Sie zum Beichtvater zu erwählen. Sie, der Sie über *Die Umwelt und Innenwelt der Tiere* ein köstliches — meiner Überzeugung nach klassisch-unvergängliches — Werk geschrieben haben, werden auch meiner Umwelt und Innenwelt Ihre Teilnahme nicht versagen.

*

Bezüglich meiner Umwelt möchte ich gleich im voraus auf zwei Umstände aufmerksam machen, die beide das Bild der Natur in meinem Geiste dauernd beeinflußt haben; der eine entspringt meinem Körperbau, der andere meinem Lebensschicksal: ich bin kurzsichtig, und ich bin vorwiegend Stadtbewohner gewesen. Was läßt sich nicht alles aus diesen zwei Tatsachen ableiten! Namentlich wenn man bedenkt, daß sie sich gleichsam addieren, indem Städtersein ein anderes Wort für Kurzsichtigsein — der Natur gegenüber — bedeutet; denn, wie Goethe bemerkt, „der Mensch sieht nur, was er kennt“, und der auf dem Lande Aufgewachsene erblickt tausend Dinge in der Natur, an denen der Städter achtlos vorübergeht, weil sie in seiner Merkwelt nicht anklingen. Der Physiolog macht uns auf den „blinden Fleck“ im Auge aufmerksam; wessen Dasein zwischen einförmigem Mauerwerk verfließt, der tritt mit tausend blinden Flecken in die unendliche Mannigfaltigkeit des wahren Alls hinaus. Freilich hängt die besondere Wirkung derartiger Beschränkungen

von den eingeborenen Anlagen ab. So besaß z. B. unser geliebter Don Quixote ein sehr kurzsichtiges Auge — anders sind viele seiner Abenteuer gar nicht zu verstehen; bei ihm blühte aber nur um so üppiger die Phantasie auf, als das ungenaue Sehen sie in die Lage versetzte, die nüchterne Wirklichkeit verklärend eigenwillig zu gestalten. Meine Kurzsichtigkeit und meine Phantasie halten sich in weit mäßigeren Schranken als die des edlen Ritters; immerhin genügt meine Kurzsichtigkeit, die Ästhetik meiner Welt nicht unbedeutend zu erhöhen, indem manches Unerfreuliche ungesehen bleibt und vieles Häßliche unterwegs verschönert wird. Was aber im sozialen Leben einen Vorteil bedeutet, bietet bei dem Studium der Natur manche Nachteile oder wenigstens Bedenklichkeiten. Dem Kurzsichtigen drohen zwei einander diametral entgegengesetzte Gefahren; denn einmal erblickt er Umrisse lebhafter und entdeckt infolgedessen Ähnlichkeiten schneller: daher seine Neigung zu Verallgemeinerungen und Vereinfachungen, die leicht übers Ziel schießen; auf der anderen Seite aber genießt er beim Mikroskopieren und bei vielen mechanischen Hantierungen entschiedene Vorteile und kommt leicht dazu, sich ins Allerkleinste zu verlieren, damit zugleich ins Allerkünstlichste, so daß eine liliputanische Natur- und Weltauffassung dabei herauskommt. Für beide Fälle könnte ich namhafte Forscher als Beispiele nennen, wäre ich nicht überzeugt, daß Ihnen zahlreiche sofort einfallen. An mir selber habe ich beide Gefahren kennen gelernt: ging ich ins Einzelne — z. B. bei der Analyse einer fragwürdigen Pflanzengestalt oder bei physiologischen Versuchen — so verfiel ich fast immer in übertriebene Sorgfalt und in grenzenlose Forderungen an die Gewissenhaftigkeit, was Erschöpfung meiner Kräfte zur Folge hatte; richtete ich dagegen den Blick in die Ferne, so entschwand diese zersplitternde, scheidende Zellenstruktur, und es schossen einheitliche Gestalten auf allen Seiten hervor, die sich von Stufe zu Stufe untereinander zu neuer umfassender Gestalt verbunden zeigten, bis die Einheit der Natur, wenn auch nicht erblickt, doch als dringende Forderung empfunden wurde — wobei ich mich oft fragen mußte, wieviel hieran Beobachtung oder wenigstens echtes Naturgefühl, und wieviel etwa nur despotische Forderung des Geistes war, der vielleicht nicht minder „kurzsichtig" vereinfachte als das Auge.

Diese Tatsachen und Erwägungen stelle ich bloß vor Ihr Freundesauge hin; die Selbstbeschau im Sinne einer Autopsie halte ich für unmöglich; es genügt, wenn ich treu vermelde, was ich an mir beobachtet habe — der ich doch der Mittelpunkt aller m i r erreichbaren „Natur“ bin: die Schlüsse daraus mag der Biolog ziehen.

Inwiefern der lange Aufenthalt in großen und größten Städten auf diese Anlage gleichsam wie ein Unterstreichen wirken mußte, liegt auf der Hand. Folgende zwei Punkte verdienen aber Beachtung. Erstens, wie Sie gleich erfahren werden, habe ich zwischen dem fünfzehnten und dem dreiundzwanzigsten Lebensjahre ununterbrochen in der Natur gelebt, und zwar abwechselungsreich in verschieden gestalteten großartigen Umgebungen: ich bin der Meinung, daß dieser etwa achtjährige Lebensabschnitt auf meinen Geist und seine Weltanschauung von richtunggebendem Einfluß gewesen ist, indem er mir nicht bloß viel Stoff sowie unauslöschliche Eindrücke zuführte, sondern mich überhaupt s e h e n lehrte — eine Kunst, die nie mehr verloren geht. Auch ein zweiter Umstand ist der Beachtung wert: als die Stadt mich wieder hatte — zuletzt während eines Menschenalters die Weltstadt — so entrann ich ihrer abstrakten Wüstenei fast nur, um eindrucksvollste Umgebung aufzusuchen; meine „Natur“ war also beinahe immer eine großartige, gewaltige. Hieraus entstand eine eigenartige, tief eingreifende Wirkung.

Lassen Sie mich das, was ich andeuten möchte, durch einen Vergleich veranschaulichen.

Vor zwanzig Jahren brachte ich einmal einige Stunden in der Nähe Hans Thoma's zu: eine Zeitlang auf einer Höhe im Freien, zu Füßen Wiesen und Kornfelder, ringsherum Hügellandschaft von der Julisonne beleuchtet, dann aber an langen Tischen in Gastwirtschaftsräumen, wo Hunderte von Menschen ein- und ausströmten, darunter manche, wert die Aufmerksamkeit zu erregen. So hatte ich Gelegenheit, den großen Maler zu beobachten, und tat es auch unausgesetzt, da ein Zug an ihm mich geradezu faszinierte. Sitzend im belebten Saale oder auf und ab gehend in der freien Natur — das Auge Thoma's blieb fast beständig gesenkt, und wenn auch nicht immer buchstäblich gesenkt, so doch nach innen gekehrt, als erblicke es außen nichts und sei es in die Beschauung schöner Bilder im Innern vertieft; plötzlich aber — und zwar in gleicher Weise draußen

vor der Landschaft wie drinnen beim einzelnen Menschen — plötzlich öffnete sich das Auge oder vielmehr der Blick (denn das Auge war nicht geschlossen gewesen, sondern nur wie abgeblendet) und strahlte mit unglaublicher Kraft Licht aus; nur ein Nu aber dauerte dieser Aufblick, dann senkte sich von neuem die Richtung ins Innere zurück. Ich hatte den Eindruck eines so ausschöpfenden Erschauens, daß ein langes Hinsehen nicht möglich, außerdem unnötig gewesen wäre; denn dieser eine Blick hatte offenbar den Gegenstand sich vollkommen angeeignet, und jetzt sah ihn Thoma in seinem eigenen Innern wahrscheinlich besser, reiner, den Bedürfnissen seines Geistes gemäßer als durch wiederholtes Ansehen zu erreichen gewesen wäre. Nunmehr verstand ich auch erst, warum dieser Meister — im Gegensatz zu der französischen Schule, aus der er hervorgegangen ist — ungern nach der Natur malt; das ist einfach ein Gebot seiner Physiopsyche: die dauernde Gegenwart des Gegenstandes ermattet sein Sehen. Wie der Musiker seine Tongestalten nur aus der lautlosen Stille zu gebären vermag, so erschafft Thoma's Auge aus dem Reichtum der aufgespeicherten inneren Fülle. Nebenbei gesagt, erkläre ich mir aus diesem selben Phänomen die eigentümliche Härte seiner meisten Bildnisse: das Modell vor Augen zu sehen, hat seine schöpferische Kraft herabgesetzt.

Ohne nun die entfernteste Analogie mit Thoma zu besitzen, hoffe ich, es soll mir vielleicht gelungen sein, durch diese Beobachtung etwas faßlich zu machen, wozu sonst viele Worte kaum ausgereicht hätten: entkam ich nach langen Monden zwischen blinden Stadtmauern in Wald und Gebirg, an Seen und Meer, zu freiem Sternenhimmel und wimmelnder Gestaltenwelt, so wirkte das auf meinen Geist etwa wie ein Aufblicken jenes Auges; mit Heißhunger sog ich Eindrücke ein; und schlugen gar bald wieder die Stadttore hinter mir zu — ich hatte Nahrung auf lange hinaus zum Sinnen und Nachsinnen mitgenommen, und es ist nicht unmöglich, daß ich bei anderen Lebensbedingungen die Natur weniger leidenschaftlich geschaut und mich weniger tief in das Nachdenken über sie versenkt hätte.

*

Als Kind wuchs ich in Versailles auf, einer damals zwar — trotz einer Garnison von 10 000 Mann Gardetruppen — halb ausgestorbenen, nicht sehr volkreichen Stadt, dafür aber unverhältnismäßig ausgedehnten und für Kinderbeine unentrinnbaren. „Natur“ war für mich Ludwig des Vierzehnten Schloßpark, wo man Alleen entlang wandelte, rechts und links bis zum Boden herab von graden Blattwänden begrenzt, und seltene Koniferen anstaunte, zu Pyramiden, zu Kugeln, zu allerhand phantastischen Ungestalten gewaltsam gezogen und zugeschnitten, dazwischen allenthalben ein nach Tausenden zählendes, schweigend erstarrtes Heer mythologischer Marmorfiguren, reichlich mit Moospatina überzogen; als Glanzpunkte die zahlreichen Springbrunnen mit Gruppen von fabelhaften Wasserungeheuern und bezaubernden Meeresgöttinnen. Blumen sah man keine, nur große, geradlinig eingerahmte Rasenflächen, schön glatt unterhalten und für uns Kinder der Inbegriff des „Unbetretenen, nicht zu Betretenden“. Nur ein- oder zweimal in den Sommermonaten verließ meine Großmutter das Haus; in einer schwerfälligen Lohnkutsche ging's in die Wälder hinaus, und ich saß als seliges Bübchen auf dem Bock. Leider übte unsere vorzügliche französische Köchin auf Zweck und Inhalt dieser Fahrten einen verhängnisvollen Einfluß aus: nicht allein aus Lindenblüten, sondern aus allerhand Butterblumenarten, aus Lippenblütlern und Kruziferen, aus Sanguisorben und Augentrost, aus Kamillenverwandten und Kleesorten braute sie heilsamen Tee oder Saft zu lindernden Umschlägen, und die verschiedensten Rispenblüten verwandelte sie in wohlschmeckende Frituren; ich nun, eifrig besorgt, die mitgenommenen Körbe auftragsgemäß angefüllt heimzubringen, lernte den Wald hauptsächlich als Annex der Küche schätzen.

Wahre Natureindrücke, groß und unauslöschlich, verdanke ich aus jenen frühen Jahren dem Nachthimmel allein. Ewig bleibe ich dem Schicksal dankbar, daß ich den Kometen von 1858 erleben durfte. Zwar war ich soeben erst drei Jahre alt geworden, als dieses im Juni entdeckte Meteor sich uns im September näherte und im Oktober eine Breite von 64 Grad am dunklen Herbsthimmel mit seinem milden und doch strahlenden — für mein „kurzsichtiges“ Auge wie ein lebendiges Herz pulsierenden — Glanz erfüllte. Noch heute, nach fast 60 Jahren, sehe ich den Kometen, als hätte ich ihn

erst gestern erblickt; ich könnte einen genauen Plan des Zimmers mit drei Fenstern aufzeichnen, an dessen linkem ich allabendlich vor dem Schlafengehen auf einen Stuhl gehoben wurde, um das Himmelsgebilde zu betrachten, und ich erinnere mich des großen Schmerzes, wenn nach kurzer Schau — das Gesichtchen an die Fensterscheiben angeklebt — das Mädchen mich ins Bett abholte. Nie wieder ist aus den Finsternissen des unendlichen Raumes eine mit dem Kometen von 1858 zu vergleichende Zauberlichterscheinung hervorgetreten; wer sie mit empfänglicher Seele betrachten durfte, dem sind gleichsam die Sinne auf immer für die Aufnahme von unerwarteten, dem Alltäglichen widersprechenden Wundern geöffnet worden. Mein ganzes Leben lang hat dieses strahlende Gestirn mir als ein Symbol der unerschöpflichen Naturmöglichkeiten vor Augen gestanden. Drei Jahre später stand wieder ein merkwürdiger Komet am Himmel; doch erschien er zur Zeit der längsten Tage und kürzesten Nächte, so daß er trotz des ungeheueren Schweifes nicht entfernt den Eindruck des früheren in meinem Gedächtnis hinterließ. Wessen ich mich dagegen gut erinnere, ist die Erregung über seine Erdnähe. Daß tatsächlich unsere Erde durch den Schweif dieses Kometen hindurchgegangen ist, wurde, glaube ich, erst später ausgerechnet; doch war die Nähe so groß, daß alle Welt davon sprach und die Kunde davon auch in unser stilles, unwissenschaftliches Heim eindrang. Der protestantisch-kalvinistische Teil unseres Personals regte sich nicht im geringsten darüber auf; zwei katholische Mädchen dagegen, aus der Normandie, gerieten in einen Zustand hysterischen Schreckens, weil sie das Weltende mit seinen Gerichtsposaunen in Anzug wähnten; im Kinder- und Nähzimmer erlebte ich diese Auftritte, geeignet, die Vorstellung eines nahe drohenden Weltunterganges zu wecken.

Aus diesen frühen Erfahrungen mag wohl die Gewohnheit bei mir entstanden sein, gern und erwartungsvoll zum Nachthimmel emporzuschauen. Ein Brief aus meinem neunten Jahre liegt vor mir: auf einer Eisenbahnreise hatte es zwei Stunden Aufenthalt — von Mitternacht bis zwei Uhr früh — auf dem Bahnhof von Dijon gegeben; alles legte sich im Wartesaal auf den Bänken schlafen; ich aber hatte einen Reisegenossen entdeckt, der sich unter den Sternen auskannte; dieser muß an der Lebhaftigkeit des Buben Freude ge-

funden haben; er führte mich vom Bahnhof hinaus in den freiliegenden Stadtpark, und in dem großen Schweigen der Nacht zeigte er mir die leichter kenntlichen Sternbilder und nannte einzelne helle Sterne mit Namen; es wirkte auf mich wie die Offenbarung eines ungeahnten, nie auszuschöpfenden Glückesbrunnens; der Brief erzählt den Vorfall schlicht kindlich, doch merkt man die bebende Freude. Nicht lange darauf kam ich nach England in die Schule; dort erwachte wieder die stille Liebe zu den Sternen, trotzdem sie von außen nie die geringste Nahrung erhielt. In Cheltenham College hatten wir Knaben große, sehr hohe Schlafsäle, durch mannshohe Holzwände in sogenannte „cubicula" eingeteilt, schmale Zellen, eine jede mit Bett, Waschtisch und Kommode, und vorn durch einen Vorhang abgeschlossen; so genoß ein jeder von uns anständige Absonderung, und zugleich übersah der wachthabende Lehrer alles. Neben jedem Bette befand sich ein sehr schmales Fenster, das etwa zweieinhalb Meter vom Boden ab angebracht bis zu einer großen Höhe hinaufreichte — eine echt englische Beachtung hygienischer Erfordernisse. Hatte nun der Lehrer sich überzeugt, daß jeder zu Bett lag, und mit einem lauten „Gute Nacht" die Türe geschlossen, so dauerte es nicht lange und alles schlief fest; da war in schönen Nächten der freudigste Augenblick des Tages für mich herangekommen: ich kniete auf dem Bette oder stand daneben, zu dem unerreichbar hohen Fenster hinaufgereckt — und schaute. Sie können sich vorstellen, was für ein merkwürdiger Himmelsabschnitt mir vor Augen lag! Ein ganz schmaler hoher Streifen; der Astronom würde sagen: viel Deklination, wenig Rektaszension. Das störte mich zunächst wenig; mir war's fast lediglich um den Sternenglanz an und für sich zu tun — der ja für uns Kurzsichtige weit mächtiger und beweglicher strahlt als für normale Augen. Wissenschaftliche Lernbegier lag mir fern, vielmehr handelte es sich ausschließlich um Sinnenfreude und Seelenergriffenheit. Noch heute ist mir von diesem reinen, ziellosen Genusse beim Anblick der Sterne viel geblieben; damals aber erfaßte er mein ganzes Wesen mit einer unbeschreiblichen Innigkeit und Heftigkeit. Goethe hat es verstanden, die besondere Natur des Sternenlichtes genau zu bezeichnen:

> ... ein Purpurteppich umgefaltet,
> Darauf gesät der Sterne blendend Mildes.

Dies „blendend Milde“ war es, was mich beglückte und berauschte. In dem Bruchstück einer Lebenserzählung aus sehr frühen Jahren finde ich folgende Stelle über meine Sternguckerei in der Schule; ich übersetze sie aus dem Englischen. „Eine geradezu unbeschreibliche Anziehungskraft übte das Sternenlicht auf mich aus. Die Sterne erschienen mir näher, sanfter, mehr vertrauenerweckend, gefühlvoller — das ist das einzige Wort, das mein Empfinden widerspiegelt — als irgendeiner unter den Menschen, die mich im Schulleben umgaben. Für die Sterne empfand ich wahre Freundschaft. Ich unterschied sie einzeln und schloß diejenigen besonders in mein Herz, die mich die zartesten dünkten und die am geheimnisvollsten herabglitzerten. Aber wehe! der Himmel bewegte sich; das mußte mich mein schmaler Fensterstreifen bald lehren; die liebgewordenen Einzelsterne schwanden aus dem engen Fensterrahmen und kehrten auch an den folgenden Tagen nicht wieder. Ich erinnere mich, viel darüber nachgedacht zu haben, ob ich sie je wiedersehen würde, und lebhaften Schmerz empfunden zu haben bei der Besorgnis, sie könnten wie der herrliche Komet auf immer entschwunden sein. Da strahlte mir eines Tages aus einer Buchhandlungsauslage das Wort entgegen: Sternkarte! Sobald das Taschengeld reichte, erwarb ich den fieberhaft begehrten Besitz. Die Schwierigkeit war: wie sollte ich davon Gebrauch machen? Ich schmuggelte eine Kerze in mein Cubiculum ein und ersann mir ein Verfahren, den Lichtschein abzublenden. Als dieser Verstoß gegen die Disziplin bald darauf entdeckt und bestraft wurde, hatte ich schon halbwegs heraus, welche Himmelsgegend mein schmaler Fensterstreifen im Augenblick umfaßte, und nunmehr half ich mir durch Studieren der Karte vor dem Schlafengehen und durch kleine Zettel, auf denen ich Sternbilder mit so riesengroßen Tintenklecksen für die einzelnen Sterne einzeichnete, daß ich sie beim Sternenschimmer unterscheiden konnte. Wegen des begrenzten Sehfeldes nahm meine Kenntnis des Himmels freilich sehr langsam zu, und Nacht um Nacht pflegte ich auf einen mir noch unbekannten Stern zu warten, der bald auftauchen mußte und den mir meine kleinen Zettelsternbilder viel näher vortäuschten, als er in Wirklichkeit lag. Oft und oft habe ich damals von den erwarteten, noch nie erblickten Sternen und auch von neuen in der Phantasie geborenen Sternbildern

geträumt.“ Soweit die Anführung aus dem Bruchstück, das den Vorzug besitzt, vor mehr als vierzig Jahren geschrieben worden zu sein. Natürlich verließ mich diese Leidenschaft auch in den Ferien zu Hause und später auf meinen Reisen als Jüngling nicht. Genau erinnere ich mich eines Herbstabends in der Schweiz, an dem Aldebaran — den ein hoher im Nordosten gelegener Berg um Wochen verspätet hatte — endlich, endlich vor der strenge eingehaltenen Schlafstunde glorreich wie nur je die Sonne aufging und mit seinem roten Licht vom Himmel Besitz zu nehmen schien; da verlor ich — vor Freude trunken — den Kopf so vollständig, daß ich aus der dunklen Kammer, in der ich beobachtete, in den hellen Salon, wo Familienmitglieder und Freunde saßen, hineinstürzte: „Aldebaran ist da! Aldebaran ist da!“ Keiner wußte, wer und was Aldebaran war; keiner begriff, daß man über einen Stern in Aufregung geraten könne; es endete mit einem schallenden Gelächter über meine verschrobene Narretei. So geringfügig diese Episode erscheinen mag, sie hat doch Einfluß auf mein Leben ausgeübt: aus solchen Erfahrungen erfolgte die Verschlossenheit, die mir nicht angeboren gewesen zu sein scheint, die ich aber später nicht mehr rückgängig zu machen vermochte; ich mußte fühlen: das Kind hatte doch recht, seinem Herzen standen die Sterne näher als die Menschen.

Sie werden mit Recht voraussetzen, daß ich, sobald ich zu Vernunft kam — also etwa vom sechzehnten Jahre an —, astronomische Bücher mit Eifer zu lesen begann; später, als Student in Genf, und trotzdem ich mich einem anderen Fache widmete, hörte ich bei Plantamour theoretische Astronomie — leider ohne daß wir Studenten jemals ins Observatorium geführt worden wären; lauter Ziffern und abstrakte Konstruktionen, keine Spur von Anschauung. Mehr als einmal begleitete ich Plantamour nach der Vorlesung heim; bereitwillig beantwortete er alle Fragen, doch forderte er mich ebensowenig wie irgendeinen meiner Kameraden auf, einzutreten; ich glaube, er fürchtete für seine Instrumente unter unseren ungeübten Händen. Über alle diese Dinge eile ich hinweg, denn ich bin überzeugt, das Vorangehende wird für Sie — sowohl als Umwelt wie als Innenwelt — mehr Interesse besitzen als einzelnes über diese Studien, deren Gang von der Stufe der Liebhaberei bis zu der eines

wissenschaftlich-exakten allgemeinen Überblicks Sie sich leicht vorstellen können.

Etwas muß ich aber doch noch hinzufügen, denn es bildet eine wesentliche Ergänzung zu meiner kindlichen Sternguckerei. In Cheltenham pflegte nämlich der zwölf- und dreizehnjährige Knabe die einzelnen Sterne immer wieder und wieder anzurufen: wer bist du? wer bist du? Es war die Stimmung, der Grabbe Ausdruck verliehen hat:

Seid ihr es, Sterne, was die Ahnung sagt,
Die lichten Ufer eines bess'ren Landes?

Dann aber trat er an den kleinen Spiegel, der dem Bette gegenüber an der Holzwand hing und schaute sich selber aus allernächster Nähe in die Augen, indem er einmal übers andere sich eindringlich zuflüsterte: wer bin ich? wer bin ich? Die beiden Fragen schienen ihm verwandt, als könnte die eine die andere aufhellen; die Sterne empfand er damals — wie übrigens noch heute trotz des erdrückenden Zahlenspuks — als dem Herzen nahe, während die Augen immer ferner rückten, je öfter und je heftiger er seine Frage wiederholte: wer bin ich? Beide Fragen blieben ohne Antwort. Die eine war wohl ebensowenig Philosophie als die andere Wissenschaft war? Das mögen Sie, lieber Freund, entscheiden.

Endlich kam der Tag, wo ein neuer Natureindruck meine Seele ergreifen sollte: zum erstenmal erlebte ich das Erwachen des Frühlings außerhalb der Stadtmauern. Es war der Frühling des Jahres 1871 — mein sechzehntes Lebensjahr. Seit Anfang 1870 von einem peinigenden Nervenleiden befallen, suchte ich auf ärztliche Anordnung, nach einer ergebnislosen Emser Kur, Linderung in der reinen Bergluft der Schweiz. Der Wintergebrauch der Höhenkurorte war damals unbekannt; wir hatten Montreux erwählt, am Genfer See, dem Waadtländischen Mittelgebirge zu Füßen. Als nach einem schneereichen, an Rodelfreuden gesegneten, durch körperliche Leiden nicht wenig qualvollen Winter die Erde die Schätze an Farben und Duft spendenden Blumen, die ihr Schoß verborgen gehalten hatte, plötzlich in das Licht der Frühlingssonne hervorbrechen ließ, da lernte ich etwas kennen, wovon ich zuvor keine Ahnung besaß und geriet in eine Art Taumel, die ich nur mit Trunkenheit zu vergleichen weiß. In diesem Falle fand ich auch in meiner Umgebung

Verständnis; denn die gute Tante, die sich meiner Pflege gewidmet hatte, liebte ebenfalls die Blumen und ließ sich gern von meiner jugendlichen Begeisterung zum Überschwang hinreißen. Es gibt wohl wenig Punkte, wo gerade die besondere Mittelgebirgsflora in solcher Üppigkeit gedeiht, wie jener geschützte, die Frühlingssonnenwärme zwischen steilen Wänden aufspeichernde Winkel des Genfer Sees. Ganze Hügel zeigen einen von weitem unbegreiflichen dunkelvioletten oder gold-gelben Farbenschein: es sind Veilchen, Primeln und Ranunkeln! In den Lichtungen der Wälder schreitet man auf einem zarten Teppich, gemischt aus Hell-Violett und Weiß: Leberblümchen und Waldanemonen! Etwas später glaubt man die Höhen, trotz der täglich heißeren Sonne, plötzlich von nachts gefallenem Neuschnee bedeckt: *Narcissus poeticus* — die „mystische" Blume der Demeter — hat vom Gebirg Besitz genommen und schwängert die Luft dermaßen mit süßem Duft, daß manche Menschen zu fliehen genötigt sind. Auf Schritt und Tritt erregten außerdem mehr vereinzelte Blütengestalten Staunen und Bewunderung; ich nenne aber nur die in unübersehbaren Massen verbreiteten, denn sie waren es, die es mir angetan hatten. Auch hier nämlich regte sich zunächst nicht ein Schimmer von Wissensneugierde; beglückte dort der Sterne Gegenwart und Licht, so tat es hier die Farbe, der Duft, die Gestalt der Blumen. Mit Körben beladen zog ich hinaus und warf mich heftig vor ihnen, wie zur Anbetung, auf die Knie. Das Pflücken erschien mir nicht als ein Zerstören; wo es anging, nahm ich die Wurzeln mit; zu Hause füllte ich alle Stuben mit Behältern, Tellern, Schüsseln voll Blumen und labte mich weiter an Anblick und Duft. Ich glaube, es lag viel unbewußtes, mystisches Naturgefühl hierin; zwar kann ich mich nicht erinnern, meine Sternenfrage „wer bist du?" an die Blumen gerichtet zu haben, rückblickend glaube ich aber, das Erwachen der religiösen Ekstase, die mich bald darauf ergriff, und über die ich an anderem Orte gesprochen habe, mit diesen Natureindrücken verwoben. Ich wußte damals von Mystik ebensowenig wie von irgend etwas anderem; ich war so „thumb" wie nur irgendein Junge von dem Alter — dazu ohne regelrechte Schulbildung — sein kann; aber es ereignete sich an mir, was unser lieber Jakob Böhme sagt: „Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn

du auf eine grünende und blühende Wiese gehest: da wirst du die wunderliche Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken. . . .“

Keine späteren Natureindrücke — so stark sie auch waren — haben auf mich mit dieser elementaren Kraft gewirkt. Und das kommt wohl daher: ich verlor jetzt die Unschuld des Anschauens. Mein um mich besorgter Hausarzt hatte nämlich mit Interesse die plötzlich erwachte Leidenschaft für die Blumen wahrgenommen; ihm lag daran, daß ich möglichst wenig in der Stube hockte bei buchmäßigen Schularbeiten und möglichst viel mich in der Luft aufhielte — ein Bestreben, das immerfort durchkreuzt wurde durch mein lebhaftes Interesse für die meisten Lehrgegenstände; jetzt glaubte der Arzt, eine Handhabe hiergegen gefunden zu haben und setzte es durch, daß ich Botanik lernen sollte. Mich ließ dieser Vorschlag kalt, denn ich hatte keine Ahnung, was ich mir unter „Botanik“ vorstellen sollte; sehr viel weiser als ich war auch die gute Tante nicht, in deren Händen die Entscheidung lag; und Otto Kuntze, ein junger Kandidat der Theologie, der sich seit kurzem meiner verwahrlosten Bildung annahm, hatte im Stralsunder Gymnasium so blasse Vorstellungen von Naturgeschichte erhalten, daß wir später oft zusammen darüber gelacht haben. Doch der brave Arzt ließ nicht locker, und so mußte Kuntze seine Erinnerungen aufbügeln und einige Wochen, während welcher das Scharlachfieber mich ans Bett fesselte, zu einem atemlosen Studium des Linné’schen Systems und zu einer Umschau unter den häufigeren einjährigen Blütenpflanzen ausnutzen, wobei ihm zustatten kam, daß wir im Hause eines Apothekers wohnten, der seine Fachkenntnisse auf diesem Gebiete gern zur Verfügung stellte. Als ich mich genügend erholt hatte, wurde auch ich in diese Künstlichkeiten eingeführt, mußte Staubfäden und Griffel zählen, „oberständige“ Fruchtknoten von „unterständigen“ unterscheiden lernen, mußte in langes Sinnen und Schwanken darüber verfallen, ob ein Schötchen „nicht viel länger als breit“ oder „beträchtlich länger als breit“ sei und so weiter ohne Ende. Die Begeisterung war wie weggeblasen, und da die Ermattung nach dem Fieber dazu kam, erlebte der gewissenhaft botanisierende Theolog wenig Freude an seinem widerspenstigen Zögling. Namentlich einzelne Klassen, wie die 17. und die 19., haßte ich geradezu. Aber auch alles Übrige schwebte mir in nebelhafter Undeutlichkeit

vor dem Geiste, wie eine überflüssige Bemühung. Der Sommer führte uns ins Gebirg und hinauf bis ins Engadin. Wieviel Herrliches erblickte ich da! Doch der Zauber war entschwunden und jede neue Blume eine Ermüdung! Glücklich war ich, als der Herbst früh einsetzte und dieser Last ein Ende machte. So ging denn das Jahr 1871 unter Auspizien zu Ende, die — was die Betrachtung der Natur anbetrifft — denen widersprachen, unter denen es angefangen hatte; und vielleicht war es nicht ungünstig, daß eine neuerliche schwere Erkrankung im Spätherbst das Hirn auf längere Zeit ausschaltete und hierdurch gewissermaßen reinwusch. Wenn ich nicht irre, hat dieser Umstand die völlige Umkehr ermöglicht, die bald darauf stattfand, und deren psychologischen Zusammenhang Sie eher als ich zu deuten vermögen werden.

*

Der Januar des Jahres 1872 führte mich zum erstenmal an die Riviera, und zwar gleich an deren schönsten Punkt — Cannes. Das damalige Cannes ist auf immer entschwunden: gleich hinter dem Bahnhof trat man in die Olivenhaine, und auf allen Seiten waren Wälder und Berge von unten bis oben frei zugänglich — wo man heute zwischen öden Mauern und verbotenen Eingängen traurig wandelt und Kraftwagenbesitzer sein muß, wenn man ins Freie hinauszukommen hoffen soll. Als ich zum erstenmal dort eintraf, war ich so schwach, daß ich kaum hundert Meter laufen konnte; doch die kräftige Luft, namentlich der Aufenthalt auf dem Meere — wo ich ganze Tage am Steuerruder eines Segelbootes träumend verbrachte — richtete mich bald körperlich und geistig auf; neues Leben drang mir in die Adern, neue Lebenslust verscheuchte die tiefe Niedergeschlagenheit des schweren Jahres 1871. Und wissen Sie, wo mich die Naturbetrachtung zunächst wieder kräftig aufrüttelte? Von neuem waren es die geliebten Sterne, deren ich in der herrlich klaren Luft des Südens fast dreimal soviel wie im Norden erblickte. Abends befreite ich mich von dem gemeinsamen Lesen mit der Tante und Kuntze und baute mir in ein Fenster eine Art „Luginssternenland" ein. Doch mag es die vorangegangene Beschäftigung mit der Botanik gewesen sein — ich weiß es nicht —, die mich

darauf brachte, von den Erscheinungen des Himmels, außer dem schwelgerischen Beschauen, auch ein Wissen zu erstreben: ich ließ mir aus Nizza Bücher kommen, studierte Flammarion's *Les Etoiles,* Guilmant's (?) *Le Soleil* und *La Lune,* bald darauf auch Elisée Reclus' meisterhaftes *La Terre.* Dieses Studium hätte ich eher ein Verschlingen nennen sollen; denn, war einmal mein Interesse wach, so wandelte sich stets — wie noch heute in meinen alten Tagen — meine angeborene Umständlichkeit und Unentschlossenheit in eine rasend schnelle Bewältigung, die für mich wie für andere unfaßlich blieb. In wenigen Wochen hatte ich mir einen allgemeinen Überblick über die Himmelserscheinungen verschafft, soweit dies möglich ist ohne mathematische Ergründung und ohne alle nähere Kenntnis von Physik und Chemie.

Nunmehr fand auch in bezug auf Botanik die oben angedeutete Umkehr statt. Zwar erfaßte mich ein kurzer Rausch, ähnlich dem vorjährigen, als die ersten Anemonen die Ölhaine plötzlich zu Zaubergärten schufen; doch nach wenigen Tagen fesselte ein anderes Interesse Sinne und Verstand, und ich warf mich mit Leidenschaft auf das Studium der einzelnen Pflanzengestalten — kurz, auf die systematische Botanik. Zu meinem Glück stand mir mein Lehrer Kuntze noch zur Seite mit einem Ballast an Genauigkeit in der Analyse und in der Unterscheidung der technischen Kunstworte, der meiner Fahrt sehr zustatten kam; ich aber steuerte das Schiff, und es dauerte nicht lange, die Rollen waren vertauscht. Im Augenblick ging das alles unbewußt vor sich; aus reiferer Einsicht zurückblickend, glaube ich, den entscheidenden Einfluß der Tatsache zuschreiben zu sollen, daß das einzige brauchbare Buch — Ardoino's *Flore des Alpes Maritimes* — von Linné'schen Klassen nichts wußte, sondern nur von natürlichen Familien. Zuerst standen Kuntze und ich vor dieser uns erschreckenden Tatsache „wie die Kuh vorm neuen Tor". Mühsam wanden wir uns durch einen vorangeschickten „analytischen Schlüssel", um der betreffenden Familie auf die Spur zu kommen, und erst innerhalb der Familie konnte die Gattung bestimmt werden. Mir aber fiel's auf einmal wie Schuppen von den Augen! Die zwei großen Klassen der Zweikeimblättler und der Einkeimblättler — von denen Gremli's *Schweizerflora* nichts verraten hatte — verstand ich bald auf den ersten Blick instinktiv zu unter-

scheiden; nicht lange währte es, und ich kannte mich in den Unterklassen und Ordnungen ebenfalls ziemlich aus; mit den häufigeren und gut ausgeprägten Familien wurde ich bald vertraut. Eine Art inbrünstiges Interesse ergriff mich namentlich für die Ranunkulazeen, die dort unten und auch oben im Gebirg besonders reich vertreten sind, und bei denen — für den denkenden Beschauer — die reiche Mannigfaltigkeit der Gestalt die Einheit des Bauplans nur um so stärker hervortreten läßt; im darauffolgenden Jahre gewann aus dem selben Grunde die wunderbare Familie der Euphorbiazeen meine besondere Aufmerksamkeit. Mir ahnte, aus einer einzigen solchen großen Gruppe verwandt-verschiedener Gestalten müsse man einen tiefen Einblick in das Verfahren der Natur gewinnen können. Hier setzte ein erstes, vollkommen unbewußtes Philosophieren ein — geweckt, wie Sie sehen, durch die Natur, und zwar zwei Jahre bevor ich zum erstenmal in meinem Leben (im Sommer 1874) vom „Philosophieren" der Menschen etwas erfuhr.

Im Sommer 1872 weilte ich mit Kuntze erst mehrere Wochen auf dem Monte Generoso — berühmt für den Reichtum seiner Flora — dann noch einmal zwei Monate im Oberengadin: diese ganze Zeit über habe ich tagtäglich mit nie erlahmendem Eifer botanisiert. Im folgenden Winter wurde das schnell anwachsende Herbarium schön angelegt und geordnet, und von dem Augenblick an, wo die ersten Frühlingsblumen hervorsprossen, ging's — bei sehr gestärkten körperlichen Kräften und mit bedeutend gereiftem Blick — über alle Berge und alle Täler, die Riesentrommel auf dem Rücken, die Lupe in der Hand. Dieser Sommer 1873 trennte mich von Kuntze und führte mich auf mehrere Monate nach England und Schottland, wo die Pflanzenwelt meinem Fleiße weniger Nahrung bot. Gerade diese Monate benutzte ich aber dazu, das große, streng wissenschaftliche Werk von Le Maout und Decaisne über die systematische Botanik — und zwar in der bedeutend gehaltvolleren englischen Ausgabe von Joseph Hooker — gewissenhaft genau durchzuarbeiten. Daß mir von diesem ungeheueren Material — sämtliche Phanerogamen der Erde umfassend — viel Einzelnes im Kopfe haften blieb, glaube ich kaum; doch erweiterte diese Befassung mein Wissen um die Welt der blühenden Pflanzen bedeutend und bestärkte meine Neigung und zugleich meine Fähigkeit, aufs Ganze zu gehen. Das merkte ich deut-

lich, als ich im Winter 1873—74 in Cannes und im Sommer darauf im Schweizer Gebirge mit einer Art kleiner Meisterschaft jedes Blatt — auch ohne Blüte oder Frucht — sofort zu deuten wußte. Hier erreichte aber auch diese Leidenschaft ihren Höhepunkt, von dem sie bald herabzusinken begann. Zwar sammelte und studierte ich in den folgenden Jahren weiter, mehr aber wie ein Besitzender, der sich nicht gern etwas entgehen lassen will, als wie ein Liebhaber, der täglich an dem geliebten Gegenstand Neues entdeckt und aus einem Glückesrausch in den anderen gerät. Neue Gegenstände beanspruchten jetzt in steigendem Maße meine Geisteskräfte. In der Naturbetrachtung fesselte mich namentlich die Geologie unter Lyell's sympathischer Führung; sowohl in Cannes, mit seiner Abwechselung zwischen Granitmassiven und Kalkhügeln und mit dem nahen prachtvollen Porphyrgebirg der Estérels, wie in der Schweiz fand ich zu diesem Studium genügend Anschauungsstoff. Außerdem hatte es mir inzwischen die Philosophie angetan und die alten Sprachen und vor allem die deutsche Sprache und Dichtung und Wesensart und Weltanschauung und Musik.... Die neuen Kenntnisse und Eindrücke, die aus diesen jetzt erst dem Zwanzigjährigen sich erschließenden Quellen auf ihn einströmten, sein Weltbild von Grund aus umschaffend, dehnten ihm die Seele aus, während zugleich das steigende Bewußtsein seiner Unwissenheit ihn zunehmend bedrückte. Die lieben, lieben Blumen gerieten nach und nach in den Hintergrund.

Hier lassen Sie mich eine kritische Betrachtung einschieben, die den Bericht über diese floristische Bildungsstufe zweckmäßig abschließen mag.

Auf dem Monte Generoso, im Sommer 1872, war ich zum erstenmal in meinem Leben einem berufsmäßigen Naturforscher begegnet, einem jungen Schotten, namens Duthie, der in der Pflanzensystemathik Hochschulausbildung genossen hatte und bald nachher von der Regierung eine lebenslängliche Anstellung zur Erforschung der Flora Indiens erhielt. Er nahm sich meiner freundlich an und förderte mich bedeutend. Da er sich von einer Krankheit erst erholte, freute er sich, einen Jüngling zur Hand zu haben, der weiter als er herumwanderte und ihm täglich seine ganze Pflanzenbeute zu freier Verfügung vorlegte; dafür gab er mir allerhand Winke zur Erkennung und Unterscheidung der Familien, lehrte mich besser sehen

und wissenschaftlicher denken. Eines Abends nun gab es eine harte Nuß: eine von mir erkletterte Pflanze konnte ich durchaus nicht bestimmen, und auch Kuntze's größere Besonnenheit führte nicht zum Ziel; so klopfe ich denn schließlich an Duthie's Türe an, finde ihn über die selbe Pflanze gebeugt, mit den besten Fachbüchern zur Hand — auch er unfähig, ihre Zugehörigkeit festzustellen. Nun rannte ich in meine Stube zurück, schloß mich allein ein, kümmerte mich nicht um die genauen Feststellungen Kuntze's, noch um die gelehrten Erörterungen Duthie's, sondern suchte hastig in jenen Familien, zu denen mir der allgemeine Habitus zu stimmen schien, und richtig! auf diesem — eigentlich illegitimen — Wege gelang es mir, die Gattung ausfindig zu machen, wobei sich dann nachträglich herausstellte, daß wir uns alle drei durch eine — den Kelch betreffende — Scheinbildung hatten irreführen lassen. Von dieser kleinen Episode rede ich nur, weil sie mir symptomatischen Wert zu besitzen scheint. Der liebenswürdige Naturforscher rief in seiner Freude aus: „Chamberlain, Sie sollten Fachbotaniker werden, Sie besitzen den Instinkt der Sache!" Das nun gerade halte ich für einen Irrtum: zum Systematiker war ich sicher nicht geboren. Und zwar aus folgendem Grunde. Was den echten Systematiker bezeichnet, ist der ungewöhnlich stark ausgeprägte S i n n f ü r d i e U n t e r s c h e i d u n g: auf den ersten Blick erfaßt er ganz kleine Unterschiede, die anderen Leuten nicht auffallen. Das habe ich später mit Staunen an Männern wie Alphonse Decandolle und Johannes Müller (Argovensis) kennen gelernt. Ohne solche Männer wäre gewiß der Begriff der „Art" nie aufgekommen. Meine Begabung nun — insofern ich von einer solchen überhaupt reden darf — war eine genau entgegengesetzte. Ich besaß etwas von dem, was Plato das „Zusammenschauen" nennt, und infolgedessen fielen mir innerliche Verwandtschaften auf, die nicht jedem zunächst sichtbar sind, und die ich selber mehr durch Instinkt als aus Überlegung entdeckte. Dagegen hatte ich Kurzsichtiger nicht nur wenig Blick für die feinen Artunterschiede, sondern diese brachten mich vielmehr zur Verzweiflung. Mit Gattungen wie Hieracium, Rubus, Salix usw. — die Wonne aller echten Systematiker — mochte ich niemals mich einlassen. Von Mendel und der ganzen heutigen Lehre der Kreuzungen wußte man dazumal nichts; aber auch ohne diese Kenntnisse kam es mir immer

vor, als ob der Mensch hier Schattenwesen nachjagte. Die Gattung dünkte mich ein weit greifbareres Wesen als die Art, und die Familie (sobald sie echt ist) reicher an Wirklichkeitsgehalt als die Gattung. Darüber später mehr. Heute unterhält es mich festzustellen, daß noch ehe ich Darwin kannte — und wie jeder Jüngling sein leidenschaftlicher Parteigänger wurde — der Keim schon ausgesprochen vorgebildet in mir lag, der mich später aus seiner Irrlehre hinausführen sollte. Und noch eins kann ich nicht unterdrücken; denn es ist eine Erbsünde der Menschen, wenn sie glücklich eine Wahrheit erhascht haben, die ergänzenden Wahrheiten, durch welche jene andere Wahrheit erst plastische Wirklichkeit gewinnt, außer acht zu lassen. Ein „ergänzendes" Geheimnis des geborenen Systematikers ist nun die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich weigert, die Dinge zu sehen, die er nicht sehen will; er wird geradezu „durch Willen blind"; wohingegen der zusammenschauende Mensch, sobald er einmal sich veranlaßt sieht, auf Unterschiede zu achten, kein Ende findet. So erinnere ich mich, mir später, als Student, eine Menschenschädelsammlung angelegt zu haben, um mit der inneren und äußeren Gestalt dieses wichtigen Knochengebildes genau bekannt zu werden; doch gab ich meine Bemühungen nach einiger Zeit wieder auf; denn ich fand nicht zwei Schädel, die nicht auffallende anatomische Abweichungen aufgewiesen hätten, und nicht einen, der wirklich in jedem Punkt genau übereingestimmt hätte mit dem, was uns als „Normalschädel" vorgetragen wurde; bei meiner Art, genau zu beobachten und zu beachten, hätte mich eine solche Sammlung ins Uferlose hinausverlockt. Für den, der wirklich genau hinsieht, wird der Begriff „Art" nach und nach ein sehr abstrakter. Der Systematiker ist nach meinem Gefühl dem Philologen verwandt: ich schätze und verehre seine Arbeiten und benutze seine Ergebnisse; über die Gewaltsamkeit seiner Methoden jedoch vermag ich mich nicht zu täuschen, und ich finde ihn — wenn auch durch unleugbare Erfolge glänzend gerechtfertigt — dennoch allzu anthropomorphisch betätigt, um ihm die volle Unschuld einer reinen Naturbetrachtung zusprechen zu können.

Sie werden, glaube ich, zugestehen, daß es nicht Flüchtigkeit und Unbeständigkeit war, wenn die bloße Systematik, das bloße Ansammeln von Gestalten, seinen Reiz für mich nach und nach verlor.

Außer den Pflanzen hatte ich inzwischen auch Süßwassermuscheln, Spinnen und verschiedenes andere mit Eifer zu studieren und, von Fachmännern (wie Mousson und Eugène Simon) beraten, nach Familie, Gattung und Art zu bestimmen begonnen. Aber jetzt kam der Tag, wo ich immer schmerzlicher empfand, daß ich von dem inneren Aufbau und von den Lebensverrichtungen aller dieser Wesen so gut wie nichts wußte, im besten Fall nur Theoretisches, nicht wirklich Geschautes. Bücher wie die unvergleichliche Insektenkunde von Kirby und Spence und mein reger Verkehr mit dem großen Entdecker unter den französischen Lepidopterologen Millière in Cannes wirkten letzten Endes im gleichen Sinne. Auch hatten flüchtige Begegnungen mit Oswald Heer und Anton de Bary Eindruck auf mich gemacht. So ergriff mich denn die Sehnsucht, mich zu einem Blick ins Innere dieser bislang nur von außen erfaßten Gestalten zu befähigen; und soviel wußte ich schon, daß dies ohne regelrechte Fachstudien unmöglich war. Der Beschluß, die Universität zu besuchen, kam ganz plötzlich. Lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie das zuging; denn die begleitenden Umstände waren interessant genug, um die Beachtung des Biologen zu verdienen.

Schon im Herbste 1875 führte mich ein glücklicher Zufall zu dem berühmten Kliniker Kußmaul, damals Professor an der Freiburger Universität. Dieser nahm sich meiner mit besonderer Freundlichkeit an und redete mir lebhaft zu, eine deutsche Universität zu beziehen, um mich naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Seinem sehr gescheiten Rate standen leider die Auffassung meines Hausarztes und die Vorurteile meiner Familie entgegen, welche glaubten, der Aufenthalt im Norden während des Winters würde mein Leben gefährden, wogegen sich später Kußmaul's Ansicht als richtig erwies, daß nämlich meine Atmungsorgane vollkommen gesund und meine sämtlichen Leiden lediglich einem anormal empfindlichen Nervensystem zuzuschreiben sind. Mir mangelte damals leider sowohl Einsicht wie Entschlossenheit. Als ich aber im Jahre 1878 — nach dem Hinscheiden meines Vaters — die nötige Unabhängigkeit gewonnen hatte, beschloß ich, nach Florenz zu ziehen, wo ich, ohne die Vorteile des südlichen Klimas zu entbehren, hoffen durfte, mich unter der Leitung des ausgezeichneten Botanikers Parlatore in dieser Wissenschaft ausbilden zu können. Als ich nun im Spät-

herbst 1878 in Florenz eintraf, mußte meine erste Sorge sein, die italienische Sprache zu erlernen; diesem Ziele widmete ich mich mit Eifer. Allein, die Wirkung der Umgebung hatte ich nicht in Rechnung gebracht; sie machte sich nun übermächtig fühlbar. Mit Absicht hatte ich mich auf Florenz als Kunststadt gar nicht vorbereitet: die Sprache erlernen und sodann mich dem Studium der Botanik widmen, das war mein Plan; von ihm sollte mich nichts ablenken. Es war aber anders bestimmt. Nie werde ich die Abendstunde vergessen, wo ich, ziellos durch die Stadt schlendernd, zum erstenmal unerwartet auf die Piazza della Signoria hinaustrat: der Eindruck der Schönheit war dermaßen überwältigend, daß mich eine Art Schwindel überfiel und ich in ein Haustor zurücktreten mußte, um mich anzulehnen und allmählich zu erholen. Wie betäubt kehrte ich heim. Das war ein anderer Rausch als der, den seinerzeit die Sterne und später die Blumen bewirkt hatten: diese Werke menschlichen Schönheitssinnes benahmen mir den Atem und warfen mein Gleichgewicht um. In einer völlig unkünstlerischen Umgebung aufgewachsen, hatte ich von solchen Dingen keine entfernte Ahnung. Sie bewirkten eine förmliche Revolution in meinem Innern. Schnell verschaffte ich mir Burckhardt's *Cicerone* und andere Bücher; alle Morgen nahmen mich die Tore der Uffici bei ihrem Eröffnen auf, und am Nachmittag ging es von Kirchen zu Klöstern, von Klöstern in die Photographieläden. Es war ein Schwelgen in der bildenden Kunst, an das ich mit lächelnder Freude zurückdenke. Alles andere war vergessen! Gewiß ist es nicht Zufall zu nennen, wenn sich der ersten künstlerischen Leidenschaft eine zweite zugesellte. Ich hörte das damals noch schöne Florentiner Orchester, dessen Streicher namentlich hinreißend spielten, wurde mit dem ersten Violoncellisten bekannt und bald befreundet, und es dauerte nicht lange, so waren die frühen Morgenstunden und die Abendstunden diesem herrlichen Instrumente gewidmet. Keinen einzigen meiner Einführungsbriefe an vornehme einheimische und fremde Bewohner von Florenz gab ich ab; ich verkehrte nur mit italienischen Musikern und Kunstkennern; auch zwei interessante Deutsche lernte ich in Florenz kennen: Karl Hillebrand und den Kunsthistoriker Bayersdorfer. Vielleicht genügen diese kurzen Andeutungen, damit Sie — der Sie ein so erfahrener Kenner Italiens sind — sich eine Vor-

stellung dieses etwa siebenmonatigen künstlerischen Glückes ausmalen? Sie werden begreifen, daß alle wissenschaftlichen Regungen wie ausgelöscht — aus dem Hirn aus- und fortgespült — waren; ich wußte nicht mehr, daß es so etwas gab, daß ein Mann namens Parlatore existierte und daß ich seinetwegen nach Florenz gekommen war! Vielmehr träumte ich einzig von Streifzügen zu allen den unzähligen Augenwonnen Italiens!

Da, urplötzlich, gerade als der Mai die rechte Magie des Südens erst herbeigezaubert hatte, da — wie ich Ihnen sage, urplötzlich — fand eine Besinnung statt, die alles umwarf. Ein Maurice de Guérin, ein Heinrich von Stein wüßte wohl in solchem Falle Rechenschaft über die inneren Vorgänge zu geben; ich vermag es nicht. Von außen war nichts an mich herangetreten, geeignet mich umzustimmen, gar nichts — weder ein Mensch, noch ein Buch, noch ein Natureindruck. Wohl hatte ich einmal das bekannte Florentiner Museum anatomischer Wachsmodelle besucht; die Befassung mit Leonardo da Vinci gab die Veranlassung, der Eindruck aber inmitten des Schönheitsrausches wirkte abstoßend unheimlich. Nein, die Sache ging anders zu. Plötzlich stieg eine Art Vision meines kommenden Lebens vor meinen Augen auf. Ich sah mich — wie so manchen meiner englischen Landsleute, die ich aus einiger Entfernung beobachtet hatte — ziellos hinvegetieren: halber Kunstkenner, halber Musikliebhaber, in Sprachen bewandert, vielleicht dazu gelegentlich botanisierend und geologisierend — ein Dilettant im schlechten Sinne des Wortes, nämlich ein Lebensdilettant, ein Mann ohne Pflichten, ohne irgendein sich selbst gegebenes Gesetz des Müssens; und vor diesem Bilde erschauderte ich. Sollte ich etwa Kunstgelehrter werden? Dazu fehlte mir alles; der Gedanke kam mir nicht in den Sinn. Ein Musiker? Dazu reichte meine Begabung nicht aus. Andererseits fühlte ich mich vollkommen unfähig, umgeben von diesem Zauber der Kunst, ihm nicht willenlos zu verfallen. Italien und arbeiten: nein, das war unmöglich! Und als ob geschlossen gewesene Tore plötzlich flügelweit aufgeworfen würden, strömte die alte leidenschaftliche Liebe zur Natur wieder ins Herz hinein und mit ihr die stetig gewachsene Sehnsucht nach gegründeterem, umfassenderem Wissen über sie. Sofort stand der Entschluß fest: Naturforscher von Fach zu werden. Und sofort beschloß ich —

obwohl ich Physik und Chemie nur vom Hörensagen kannte — die Pflanzenphysiologie zu meinem Fach zu erwählen. Das alles war das Werk eines Tages, ja eigentlich eines Vormittags, an dem mich ein einsamer Spaziergang über die Viale dei Colli geführt hatte; einer jener idealen Morgen, wie nur Italien sie kennt: wolkenlos und doch alle Linien wie gebadet in umhüllender Luft, die Ferne verschwebend, die Nähe klar und weich; aus diesem paradiesisch schönen Lande zu scheiden, war ein grausamer Schmerz; solche Wonne des Daseins würde mir nie mehr zuteil werden: das wußte ich. Die Vorstellung der Pflicht, die Auffassung des Lebens als einer zu erfüllenden Aufgabe, war plötzlich — und für immer — erwacht. Es schwand die Besorgnis vor dem nordischen Klima, vor dem Übermaß der Arbeitsforderung, vor allen Hindernissen, die sich bisher unüberwindlich aufgetürmt hatten; ich fragte niemanden, sondern beschloß und führte sofort aus. An einem Montag vormittag hatte jener Spaziergang stattgefunden, der über mein weiteres Leben entschied; am folgenden Sonnabend entführte mich der Nachtschnellzug gen Norden; und am Dienstag darauf, vormittags, saß ich bereits in Carl Vogt's Laboratorium im Erdgeschoß der Genfer Universität und ließ mich von dem liebenswürdigen Emile Yung (damals noch Assistent und Privatdozent) in der Kunst, mikroskopische Dünnschnitte anzufertigen, unterweisen; ich kann Ihnen sogar Proben jener ersten Versuche — bei denen Tierhaut den Stoff abgab — vorführen!

Diese Wendung fand im Mai 1879 statt.

*

Daß ich Genf erwählte, geschah aus Vorsicht, oder, wenn Sie wollen, aus einem Rest von Zaghaftigkeit. Da alle Welt meinte, ich würde den Winter im Norden nicht vertragen, so schien es zweckmäßig, einer Universität den Vorzug zu geben, von wo aus ein Katzensprung nach Italien führte und wo außerdem die Alpen zu gelegentlicher Erholung zur Hand lagen. Auch will ich nicht leugnen, daß die lebenslange Gewöhnung an die französische Zunge und eine gewisse Scheu vor allerhand Unvertrautem, was ich über

deutsche Lebenssitten vernahm, bei dieser Entscheidung mitgewirkt haben mag. In beiden Beziehungen segnete die Vorsehung meinen schnellen Entschluß: die trockene Luft und der beißende Nordwind, anstatt mir zu schaden, belebten mich, und ich fand mich in Genf in eine vorwiegend deutsche Umgebung versetzt, die den rechten Übergang nach Deutschland bildete.

Als ich in Genf eintraf, war das Sommersemester schon angegangen. Machte ich mich auch — wie Sie sahen — sofort ans Werk, so verursachte meine Immatrikulation infolge meines chaotischen Erziehungsganges doch Schwierigkeiten; auch mußte ich mich in dieser mir so völlig neuen Welt, in die ich ohne eine einzige Verbindung, geeignet meine ersten Schritte zu leiten, als wildfremdes Element hineinfiel, erst zurechtfinden und mußte mir über den Weg, den ich einzuschlagen hatte, klar werden. Erst im Herbst 1879 erhielt ich — auf Grund von Zeugnissen und als Ergebnis einer ausnahmsweise gestatteten Prüfung — die Immatrikulation als ordentlicher Student in der Fakultät der Naturwissenschaften und trat den vollständigen Lehrgang an. Ich hörte systematische Botanik bei Johannes Müller (Argovensis), Anatomie der Pflanzen und Physiologie der Pflanzen bei Marc Thury, Zoologie, vergleichende Anatomie, Anthropologie und Geologie bei Carl Vogt (manchmal durch Emile Yung vertreten), Embryologie bei dem genialen, früh entschwundenen Hermann Fol, Physik bei Wartmann und Soret, unorganische und organische Chemie bei Karl Graebe, Mineralogie und Kristallographie bei Soret (Sohn); außerhalb meiner Abteilung hörte ich die Vorträge von Plantamour über Astronomie und physikalische Geographie und einen kurzen Kursus von Raoul Pictet über die Schwerkraft. Zwei Jahre später besuchte ich noch in der medizinischen Abteilung Laskowski's normale Anatomie des Menschen und Schiff's Physiologie, nachdem ich mich — um die Seziersäle und Laboratorien betreten zu dürfen — als Student der Medizin hatte immatrikulieren lassen. Medizinische Vorträge hörte ich keine, doch erhielt ich, dank meiner Befreundung mit dem Pathologen Zahn und mit dessen erstem Assistenten — einem feurig begabten Südamerikaner — Zutritt zu der Sezierhalle des städtischen Spitals, wo ich gründlichere und schnellere Belehrung als in den verzweifelt langsam fortschreitenden Vorträgen Laskowski's genoß. Da ich beim Aufzählen

bin, lassen Sie mich hinzufügen, daß Alphonse Decandolle — der Sohn des großen Augustin Pyrame — mich mit besonderer Freundlichkeit aufnahm und mir sein berühmtes Herbarium sowie seine Bibliothek zur Verfügung stellte, mich aber noch mehr durch weise Ratschläge förderte; desgleichen tat Edmond Boissier, der Verfasser der *Flora orientalis,* dessen wundervolle Gärten und Orchideenhäuser unweit Genf reichen Anschauungsunterricht gewährten; viel benutzte ich auch den Städtischen Botanischen Garten und namentlich die dazu gehörige Bibliothek, welche Müller (Argovensis) unterstanden.

Daß ich fleißig war, bedarf keiner Versicherung; es war der verzehrend leidenschaftliche Fleiß eines gerade hierdurch unsagbar beglückten Menschen. Einzig den Vorträgen über Kristallographie wurde ich untreu, weil der Vortragende so grenzenlos langweilig war, daß ihm zuzuhören einer Erkrankung gleichkam. Auch „schwänzte" ich manchmal die systematische Botanik, aber nur, wenn sie Dinge brachte, die ich schon auswendig wußte. Sonst aber zählte ich zu den gewissenhaftesten Hörern. Um mich selbst bei der Stange zu halten, steckte ich mir ein ziemlich anspruchsvolles erstes Ziel: nämlich, sämtliche Prüfungen, welche die Erlangung des Grades eines Baccalaureus erfordert, auf einmal, im Herbst 1881, zu bestehen, anstatt der üblichen Verteilung der Prüfung auf zwei aufeinanderfolgende Jahre, oder der erlaubten und häufig erwählten Dreiteilung. In Frankreich bedeutet „bachelier" soviel wie Abiturient; das „baccalauréat" ist dort die Schlußprüfung beim Verlassen der Schule; in Genf dagegen blüht noch — wie übrigens auch in Oxford und Cambridge — der uns aus Faust so vertraute mittelalterliche Begriff des Baccalaureus, eigentlich die Vorstufe zum Magister, welche beide durch die gestiegene Bewertung des „Doktor" beiseite geschoben worden sind. Zum Vergleich kann man etwa das deutsche Physikum heranziehen. In der naturwissenschaftlichen Fakultät in Genf unterschied man drei Abteilungen: *les sciences mathématiques, les sciences physiques, les sciences naturelles* — also Mathematik, Physik, Naturgeschichte, wobei die Mathematik Himmel- und Erdkunde, die Physik auch die Chemie nebst allem, was dazu gehört, mit umfaßte, Naturgeschichte, alles Leben. Der bachelier muß in zwei dieser Abteilungen — die Wahl steht ihm frei — bestehen: für eine eingehende Prüfung ein ziemlich

weites Feld, wie Sie sehen. Ich erinnere mich auch, daß Graebe mir später mein Beginnen als töricht vorwarf und meinte: „In der selben Zeit und mit geringerer Mühe hätten Sie Ihren Doktor machen können.“ Doch hatte mich der lebenslängliche Dekan unserer Fakultät — der gütige Wartmann — so dringend und zugleich bescheiden gebeten, die alte Genfer Sitte zu ehren, daß ich's ihm nicht hatte abschlagen können; außerdem reizte mich die Gewinnung einer breiteren Grundlage, und ich erschrak vor der Beschränktheit mancher Kommilitonen — Chemiker, Botaniker und Mathematiker —, in ihrem eigenen Felde sehr tüchtig, in dem für die Doktorprüfung geforderten einzigen Nebenfach äußerst oberflächlich, und in allem übrigen unwissend wie Kongokaffern und ohne jedes Interesse dafür. Das Spezialistentum habe ich durch den nahen täglichen Verkehr in Laboratorien um so genauer kennen gelernt, als ich es in seinem Entstehen und frühzeitigen Verhärten verfolgt habe, und ich bereue es auch heute nicht, dem Rate Wartmann's gefolgt zu sein. Ende Oktober 1881 bestand ich denn auch die Prüfung mit Erfolg und erhielt das Diplom als *bachelier ès sciences physiques et naturelles;* es sollte mein einziges bleiben. In der Physik allein erreichte ich bei allen drei Fragen der mündlichen und auch bei der sehr eingehenden schriftlichen Prüfung von allen Examinatoren die Höchstzahl. In der Chemie bestand ich nicht so glänzend, wie ich es nach meiner besonderen Hingabe an diese Wissenschaft und drei Semestern emsigster Arbeit im Laboratorium gehofft hatte; das kam daher, daß mein Feind, der so gründlich „geschwänzte“ pedantische Kristallograph, in der Prüfungskommission saß und mir nun ein Bein nach dem andern stellte, so daß ich den Kopf verlor und der mir freundschaftlich gesinnte Graebe seine liebe Mühe hatte, mich immer wieder heraus- und hinaufzureißen. In den übrigen Fächern ging alles gut, allerdings schriftlich immer bedeutend besser als mündlich.

Gerne denke ich an einen kleinen Schwindel zurück, der damals einem hartbedrängten Freunde zugute kam. Mit einem bettelarmen Holsteiner, namens Groth, hatte ich mich enger befreundet: ein sehr begabter Mann, der bald darauf als Arzt schnell vorwärts kam, leider aber früh starb; damals arbeitete er als Nachtportier in einem Hotel, um die Mittel zu seinen Studien zu gewinnen; es war nicht anders

möglich, als daß er manche Vorträge versäumte oder dabei einschlief; schon einmal war er beim Physikum durchgefallen. Bei der schriftlichen Prüfung in der Physik nun, die unter strengster Klausur stattfand, trat er schnell an mich heran, während wir in die uns angewiesenen Räume abgeführt wurden, und flüsterte mir erregt zu: „Ich bin verloren; ich weiß kein Wort auf meine Frage!“ Ich meinerseits hatte eine besonders leichte Frage gezogen. Es gelang uns, den gefährlichen Tausch — der uns beiden (bildlich gesprochen) den Hals hätte kosten können — unbemerkt zu bewerkstelligen. Der gute Groth war gerettet, und ich gewann die Gelegenheit, mich in aller Breite wichtig zu machen; denn die eingetauschte Frage lautete: „Die Erhaltung der Kraft: historisch, theoretisch, experimentell“ — was mir, bei meiner Vorliebe für die philosophischen Grenzfragen, ein gefundenes Fressen war und die besondere Anerkennung des Professors Wartmann eintrug.

Nun besaß ich also das Pergament mit dem schönen alten Siegel der Stadt Genf, das einen in der Heimat Calvin's unerwarteten Petrusschlüssel führt, als seien dem glücklichen Besitzer die Tore des Paradieses erschlossen; im Texte heißt es denn: *pour en jouir avec les droits et prérogatives qui y sont attachés.*

Ehe ich über den weiteren Verlauf meiner Naturstudien berichte, lassen Sie mich einige Worte über meine Lehrer sagen.

In weiten Kreisen bekannt, ja, dazumal noch im Besitz eines zwar schon etwas verblaßten, aber europäischen Namens, war Carl Vogt, der Achtundvierziger. Er beherrschte die beiden Sprachen — Deutsch und Französisch — gleichmäßig vollkommen und verstand es, in beiden durch die Gewalt seiner Rede hinzureißen. Ich habe Vogt im Palais Electoral politische Reden halten hören und habe es erlebt, daß auch seine Gegner zu schallendem Lachen und spontanem Applaus sich fortreißen ließen; mir war es schmerzhaft, gewahr werden zu müssen, daß selbst ein so kenntnisreicher, außergewöhnlich begabter Mann der Versuchung nicht widerstehen konnte, der unwissenden, urteilslosen Hydra zu gefallen, wodurch er zum Demagogen herabsank. Auf dem Katheder erschien er weit vorteilhafter. Die Wissenschaften, über die er vortrug, beherrschte er in allen ihren Teilen vollkommen. In dem massigen Kopf wohnte ein unerschöpfliches Gedächtnis; alles war ihm immer gegenwärtig

— auch Namen, Zahlen, Daten; zu seinen Vorträgen schien er sich gar nicht vorzubereiten, nie habe ich das kleinste Zettelchen in seiner Hand gesehen; oft war er wochenlang fort gewesen — in Bern als Mitglied des Großen Rates, oder auf einer Studien- oder Erholungsreise — und Yung hatte statt seiner gelesen; offenbar wußte er beim Betreten des Saales nicht, wo wir standen; ein Wort mit seinem Assistenten und ein einziger umfassender Rundblick seiner großen, dunklen, oktopusartigen Augen über die aufgestellten Präparate — schon war er vollkommen orientiert und begann zu reden. Er sprach wie der Geist es ihm eingab, an verschiedenen Tagen sehr verschieden: manchmal zu theoretischen oder gar philosophischen Erörterungen weit ausholend, manchmal wie versessen auf die Zerlegung ins Allerfeinste, viel am Brette zeichnend, weitere Präparate herbeibefehlend, nicht ruhend, bis jeder Hörer alles mit Augen gesehen hatte. Sehr ungleich war auch die Behandlung: über manche Kapitel forteilend, ohne sie kaum berührt zu haben, um dann sich niederzulassen und während einer Reihe von Vorträgen innerhalb eines kleineren Kreises zu verweilen, als könnte er sich nicht genug tun. Bewunderung verdiente namentlich Vogt's Feingefühl für den Seelenzustand seiner Zuhörer; eine Art Magnetismus ging hin und her zwischen ihm und uns; er verstand es, sich Abgespanntheit oder Zerstreutheit genau anzupassen und uns aus einer bei Studierenden oft vorkommenden, geistig widerspenstigen Stimmung nach und nach zu gespannter Aufmerksamkeit überzuführen; nie habe ich bei einem anderen ähnliches erlebt: der Professor war bei dem Volksredner in die Schule gegangen. Erregte die jungen Köpfe irgendein Tagesvorgang — eine bevorstehende Festlichkeit, ein politisches Ereignis, der Tod eines berühmten Mannes, gleichviel was immer es sein mochte — stets knüpfte er daran an, wußte viel und neues darüber zu erzählen, manchmal auch Geschmackloses, immer aber Unterhaltendes, oft Witziges und Boshaftes; und erst, wenn er alle Zuhörer in der Hand hielt, lenkte er über zu dem eigentlichen Thema — Echinodermen oder Eingeweidewürmer oder Tintenfische, oder was gerade dran war. Ebenso feinfühlig empfand er das Nachlassen der Aufmerksamkeit; kein Auditorium der Welt vermag es z. B., sich Tag für Tag mit nieerlahmendem Interesse der genauen Betrachtung der vielen Schädelknochenanlagen des Hai-

fisches und ihres Zusammenhanges untereinander zu widmen — über die aber Bescheid zu wissen für alles spätere Studium des Wirbeltierkopfes so wichtig ist; geradezu entzückend war nun die Art, wie Vogt hier, ehe die Abspannung eintrat, durch Anekdoten und Abschweifungen verschiedenster Art dem Geist Erholung zu verschaffen wußte, um dann — zumeist unerwartet — wieder bei dem Haifisch anzulangen. Im Privatleben wollten die Beziehungen — trotz seiner steten Freundlichkeit gegen mich — weniger gedeihen. Er war der Typus des Achtundvierzigers wie er nicht sein soll — des Achtundvierzigers, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, und der tausendmal lieber es gesehen hätte, Deutschland wäre zugrunde gegangen als durch Preußen zu Größe gelangt. Sein Haß auf das Haus Hohenzollern war geradezu albern — würdig des beschränktesten „freisinnigen" Gemüsekleinhändlers. Vom großen Kurfürsten an, auf jedes Mitglied der Dynastie hielt er eine gereimte Spottstrophe bereit — nicht wenige obszönen Inhalts; und man mochte reden, wovon man wollte, immer bekam man eine oder zwei zu hören. Seine Begeiferung Bismarck's wirkte grotesk, namentlich im Zusammenhang mit seiner Bewunderung Eugen Richter's. Dabei war er — wie die meisten, die sich den Beinamen „freisinnig" zulegen — eine heftig autokratische, unduldsame Natur, die — wäre sie zu Macht gelangt — kein Tüttelchen Freiheit im Lande hätte bestehen lassen. Doch dies nur nebenbei; hier handelt es sich um den Lehrer der Wissenschaft, und dieser war bedeutend genug, um jedem aufmerksamen Schüler mehr oder weniger von seinem Wesen dauernd einzuprägen. Namentlich für das Eine bin ich ihm unauslöschlich dankbar. Die Evolutionslehre galt ihm zwar — wie allen seinen Zeitgenossen — als Dogma; gegen den eigentlichen Darwinismus aber, und noch mehr gegen die Haeckelei, hegte er Mißtrauen. Nicht so mutig war er auf diesem Gebiete wie auf dem politischen; er legte die herrschende Lehre seinem Unterricht zugrunde; doch machte er immerfort auf Schwierigkeiten und Bedenken aufmerksam, und reifere Hörer bemerkten gar häufig eine halb versteckte Ironie in seinen Worten und ein blitzendes Lächeln in seinen Augen. Später — als ich mehr gelernt und mehr gedacht hatte — entdeckte ich deutlich den bleibenden Einfluß von Agassiz auf Vogt in diesen, sowie in gar vielen wissenschaftlichen Fragen,

namentlich aber in der gesamten Auffassung und Darstellung des Lebens, wobei die gleichmäßige Beherrschung und Beachtung der Fauna vergangener geologischer Perioden überaus bezeichnend war — hatte doch Vogt sein wissenschaftliches Leben als Agassiz' Gehilfe für die Bearbeitung der fossilen Fische begonnen. Bei meiner leidenschaftlichen Bewunderung Agassiz', des wahrhaft großen Forschers, beglückt mich immer das Bewußtsein, daß wenigstens einige Strahlen aus dem Hirne des — seit Cuvier — schöpferisch am reichsten begabten Kenners der Gestalten des Lebens mich auf dem Umweg über Vogt's Vorträge erreichten und bereicherten.

Hermann Fol war im Verhältnis zu Vogt ein „moderner" Lehrer; dazu reich und freigebig. Alle Präparate projizierte er mit der Laterne an die Wand, und jeder Zuhörer erhielt am Schluß der Vorlesung Zinkabzüge. Was die mikroskopische Technik Neues hervorbrachte, das konnte man sofort bei ihm sehen und erlernen. Eigentlich hörte man bei ihm keine Vorträge, sondern man sah Dinge; und sein Unterricht bestand darin, daß er uns diese Dinge sehen lehrte. Es war eine Schule des reinen Sehens — was Goethe für eine der schwerst zu lösenden Aufgaben hielt; ich glaube, Sie werden mich verstehen, wenn ich sage: der Geist, der in dem kleinen unterirdischen Raum herrschte — wohin der bedeutende Nebenbuhler von den Machthabenden (Vogt und Genossen) verbannt worden war — bestand aus einem Gemisch gegenseitig sich durchdringender Leidenschaft und Leidenschaftslosigkeit: mit Leidenschaft lehrte Fol, in Fragen der Wissenschaft leidenschaftslos zu urteilen. Gern hätte ich mich der Führung dieses Mannes anvertraut, und bestimmt nahm ich mir vor, später bei ihm zu arbeiten. . . . Inzwischen verschwand er auf immer.

Von allen meinen Genfer Lehrern war Karl Graebe derjenige, der mir — gerade in der Eigenschaft als Lehrer — am nächsten trat, da ich nicht nur seine Vorträge — zum Teil wiederholt — hörte, sondern mehrere Semester in seinem Laboratorium arbeitete. Kein Blatt schätze ich höher als dasjenige, auf dem der vortreffliche Gelehrte mir bezeugt, diesen gründlichen Studiengang unter seiner Leitung habe ich *„avec grand zèle et succès"* absolviert. Ein wenig gehemmt war Graebe in seinen Vorträgen durch die unvollkommene Beherrschung der französischen Sprache; doch hatte das nicht viel

auf sich, denn die große Klarheit der Gedanken, die durchsichtige Logik seiner ganzen Darstellungsart, die vielen und fast ausnahmslos glänzend gelungenen Versuche ersetzten reichlich die mangelnde Leichtigkeit des Ausdrucks. Im Laboratorium aber wurde zumeist deutsch geredet: der Professor, die beiden Assistenten, dreiviertel der Studierenden waren Deutsche oder deutsche Schweizer, und nur die unappetitlichen russischen Nihilistinnen, die uns mit ihrer Gegenwart belästigten, radebrechten eine Sprache, die für Französisch gelten sollte. Hier lernte ich die echt deutsche Hochschulart kennen: vollkommene Freiheit jedes Einzelnen, unablässiger Fleiß, ein nicht leicht zu schildernder Geist reiner Wissenschaftlichkeit, der von unserem Lehrer auf ich weiß nicht welchem unsichtbaren und unhörbaren Wege ausstrahlte und jeden intelligenteren Schüler in seinen Bann zog. . . . Mir behagte es nirgends so wohl wie in diesem Laboratorium Graebe's; ich lebte dort die glücklichsten Stunden. Soviel die anderen Verpflichtungen es nur erlaubten, verweilte ich hier von früh bis spät; oft war ich der Erste am Morgen, fast täglich der Letzte bei Toresschluß. Und zwar geschah das nicht allein, weil ich die Notwendigkeit einer genauen Vertrautheit mit den Tatsachen der Chemie erkannt hatte, sondern weil ich mich hier allein wissenschaftlich getragen und gefördert fühlte. Der Assistent stand Allen mit Auskunft und Hilfe zur Hand; Graebe war jederzeit in seinem nebenan gelegenen Privatlaboratorium anzutreffen und kam außerdem mehrmals am Tage zu uns herein, wo er sich dem Einzelnen, ohne mit der Zeit zu geizen, widmete; er stellte die Aufgaben, er überwachte die Ausführung, er überzeugte sich durch Frage und Antwort von dem Grad des lebendigen Verständnisses, er kritisierte die Gesamtleistung, ließ nicht nur die Lücken empfinden, sondern auch die tiefer liegenden Unzulänglichkeiten fühlen, gegen die beizeiten anzukämpfen ratsam sei. Ein idealer Lehrer!

Bin ich auch nicht Chemiker geworden — was übrigens zu keiner Zeit in meiner Absicht lag —, so bekenne ich nichtsdestoweniger dankerfüllt, daß, was ich bei Graebe lernte, dauernden Einfluß auf meine gesamte geistige Entwickelung und Richtung gewann. Die Hellenen kannten die unvergängliche Bedeutung des mathematischen Unterrichts für die Ausbildung des Denkens und Urteilens und fragten nicht, ob einer später zu rechnen haben würde

oder nicht; heutzutage, wo einerseits eine gewisse Kenntnis der Natur und der Methoden ihrer Erforschung immer mehr verlangt wird, andererseits aber bei starker Berücksichtigung in der Schule die schon vorhandene Überlastung und Zersplitterung der Knaben nur vermehrt wird, würde ich empfehlen, der Chemie eine ähnliche methodische Bedeutung beizulegen wie der Mathematik, und sie allein obligatorisch einzuführen. Keine andere Wissenschaft vereinigt in solchem Maße die Eigenschaften des ganz Konkreten und des rein Theoretischen: nicht ein Schritt kann getan werden, ohne zu sehen, und zwar so „Gedankenfernes", so ausschließlich Stoffliches zu sehen, daß der Lernende zunächst nicht begreift, was und warum er sehen soll; denn von Natur aus sehen wir nur, insofern wir denken — es geschehe bewußt oder unbewußt, es werde Richtiges oder Falsches gedacht, gleichviel; und daher kommt es, daß die Chemie die theoretische Wissenschaft katexochen ist, in der ohne Theorie ebensowenig ein Schritt getan werden kann wie ohne Anschauung. Da aber hier zu den Theorien eigentlich gar kein Gedankenstoff vorliegt, so müssen sie rein aus der Phantasie des Menschen geboren werden — wobei die Geschichte dieser Wissenschaft gezeigt hat, daß falsche Annahmen (wie die des Phlogiston) die Entdeckung von Tatsachen, d. h. also das Mitaugensehenlernen, ebenso fördern wie richtige. Ein — wenn ich mich so ausdrücken darf —geradezu armseliger Befund erfährt eine vollkommene Verwandlung, sobald die menschliche Phantasie sich selbstherrlich dieses Befundes bemächtigt hat; aus dieser Ehe zwischen Empirie und Theorie entstehen dann unabsehbare Ergebnisse, die auch die Praxis unseres Lebens von allen Seiten durchdringen und neugestalten. Gerade das Studium der Chemie — wenn auch nur in dem Umfang eines bescheidenen Überblickes — würde, glaube ich, außerordentlich förderlich auf die Entwickelung des Urteilsvermögens moderner Menschen wirken, indem es über Methoden und Ergebnisse der exakten Wissenschaft weit genauer unterrichtet als die anderen Fächer. Jedenfalls mögen Sie aus dieser kurzen Abschweifung besser entnehmen, als ich es sonst zu schildern gewußt hätte, welche Bedeutung Graebe und seine Wissenschaft für die weitere Entwickelung meines Geistes gewonnen haben.

Besondere Beachtung verdienen nur noch die zwei Botaniker; leider muß ich gestehen: ich habe auf der Genfer Universität wenig Botanik gelernt, außer auf Umwegen und aus eigener Kraft.

Müller Argovensis, der Systematiker, war ein rechtschaffener Mensch und ein tüchtiger Fachmann; er hatte sich aber in dem langjährigen Verkehr mit Decandolle, dessen Amanuensis er gewesen war, die französische Gelehrteneigenart vollkommen assimiliert — richtiger gesprochen, nicht wirklich „assimiliert“, was seinem grunddeutschen Wesen schwer gefallen wäre —, sondern er hatte sich aus dieser Haltung und dieser Art sich zu geben ein Gesetz gemacht, von dem er niemals abwich, wodurch das ihm sicherlich angeborene, biedere „Schwyzertum“ abgestreift worden war. Der französische Gelehrte hat immer etwas „magistrales“ an sich, eine gewisse Kälte und Zurückhaltung, eine bewußte Würde, die sich, wie ich glaube, auf mittelalterliche Traditionen zurückführen läßt — wie so vieles im französischen Leben, das, trotz aller Revolutionen, vielleicht das konservativste in Europa ist. Bei Decandolle kam dazu die aristokratische Unnahbarkeit der uralten Patrizierfamilien aus der „haute ville“ von Genf. Das ist der Stempel, der dem braven Botaniker aus Aargau aufgedrückt worden war. Er gab sich so entsetzlich trocken, daß die Pflanzen des Herbariums neben ihm in Frühlingswonne neu aufzublühen schienen. Wohl waren seine Vorträge gehaltvoll, denn er beherrschte seine Wissenschaft meisterlich; hätte man aber nicht im selben Saal eine Stunde früher Vogt gehört, man hätte aus ihnen folgern müssen: wissenschaftlich sein heißt langweilig sein. Grundsätzlich gestattete er sich kein Wort, das Begeisterung hätte wecken können, und ich erinnere mich, daß er auf der ersten botanischen Exkursion, die ich mitmachte, mich streng anherrschte, weil ich bei dem Anblick einer Pflanze ausgerufen hatte: „Ach, wie schön!“ — „Herr Chamberlain, die Wissenschaft kennt den Begriff der Schönheit nicht. Eine Pflanze ist entweder gemein oder selten, entweder normal oder pathologisch, entweder landläufig oder interessant; schöne Pflanzen kennen wir Naturforscher nicht.“ Oft mußte ich in seinen Vorträgen das Lachen unterdrücken, wenn er die pedantische Korrektheit und Symmetrie, die er zu seinem eigenen Lebensgesetz erhoben hatte, nunmehr auch von den Pflanzen forderte und z. B.

den unregelmäßigen Blüten scharfe Zensuren erteilte und herrlich regelmäßige Diagramme auf das schwarze Brett zeichnete, um uns zu überzeugen: so habe es die Natur eigentlich gemeint, und die skandalöse Unregelmäßigkeit erfolge aus einer Art sündenfallmäßiger Verdorbenheit der betreffenden Pflanze. Seine eigentliche Spezialität waren die Flechten; während ich in Genf weilte, erhielt er von den Regierungen Englands, Frankreichs und Rußlands größere Sammlungen aus den Polargegenden, aus Afrika und aus Zentralasien zur Untersuchung zugesandt. Die damals noch ziemlich neue Lehre — heute können wir sagen Entdeckung — der Symbiose durch Thuret, welche behauptete, die Flechten seien keine ursprünglichen Wesen, sondern entstünden aus der Vergesellschaftung von Pilzen und Algen, brachte Müller außer Rand und Band; denn sein Lebenswerk, nämlich die Systematik der *Lichenes,* schien ihm dadurch gefährdet. Das war die einzige Gelegenheit, bei der er die Selbstbeherrschung verlor; darum gefiel er mir in diesen Augenblicken am besten und suchte ich immer dabei zu sein, wenn er einzelne bevorzugte Schüler zu sich zum Tee einlud, da er es nie versäumte, uns unter stärksten Vergrößerungen Präparate vorzuführen, aus denen hervorgehen sollte, daß die Pilzschläuche die angeblichen einzelligen Algen hervorbrächten. Das war ja alles ganz interessant, aber ohne weitere Bedeutung.

Anders verhielt es sich mit Marc Thury, der über Anatomie und Physiologie der Pflanzen las und also im engeren Sinne des Wortes mein Lehrer hätte sein sollen. Gewiß war Thury nicht ein Gelehrter, den man den fachmännischen Leistungen nach mit Vogt, Graebe und Fol hätte in eine Reihe stellen können; doch war er so durch und durch eigenartig, so lauter, so gänzlich außerhalb alles Konventionellen, daß er hierdurch Bedeutung gewann und als Persönlichkeit Verehrung verdiente. Er wäre wert gewesen, von Dickens mit Humor und Liebe geschildert zu werden, und gewiß hätte ihn Chodowiecki gern gezeichnet, wie er, den breiten Schlapphut in der Hand, den struppigen Bart im Winde fliegend, dahergerast kam, ganz in Gedanken versunken, oder aber — denn auch das habe ich erlebt — wie er am Rande des Straßengrabens im Staube auf dem Bauch lag, unbekümmert um die vorbeiziehenden Menschen, Wagen, Omnibusse, und eine Stunde lang oder noch länger regungslos irgendein

Wassertierchen am Werke belauerte. Der Mann hatte für mich in meiner besonderen damaligen Lage nur einen Fehler — leider aber einen Kapitalfehler: er war nicht Botaniker! Thury war von Hause aus Physiker, Mechaniker, Ingenieur und Astronom, und haben auch seine Interessen — zum Teil auch seine Arbeiten — fast alle Zweige der Naturwissenschaften umfaßt, ja, darüber hinaus noch Theologie, Sozialpolitik, Spiritismus usw., so blieben doch jene mathematischen Wissenschaften sein Hauptfach. Außerhalb seines Vaterlandes dürfte er am bekanntesten sein als wissenschaftlicher Förderer der Uhrenfabrikation; namentlich ist die Durchführung des einheitlichen Schraubengewindesystems in den Werkstätten der Schweiz in erster Reihe sein Verdienst; auch zu der deutschen Konferenz des Jahres 1892 in München über diese so schwierige Probleme der Mathematik und der Mechanik umfassende Frage hat er eine Arbeit geliefert, die hoch geschätzt wurde. Noch manches hat er auf dem Gebiete der Feinmechanik geleistet — mit Rücksicht auf optische und elektrische Apparate, auf Seismographen, auf Luftpumpen, wertvolle Untersuchungen hat er über die physikalischen Eigenschaften vieler Metalle und Metallegierungen ausgeführt; diese Arbeiten sind in wissenschaftlichen oder technischen Zeitschriften der Schweiz zerstreut. Und da ich nun einmal beim Aufzählen bin und Ihnen gern eine Vorstellung von der Vielseitigkeit des merkwürdigen Mannes geben möchte, so füge ich hinzu: er hat, außer Beiträgen zur Geographie des Mondes und Jupiters, außer Studien über die Pyramiden, über Grenzfragen der Naturphilosophie (z. B. über den Begriff der Individualität bei den Pflanzen) und namentlich auch über Fragen, die an dem Punkte entstehen, wo Naturwissenschaft, Philosophie und Religion sich alle drei berühren, sowie außer zahlreichen Beiträgen zur Förderung seines zugleich sozialistischen und christlichen Ideales, auch allerhand Beobachtungen über Tiere und Pflanzen angestellt, und früher als Kölliker und ohne Schopenhauer zu kennen, hat er eine Theorie der generatio ex utero heterogeneo aufgestellt, die von Darwin irgendwo erwähnt sein muß, sowie eine noch bekanntere Hypothese über die Entstehung der beiden Geschlechter — ein Werkchen, das 1863 unter dem Titel: *Mémoire sur la loi de production des sexes chez les plantes, les animaux et l'homme* in Genf erschien und mehrere Übersetzungen, u. a. auch ins Deutsche, erlebte. Um diese

letzte Arbeit gruppieren sich eine Reihe einzelner Studien zu der selben Frage; die eine finden Sie in Darwin's *Descent of Man* angeführt. Höchst originell ist es, daß er bei dieser Hypothese von den Pflanzen seinen Ausgang nahm — nicht bloß bei der Darstellung, sondern, wie ich es aus seinem eigenen Munde weiß, auch in der Reihenfolge seiner Experimente. Er nahm Phanerogamen, bei denen die männliche und die weibliche Blüte getrennten Stöcken angehören, sorgte für die Isolierung der weiblichen und bewirkte die künstliche Bestaubung zu verschiedenen Zeiten, — d. h. in gewissen Fällen sofort nach dem Öffnen der weiblichen Knospen, in anderen Fällen später, und in noch anderen erst kurz vor dem Abblühen; die erzielten Samen wurden sorgfältig getrennt gezogen. Es ergab sich nun, daß, wo die Befruchtung unmittelbar nach dem Aufblühen stattgefunden hatte, eine weit größere Verhältniszahl an männlichen Stauden entstand als sonst; umgekehrt wogen die weiblichen beträchtlich vor, wenn die Bestaubung sehr spät erfolgt war. Das hier gefundene Gesetz war er nun kühn genug, auf die Vertebraten anwenden zu wollen, veranstaltete darüber Versuche auf den Kuhweiden der Schweizer Alpen und langte mit der unerbittlichen Folgerichtigkeit, die ihm eigen war, schließlich beim Menschen an... Voriges Jahr erhielt ich die Schrift eines deutschen Patrioten zugeschickt, die auf Thury's Lehre verweist, damit uns recht viele Buben geboren werden! Schon die Schilderung dieser Vielseitigkeit wird Sie erraten lassen, daß dem Professor Thury wenig Muße übrig geblieben sein kann für fachmäßiges Arbeiten auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie. Es blieb ihm aber noch weniger, als Sie vermuten könnten. Denn die Stadt Genf, die auf Grund der Braunschweig'schen Erbschaft sich auf vielseitige Unternehmungen eingelassen hatte, war zu meiner Zeit schon in die Lage manches blühenden Erben geraten und besaß statt Millionen lastende Schulden; deswegen knauserte sie überall nach Möglichkeit, und nirgends mehr als an ihrer Universität; ein Ordinarius mußte vermögend sein, um ohne Nebenverdienst von seinem Gehalt leben zu können. Nun besaß aber Thury eine Gattin und dreizehn lebende Kinder, war von Hause aus unbemittelt und hatte es bei seiner reinen Weltfremdheit — und trotz einer Reihe von nützlichen Erfindungen auf mechanischem Gebiete — nie verstanden, oder grundsätzlich verschmäht,

sich Renten zu schaffen. Seine Tage galten also dem redlichen Verdienen des Notwendigen. Er war Lehrer der Naturgeschichte — in allen ihren Zweigen — an den berühmten höheren Mädchenschulen Genfs und lehrte dort — wenn ich nicht irre — auch höhere Erdkunde und politische Ökonomie. Die übrigen Stunden des Tages beanspruchte ein interessantes, aber zeitraubendes Amt: Thury war beratender Ingenieur bei der bekannten „Genfer Gesellschaft für den Bau von wissenschaftlichen Präzisionsinstrumenten"; öfters habe ich ihn dorthin begleitet und war erstaunt über die Fülle der Fragen, die an ihn herantraten, und über die Schlagfertigkeit seines Wissens; doch manchmal mußte er zu stundenlangen Berechnungen und Beratungen dort verweilen. Und kam nun endlich der Abend, wo war dann unser lieber Thury anzutreffen? In seinem eigenhändig errichteten Observatorium, an dem von ihm selbst konstruierten Refraktor, emsig den „orangenfarbigen Fleck" auf Jupiter mit feinsten Mikrometervorrichtungen messend.

So sah mein Lehrer der Pflanzenphysiologie aus!

*

Die letzten Wochen vor dem Examen im Herbst 1881 hatte ich täglich zwischen 9 und 13 Stunden studiert; vor mir liegen die Zettel, auf denen ich in der Weise Buch führte, daß ich selbst eine Unterbrechung von wenigen Minuten aufschrieb und in Abrechnung brachte. Es war ein starkes Pensum, und ich fühlte mich nach bestandener Prüfung ruhe- und abwechselungsbedürftig. Beides gönnte ich mir in Paris, wo bei Gelegenheit des ersten internationalen elektrischen Kongresses die erste große elektrische Ausstellung, die in Europa stattfand, einem jungen bachelier ès sciences physiques unerschöpfliches Interesse bot. Auf der Place de la Concorde bestieg man den ersten elektrischen Tram; im Gebäude waren die verschiedenen Glühlampen zum erstenmal zu sehen, unter denen — rein ästhetisch betrachtet — wohl allen Menschen von Geschmack diejenigen Edison's am wenigsten gefielen, wogegen man denen Swan's dauernd nachtrauert. Spukhaft wirkte der erste Phono-

graph, der mit näselnder Yankeestimme einen New Yorker Gassenhauer hinausbrüllte, den ich nie mehr loswerden konnte:

There was a little girl,
And she had a little curl,
That hung right down her back:
And when she was good,
She was very very good:
But when she was bad,
She was .... horrid!

Vor dem „horrid“ kam eine Kunstpause, und dann wurde dieses letzte Wort ohrenzerreißend geschrieen. Alle Abende gab es Vorträge mit Demonstrationen, von irgendeinem der Gelehrten des Kongresses gehalten .... kurz, mir bedeutete dieser Aufenthalt eine Art wissenschaftlichen und technischen Überschwangs und schwebt mir im Gedächtnis als ein gelebter Roman von Jules Verne vor.

Das Wintersemester 1881—82 war schon längst angegangen, als ich nach Genf zurückkehrte. Noch vor meiner Abreise nach Paris war mit Graebe vereinbart worden, daß ich unter seiner Leitung in seinem Laboratorium meine Doktorarbeit machen sollte. Graebe nämlich, der mir wirkliches Interesse bezeigte, redete mir zu, das Doktorexamen sobald als möglich loszuwerden und mich dann an irgendeine deutsche Universität zu begeben, wo ich in aller Seelenruhe mich wissenschaftlichen Arbeiten würde hingeben können. „Was die Kenntnisse anbelangt,“ sagte er mir, als ich ihm am Tag nach der Baccalauréat-Prüfung auf der Straße begegnete und diese Angelegenheit mit ihm besprach, „so hat Ihr Examen gezeigt, daß Sie ohne Frage schon jetzt über diejenigen verfügen, die zum Doktor gefordert werden. Kommen Sie nur zu mir, ich suche eine entsprechende Aufgabe für Sie aus, und heute übers Jahr ist die Sache erledigt.“ Ich trat also nach meiner Rückkunft sofort bei Graebe wieder ein und sollte mich erst einige Wochen in der Kunst der organischen Verbrennungsanalysen vervollkommnen, um dann irgendein Problem der Pflanzenchemie vorzunehmen, das ich Ihnen jetzt nicht näher zu bezeichnen wüßte; wenn ich nicht irre, bezog es sich auf die Pflanzenfette einer bestimmten botanischen

Familie. Nun aber mischte sich die Vorsehung in diese schönen Pläne ein. Vielleicht waren die Nerven von der übermäßigen Arbeit des letzten Jahres ein wenig überreizt; nach kurzer Zeit bekam ich täglich — bald nach Betreten des Laboratoriums — Fieber; die Versuche, dem vorzubeugen, mißlangen; schließlich verlangte mein Arzt peremptorisch, daß ich diese Studien auf später verschiebe. Es war für mich eine bittere Enttäuschung. Um sie zu überwinden, suchte ich Rat bei Thury, gewillt — wenngleich die Universität kein dazu geeignetes Laboratorium besaß —, nun doch eine pflanzenphysiologische Arbeit in Angriff zu nehmen.

Nach einigem Hin- und Hererwägen beschloß ich, gewisse Fragen, die aufsteigende Bewegung des Saftes betreffend, zum Gegenstand neuer Untersuchung zu machen: es handelte sich um den sogenannten Wurzeldruck. Bekanntlich wird die Zufuhr des Wassers von unten nach oben bei unseren Landpflanzen in der Hauptsache durch die Transpiration der Blätter (mittelbar oder unmittelbar) bewirkt; wie Goethe es ausdrückt:

Wir, in dieser tausend Äste Flüsterzittern, Säuselschweben,
Reizen tändelnd, locken leise, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen . . . .

Doch ist auch eine andere Kraft tätig, dank welcher der Saft — und zwar oft mit bedeutender Kraft und in beträchtlichen Mengen — von unten nach oben getrieben wird zu Zeiten, wo die Pflanzen noch keine Blätter tragen oder aber durch „Köpfung“ des blattführenden Teiles beraubt sind, bei denen also die pumpende Wirkung der Transpiration ausgeschlossen ist. Der englische Geistliche Hales, der Begründer der neueren Pflanzenphysiologie, hat im Anfang des 18. Jahrhunderts die ersten Versuche hierüber — und zwar an Weinstöcken — angestellt. Das Thema interessierte mich lebhaft, außerdem aber bestimmte mich bei der Wahl die Hoffnung, ohne umständlichen Apparat auszukommen. Das Wohnzimmer meines aus nur drei Stuben bestehenden Quartiers wurde ausgeräumt, mit großen Handwerkstischen, mit Wasser- und Gaszufuhr versehen, wobei namentlich ein kleiner Gasofen, mit Gasdruckregulator aus-

gestattet, so vorzüglich funktionierte, daß tagelang die Temperatur zwischen Maximum und Minimum um nicht einen Grad Celsius schwankte. Thury war die Freundlichkeit selbst und geizte nicht mit Ratschlägen; freilich mußte ich, um diese zu erhalten, ihn auf der Straße abpassen; diese Beratungen fanden gewöhnlich mitten im Abendgewühle der Schul- und Fabrikschlußstunden statt, sehr selten nur konnte er es ermöglichen, zu mir auf einen Sprung hinaufzukommen; von einer wirklichen Leitung seinerseits konnte keine Rede sein. Hierzu kam noch ein anderes. Thury legte den größten Wert — in allen Dingen — auf die Originalität der Auffassung; dringend bat er mich, zunächst von der Literatur — außer Hales, Dutrochet und Hofmeister — keine Kenntnis zu nehmen, sondern mich möglichst frei nach eigener Art in den Gegenstand einzuarbeiten. So hatte er es selbst immer gehalten. Sie begreifen aber leicht, daß eine solche Methode für die schnelle Erledigung einer Doktordissertation nicht gerade günstig sein kann. Diese Methode, verbunden mit jener besonderen Gewissenhaftigkeit und Peinlichkeit, von denen ich am Anfang dieses Briefes sprach, führten richtig dazu, daß ich den Grundriß des von mir zu Leistenden zu breit anlegte und mich immer mehr in den Wahn hineinlebte, etwas Erschöpfendes leisten zu können und zu sollen. Vor einem solchen Fehler hätte mich Graebe bewahrt und mich auf die Erledigung des Bruchstückes eines Bruchstückes hingewiesen, das weitere der Zukunft überlassend; so aber geriet ich ins Uferlose. Ein Beispiel. Es ist von Wert, einzelne Versuche über den Wurzeldruck mit Pflanzen anzustellen, die, anstatt in der Erde, im Wasser auferzogen sind; dies ist aber eine Kunst für sich und für einen vereinzelt arbeitenden Forscher eine sehr mühsame und zeitraubende: ich habe sie so gut bewältigt, daß Boissier mir versicherte, er habe nie und nirgends ähnliche Erfolge gesehen; so wuchsen z. B. meine in Wasser gezogenen Erbsen und Bohnen bis an die Decke und bildeten dort rankende Lauben; nicht weniger üppig gedieh mein Mais. Nun kam ich aber unmittelbar aus der Chemie, und so war es nur natürlich, daß ich der verschiedenen Zusammensetzung möglicher Nährlösungen eifrige Aufmerksamkeit widmete und um so mehr auf allerhand Spuren hinausgelockt wurde, als sich bald herausstellte, daß das unterschiedene Wachstum der Wurzeln in den chemisch ver-

schiedenen Lösungen auf die Beförderung des Saftes nach oben bedeutenden Einfluß ausübe. Wieder, wie Sie sehen, eine Frage für sich, und zwar eine grenzenlos verwickelte! Dabei aber für mich damals insofern eine unfruchtbare Bemühung, als die bloße Tatsache des im Wasser Wachsens den speziellen Wurzeldruck dermaßen herabsetzt, daß solche Pflanzen für die Frage der Beziehungen zwischen Druckhöhe und Saftmenge, die ich besonders ins Auge fassen sollte, jedenfalls nur nebenbei in Betracht kommen können. Zwar hatte ich mich durch diese umständlichen Wasserkulturversuche belehrt, doch in bezug auf das nächste Ziel viel Zeit und Arbeitskraft verschwendet. Diese eine Abschweifung erwähne ich als Beispiel; es gab ihrer noch eine Reihe.

So vergingen denn Wochen, Monate, ja, Jahre — und noch immer war ich eifrig an der Arbeit. Erst im Frühling 1884 fühlte ich mich wirklich fest im Sattel; denn nunmehr hatte ich Pflanzen ausfindig gemacht, die sich zu langanhaltenden Versuchen eigneten — was von der Energie des Druckvermögens abhängt sowie von gewissen Eigenschaften der Stengelgefäße, wodurch diese nicht in Fäulnis geraten: namentlich *Senecio mikanioides* zeichnete sich in beiden Beziehungen aus. Auch hatte mich die allmähliche Vervollkommnung eines für diese Versuche ausgesonnenen, eigenartigen Manometers auf eine Reihe bestimmter Fragen gebracht, die keiner meiner Vorgänger sich — in Ermangelung eines solchen Instrumentes — hätte stellen können; sie führten zu unerwarteten Ergebnissen. Um nur das eine zu nennen: es gelang mir, einwandfrei nachzuweisen, daß der Druck von unten nach oben nicht — wie bisher vorausgesetzt — eine durch ein einziges Experiment festzustellende Größe sei, sondern daß er mit dem Druck von oben nach unten — mit anderen Worten je nach dem Widerstand — wachse und abnehme: steigt der Widerstand, so steigt auch der Wurzeldruck; wird der Widerstand geringer, so nimmt auch die Stoßkraft des Wurzeldruckes ab. Es gelang mir z. B., Pflanzen, die sofort nach der „Köpfung“ am Stengelquerschnitt Wasser nicht bloß nicht ausstießen, sondern energisch einsogen, durch beständige Wiederherstellung des Drucknullpunktes in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß der Druck von unten nach oben einsetzte und nach und nach eine nennenswerte Energie entwickelte. Ebenso konnte ich aber umgekehrt einen

energischen positiven Wurzeldruck nach Belieben unterbrechen oder in einen negativen umwandeln: es genügte, die Widerstandskraft anhaltend zu vermindern. Sie begreifen als Biolog sofort, welche Menge neuer Fragen sich hiermit dem Blick eröffnete. Ich beabsichtige nicht, diesen Brief dazu zu mißbrauchen, noch einmal im Leben das liebe alte Steckenpferd zu besteigen; Sie finden alles in meinem Werk: *„Recherches sur la sève ascendante“*, mit Abbildungen der Instrumente, mit Tausenden von Beobachtungen und mit veranschaulichenden Kurven; sollten Sie es nicht kennen, so stelle ich Ihnen das letzte Exemplar zur Verfügung. Hier genügt es, wenn ich Sie durch diese kurzen Mitteilungen habe empfinden lassen, in welche frohe, erregte, ja leidenschaftliche Stimmung wissenschaftlichen Erforschens der Natur ich — als Lohn für die grenzenlosen Bemühungen — nach und nach hineingeraten war. Leider aber — und trotzdem ich jetzt das zu untersuchende Problem scharf erfaßte — war ich noch keineswegs von der bösen Neigung zu weiteren grenzenlosen Anforderungen an mich selbst geheilt: hatte ich mich in den Anfängen meiner Arbeit nach allen Seiten hin in die Breite verirrt, so sündigte ich jetzt durch eine alle Maßen übersteigende Anspannung der Beobachtung. Die viel zu große Kürze der Beobachtungsreihen meiner Vorgänger hatte — wie oben angedeutet — durch die Entdeckung besonders geeigneter Pflanzen Abhilfe gefunden; nunmehr galt es, einen zweiten Fehler — die viel zu selten wiederholten Ablesungen, aus denen oft sehr unzuverlässige Kurven abgeleitet wurden — ebenfalls zu vermeiden, und dies hing vom alleinigen Willen ab. In gewissen Versuchsreihen habe ich nicht nur alle Stunden, sondern alle paar Minuten, manchmal alle Minuten beobachtet: wer einige Übung im peinlich genauen Ablesen der Meniskushöhe auf fein eingeteilten Skalen besitzt, weiß, welche Zumutung an Auge und Hirn hiermit gestellt wird. Das Allertollste aber war folgendes. Mir hatte bei meinen Vorgängern namentlich mißfallen, daß die Nacht leer ausging und höchstens durch eine auf dem Papier großartig sich ausnehmende, in Wirklichkeit aber rein imaginäre Kurve vertreten war. Wie soll man über Naturerscheinungen urteilen, außer man kennt sie durch Beobachtung? Zwar liegt die Voraussetzung nahe, daß manche vegetativen Vorgänge in den Nachtstunden ruhen mögen; doch g e w u ß t kann das nur werden,

wenn es nachgewiesen ist: es genügt nicht, daß ich mit den Italienern zu meinen Instrumenten spreche „felicissima notte!“ und nun Feierabend mache, in die Kneipe gehe, und mich dann in mein Bett trolle. Und so legte ich mir das Gesetz auf, selbst abends und nachts nie mehr als höchstens vier Stunden zwischen zwei aufeinanderfolgenden Ablesungen an den verschiedenen unter Beobachtung stehenden Pflanzen verstreichen zu lassen. Hatte ich z. B. abends um 11 Uhr mein Laboratorium verlassen, so stellte ich den Wecker auf 3 Uhr, und früh um 7 war ich wieder an der Arbeit; die folgende Nacht gönnte ich mir dann das Schlafengehen schon um 9 Uhr, dafür stand ich aber um 1 Uhr nachts wieder auf und noch einmal um 5. Und so weiter. Zu dem Zusammenbruch meiner Nerven im Herbst 1884 mag diese beständige Störung des Schlafes viel beigetragen haben; Sie wissen aus Erfahrung, wie vollkommen wach der Mensch sein muß, um solche feinen Arbeiten zu verrichten; und war ich einmal so weit, so kam es nicht selten vor, daß ich auch mitten in der Nacht ganze Reihen vergleichender Versuche anstellte. Dabei war in jener Epoche mein Geist so unheimlich rege, daß ich außer vielem Lesen allerhand Studien trieb, von denen namentlich zwei mir Hirn und Herz erfüllten: die eine galt der reinen Philosophie — namentlich Kant's, die andere der Erlernung der Harmonie und des Kontrapunktes. Damit nicht genug, mußte außerdem mein friedlicher, der Wissenschaft und der Kunst geweihter Lebensgang in stürmisches Fahrwasser geraten. Ich habe nicht vor, Ihnen mit Bekenntnissen über diese Dinge lästig zu fallen; doch liegt mir daran, zu betonen, daß, nach meiner festen Überzeugung, ich auch dem geschilderten Übermaß der geistigen Arbeit gewachsen gewesen wäre, hätten nicht schwere Schicksalsprüfungen, die damals Schlag auf Schlag mich trafen, und bittere Seelenschmerzen das Gemüt tief erschüttert . . . . Eines Nachmittags im Frühherbst des Jahres 1884 saß ich im Garten beim Tee — da wankte die Gegend vor meinen Augen, das Schlagen des Herzens schien aufzuhören, eine Art halbe Bewußtlosigkeit überfiel mich — das Nervensystem versagte den Dienst.

Für Jahre blieb jetzt jede wissenschaftliche Arbeit unterbrochen; physiologische Beobachtungen habe ich nie mehr anstellen können. Mitte der neunziger Jahre, als meine beiden Wagnerbücher und eine

Anzahl Aufsätze Beachtung gefunden und mir den Auftrag zu einem Werke über das neunzehnte Jahrhundert zugezogen hatten, und als die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen immer mehr alle Kräfte und Gedanken beanspruchten, holte ich „kurz vor Toresschluß" meine alten Beobachtungsjournale über den Wurzeldruck heraus, ergänzte meine Literatur-Kenntnisse und rettete — von Julius Wiesner beraten und ermutigt — aus diesen redlichen Bemühungen, die mehr als ein Dezennium geschlummert hatten, was noch zu retten war, ließ alles Nebensächliche an Beobachtungen beiseite, schälte den oben angedeuteten Mittelpunkt heraus und verfaßte das Werk *Recherches sur la sève ascendante,* das zu Beginn des Jahres 1897 bei Attinger in Neuchatel erschien. Dieses Buch ist von mir französisch geschrieben, weil ich es noch als Doktordissertation an der Universität Genf einzureichen beabsichtigte. Zwei Jahre früher hätte ich auf Grund meines Baccalauréat und dieser Arbeit das Doktordiplom „in absentia" erhalten; inzwischen war eine Neuordnung erlassen worden, die dies ausschloß. In den freundlichsten Worten teilte mir der Rektor das mit und forderte mich auf, der Form zu genügen und vor einer Prüfungskommission zu erscheinen, „die es sich zur Ehre anrechnen würde usw." Ich aber fühlte mich nicht befähigt und noch weniger geneigt, mich einem noch so wohlwollend geführten mündlichen Examen auszusetzen, das mir immerhin Zeit und Kraft gekostet hätte, über die ich in Anbetracht der umfassenden kulturhistorischen Aufgabe, die der Erledigung harrte, nicht mehr verfügte. So verzichtete ich denn und — ich will es Ihnen offen gestehen — ich habe mich seitdem gefreut, nicht als „Herr Doktor" durchs Leben gehen zu müssen; Kant's Auffassung der „größten Angelegenheit des Menschen" — nämlich zu lernen „was man sein muß, um e i n M e n s c h zu sein", — besaß für mich mehr Verlockendes. Die Universität Genf tat mir die Ehre an, die Widmung meines Buches offiziell anzunehmen — und damit war die Sache erledigt.

Da diese Arbeit außerhalb Ihres besonderen Faches liegt, möchte ich Ihnen gern das bisher nicht veröffentlichte Urteil des großen Pflanzenphysiologen Julius Wiesner über sie mitteilen und rücke darum ungekürzt den Brief hier ein, den er mir nach Kenntnisnahme der Aushängebogen schrieb:

„Sehr geehrter Herr!

Ich danke Ihnen vielmals für die gütige Übersendung Ihrer wertvollen Abhandlung über die Saftbewegung in der Pflanze. Ich habe Ihr gehaltreiches Buch nun zu Ende gelesen und kann nur sagen, daß sowohl der Inhalt als die Darstellungsform mich in hohem Grade befriedigt haben.

Die Beobachtungen, welche Sie auf Grund Ihrer Versuche über den Saftstrom der Pflanzen an zahlreichen Gewächsen mit verholzenden und krautigen Stengeln angestellt haben, sind, in den Grenzen der Fragestellung, die exaktesten, welche nach dieser Richtung angestellt wurden. Ihre Methode, die Saftmenge zu bestimmen, ist weit genauer als die Ihrer zahlreichen Vorgänger, und Sie haben auf die äußeren Vegetationsbedingungen so sorgsam Bedacht genommen, daß diese Ihre Versuche nichts zu wünschen übrig lassen, als ein — freilich nicht zu erfüllendes Verlangen: Sie möchten diese mit so viel Geschick, Überlegung und Genauigkeit begonnenen und bis zu einer weitgehenden Grenze fortgeführten Untersuchungen im Interesse der Pflanzenphysiologie weiterführen und theoretisch vertiefen!

Wenn nun die neue Richtung, welche Sie als Schriftsteller genommen, die Erfüllung dieses Wunsches aussichtslos erscheinen läßt, so freue ich mich doch darüber, daß Sie, von mehreren Seiten angeregt, sich entschlossen haben, Ihre Untersuchungen zu veröffentlichen.

Die vielumstrittene alte Frage des Saftsteigens — sie ist ja so alt wie die Pflanzenphysiologie — ist zumeist nicht mit der nötigen wissenschaftlichen Genauigkeit behandelt worden, und so erklärt es sich, daß die Meinungen über die Ursachen der Saftbewegungen in der Pflanze unaufhörlichen Schwankungen — man kann sagen, von einem Extrem zum anderen — unterworfen sind und sich kein kontinuierliches Fortschreiten in der Lösung dieser wichtigen Probleme wahrnehmen läßt!

Nur durch genaue und streng methodisch durchgeführte Untersuchungen, wie jene, welche Sie in Ihrem Buche über das Saftsteigen mitgeteilt haben, wird es dermaleinst möglich

sein, die Frage des Saftsteigens einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Ungemein gut gefallen hat mir Ihre historisch-kritische Darstellung der Saftbewegungsfrage. Ich habe nirgends eine so objektive und anschauliche Behandlung der Entwickelung der Hauptprobleme des Saftsteigens gefunden. Der Grund für das fast gewöhnliche Mißraten der bisherigen historisch-kritischen Darstellungen der Entwickelungsgeschichte des Saftsteigungsproblems liegt darin, daß die Verfasser dieser Studien zumeist Erfinder von Hypothesen über das Zustandekommen des Saftsteigens waren, welche Hypothesen sich später als vollkommen irrig herausgestellt haben. Um nur einen zu nennen, erinnere ich an den sonst so ausgezeichneten Pflanzenphysiologen Sachs, dessen Imbibitionstheorie — bis auf ein kleines Körnchen leider nicht gewürdigter richtiger Erkenntnis — sich im Grunde als falsch herausgestellt hat. Wenn ein solcher Mann eine historisch-kritische Darstellung der Saftsteigungsfrage gibt, so darf man sich nicht wundern, wenn er den Gegenstand in schiefes Licht bringt.

Was die Lektüre Ihres Buches mir so anziehend gemacht hat, ist Ihre geistvolle Art, von Kleinem ausgehend, und dieses kritisch durchdenkend, zu den großen Problemen der Forschung zu gelangen und diese im Sinne einer philosophischen Behandlung zu beleuchten.

Sie fühlen wohl gleich heraus, daß ich hier auf Ihre Behandlung der Vitalitätsfrage anspiele.

Nochmals herzlich dankend

Ihr aufrichtig ergebener

J. Wiesner.

Wien, 24. November 96."

*

Meine im Herbst 1884 eingetretene und als Neurasthenie bezeichnete Erkrankung nahm in den ersten Monaten einen recht schweren Verlauf; als im Herbst 1885 der Zustand sich einiger-

maßen erträglicher gestaltete, schloß ich meine Genfer Wohnung zu und begab mich für den Winter nach Dresden: ich bin aber nicht nach Genf zurückgekehrt und habe von da an bis heute in deutschen Landen mein Heim gefunden. In Dresden hatte ich das Glück, Kraepelin noch kurz vor seiner Berufung als Professor nach Dorpat anzutreffen; die Ratschläge dieses seither zu so großem Rufe gelangten Psychiaters haben zu meiner allmählichen Erholung und schließlichen Genesung gewiß viel beigetragen. Seine Hauptempfehlung war: keine wissenschaftliche Arbeit und möglichst viel Zerstreuung. Für die folgenden Jahre richtete ich mich in einer kleinen sonnigen Wohnung in Dresden ein, mit dem Blick auf die Felder. In der ersten Zeit war ich unfähig, auch nur zwanzig Zeilen zu lesen; Theater und Konzerte mußte ich wegen Herzbeklemmungen meiden; doch das Straßenleben, der Verkehr auf der Elbe, dem ich gern stundenlang zuschaute, kurze Besuche der Kunstsammlungen, bald auch die wiedergewonnene Befähigung zu Landspaziergängen in Begleitung meines geliebten langjährigen Freundes, eines russischen Steppenhundes, später — bei fortschreitender Erholung — der fleißige Besuch von Oper, Schauspiel, Operette und sogar Variété — dies alles verschaffte Hirn und Gemüt mehr und mehr Ruhe und damit auch Beruhigung. Überkamen mich beängstigende Zustände, so stieg ich schnell in den Zug und fuhr nach Berlin, wo ich in dem riesigen Zentralhotel gleichsam vor mir selber entschwand und nur noch der Inhaber einer Zimmernummer war. Kein Ort der Welt wirkt auf mich so beruhigend wie Berlin: so voll interessanter Gegenstände und als Stadt so überaus einförmig. Tagtäglich ging ich ins alte Museum und blieb dort, bis die aufziehende Wache mich hinaus und vor das Eckfenster des von mir seit früher Jugend ehrerbietig geliebten greisen Königs rief. Nach und nach nahm auch die Fähigkeit zum Lesen zu und ich lernte viel Literatur kennen, zu der ich sonst schwerlich je Muße und Neigung gefunden hätte.

Bald machte ich eine merkwürdige Entdeckung, die, glaube ich, den Biologen interessieren muß: das abstrakte Denken strengte mich weniger an als jede konkrete Beschäftigung! Es mußte allerdings mit Maß geschehen, ich war aber fähig, mich mit Hochgenuß in Kant's *Kritik der reinen Vernunft* zu vertiefen, und zwar mit einer vollkommenen Muße, die ich früher nie besessen hatte, und aus einer

Weltentfremdung, die derartige Meditationen außerordentlich begünstigte. Es dauerte nicht lange und ich steckte tief in dem ersten gründlichen Studium aller Schriften Plato's. Für mich waren und sind diese zwei größten Denker die „naturforschenden Denker" unter allen. Ohne Plato war die Möglichkeit einer Wissenschaft nicht gegeben, denn er hat uns gelehrt, das Viele in das Eine „zusammenzuschauen" und zugleich das Eine in das Viele auseinanderzulegen, d. h. er hat uns die Idee der verschiebbaren Rahmen gegeben, ohne die wir unfähig wären, Wissensstoff anzusammeln, dazu die wichtigsten der Begriffe, welche — wie Hypothese, Theorie, System, Analogie, Phantasie usw. — das Werkzeug aller Forschung bilden. Kant aber unternahm 2000 Jahre später das selbe Werk auf der höheren Stufe, die wir — dank Plato — inzwischen erklommen hatten; von neuem lehrte er uns Einen und Trennen, lehrte uns zwischen Sehen und Denken, zwischen bewußt Wissen und bewußt Wähnen unterscheiden. Die sogenannten „Philosophen" stellen sich hinterher bei beiden sofort in Scharen ein und „sublimieren" alles zu abstraktem Zeug; sie aber — die beiden — waren echte Naturforscher.

So mögen Sie, verehrter Freund, es denn begreifen, daß ich es eines Tages nicht länger aushielt und — von Plato und Kant dazu angeregt! — mir Straßburger's *Botanisches Praktikum* anschaffte. Die zweite Auflage dieses vortrefflichen Werkes war soeben — im Herbst 1887 — erschienen, und ich ging nun sachte daran, das Altbekannte wieder vor die Augen zu rufen und manche Einzelheiten der Pflanzenanatomie und der Mikrochemie — für die ich früher keine Zeit übrig gehabt hatte — mir einzuprägen. Oberhalb meiner im dritten Stock gelegenen Wohnung hatte ich mir von einem Arbeiter-Geschwisterpaar, das den ganzen Tag in der Fabrik weilte, zwei Dachkämmerchen gemietet — das eine nach Süden gelegen, aus dessen runder Luke ein reizender Blick zum Moreau-Denkmal hinauf dem Sinnen Anregung bot, das andere eine Art kleine Küche, nach Norden, wo Schimmelpilz-Kulturen auf verschiedensten Unterlagen sich üppig entfalteten, Chemikalien gebraut wurden und ein gutes stilles Licht der Arbeit an der Sezierlupe und am Mikroskop zustatten kam. Hier oben gab es keine Klingel; niemand konnte mich erreichen; und selbst inmitten der tiefen Niedergeschlagenheit, die mich in den Dresdener Jahren bis fast zum Lebensüberdruß be-

drückt hat, erlebte ich wahrhaft glückliche Stunden in dieser kleinen künstlich hergestellten Einöde — teils bei den winzigsten Einzelheiten der stillwirkenden Natur, teils mit Plato und Kant, mich in dem hohen Fluge übend, den Goethe mit den Worten feiert:

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken.

Trotz der Schönheit der Lage, der vielen Ausflugsmöglichkeiten und der sonstigen Vorzüge Dresdens fühlte ich mich dort etwas bedrückt und litt auch physisch unter den vielen Gewittern, die das Elbtal herabziehen. Als mich im Frühjahr 1889 eine kleine Reise zu kurzem Aufenthalt nach Wien geführt hatte, war mein Entschluß schnell gefaßt: das war der Ort, wo mir vom Schicksal Kräftigung und Gedeihen bestimmt waren! Im Herbst 1889 zog ich dahin und habe 20 Jahre dort gelebt.

*

Mein Instinkt hatte mich nicht irregeführt. Die Liebe zu Wien nahm mit den Jahren nur zu, und es ist meine Überzeugung, daß, wenn ich im Leben etwas geleistet habe, dies zum großen Teil der unvergleichlich anregenden Luft und dem nicht zu beschreibenden — den Geist allezeit beschäftigenden, ausruhenden und anspornenden — Zauber dieser einzigen Stadt zu verdanken ist. In jenem Augenblick aber besaß Wien für mich noch eine besondere, mir persönlich angehörende Anziehung, von der ich nicht weiß, ob es mir gelingt, Andere sie in ihrer geheimnisvollen Kraft nachfühlen zu lassen: ich durfte bestimmt hoffen, dort in Berührung zu kommen mit Julius Wiesner!

Kein Mensch hat mich auf Wiesner aufmerksam gemacht; ein glücklicher Instinkt hat es aber herbeigeführt, daß ich mir im Herbst 1881 — als die Idee einer chemischen Dissertation mir vorschwebte — sein Werk *Die Rohstoffe des Pflanzenreiches* (erschienen 1873) anschaffte; möglicherweise — ich weiß es nicht mehr zu sagen — waltete bei mir ein Mißverständnis vor und glaubte ich, mit einem

Chemiker zu tun zu haben. Dieses Werk, das im Jahre 1900 eine erweiterte Neuauflage unter Hinzuziehung von Spezialforschern erlebte, und dessen wiederum erweiterte dritte Auflage noch im Erscheinen begriffen war, als der Verfasser uns entrissen wurde, gilt bei den Technikern aller Nationen als grundlegend. Zu derartigen Werken, die dem strengbegrenzten Spezialistentum dienen, zog mich immer eine besondere Vorliebe hin: hier kann der Gelehrte sich und Anderen nichts vorgaukeln; überall fühlt man unter den Füßen den festen Boden. Persönlich gehen mich allerdings Kautschuk und Katechu und Jutefasern nichts an; verstehen Sie mich aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein solches Buch, sobald es meisterlich gemacht ist, mit um so reinerer Freude studiere? Diesmal war mein Herz gleich gewonnen. Um diese Zeit erschien auch Wiesner's kleine Schrift *Das Bewegungsvermögen der Pflanzen; eine kritische Studie über das gleichnamige Werk von Charles Darwin:* ein vollendetes Muster sachlicher Kritik; keine Spur der unerträglichen Schulmeisterei und des blöden Besserwissenwollens, vielmehr ein Widerlegen ungenügender durch genauere Versuche und ein Aufklären der unzulänglichen durch entsprechendere Deutungen, wie sie der eigentliche Fachmann aus seinen umfassenderen Kenntnissen schöpft; zum Schluß die Anerkennung der Anregungen, die Darwin's Schrift in reicher Fülle bietet, und der herrliche Satz: „Das ist aber das Beste, was ein wissenschaftliches Werk bieten kann: zu neuen Forschungen lebendige Impulse zu geben". Wie Sie sehen, faßt Wiesner die Wissenschaft als ein Lebendigbewegliches, als das Gegenteil aller Dogmatik auf. Kein Wunder, daß er sich später über Ihr prächtiges Wort freute: „Was ist wissenschaftliche Wahrheit? Ein Irrtum von heute." Dieser Botaniker, der in praktischen Wirklichkeiten fußte, der ein Meister war in der Anstellung einfacher und dadurch deutlicher Versuche — beantwortbarer Fragestellungen an die Natur —, der einen so kristallklaren, schlichten Stil schrieb und die Meinungen Anderer zu ehren wußte — das war mein Mann! Dachte ich dazumal daran, nach Erlangung der Doktorwürde eine Lehrzeit in Deutschland durchzumachen, so richtete sich mein Hoffen vor allem auf Wiesner; nur die Entfernung Wiens von dem mir einzig vertrauten Westen, sowie die Schilderung eines angeblich entsetzlichen Klimas, schreckten mich noch ab. Diesen Traum hatte inzwischen

meine Erkrankung völlig ausgelöscht. Jetzt aber, bei meinen Dresdener Dachkammerstudien, spielte mir der Zufall eines Tages eine Neuauflage von Wiesner's *Elemente der Anatomie und Physiologie der Pflanzen* in die Hände; sofort lebte der alte Zauber von neuem auf. Wie alle Botaniker meiner Generation war auch ich bei dem *Lehrbuch der Botanik* von Julius Sachs aufgewachsen und hatte dadurch einen zwar reichhaltigen und geistesstarken Überblick der gesamten Wissenschaft erhalten, zugleich aber viele Keime zu schiefen, gewalttätigen und unduldsam rechthaberischen Auffassungen. Wiesner führte mich jetzt in das weiße Licht eines rein wissenschaftlichen Denkens ein. Und zwar empfand ich dies bei gereifterem Urteil noch stärker als früher. Die Aussicht, mich nun doch noch zu einem leistungsfähigen Naturforscher ausbilden zu können, und gerade unter der Leitung dieses verehrungswürdigen, meinen Geistesanlagen so durchaus sympathischen Mannes, hatte für mich — der ich, wie gesagt, zu völliger Untätigkeit verdammt, der Verzweiflung nahe gewesen war — etwas Beglückendes. Unter diesen Auspizien fuhr ich im Herbst 1889 nach Wien.

Wiesner las alle Tage, außer Sonnabend: im Winter früh um 8 Uhr über Anatomie und Organographie der Pflanzen, im Sommer früh um 7 Uhr über Physiologie und Biologie; und zwar verlegte er im Interesse der Mediziner das akademische Viertel auf den Schluß und betrat den Vortragssaal seines Instituts stets mit dem Schlag der Uhr. Schon diese Tatsache schildert einen Teil des Menschen: die unverwelkbare Frische seines Wesens. Ohne Hut und Überzieher — denn er kam aus seinem Privatlaboratorium, wo er schon seit früher Stunde gearbeitet und Korrespondenz erledigt hatte — trat er schnell ein, bestieg leichten Schrittes das hohe Katheder, grüßte kurz, aber mit gewinnender Freundlichkeit, und begann sofort fließend und frei zu reden, indem er genau dort anknüpfte, wo er am Vortag durch den Dreiviertelschlag der Uhr unterbrochen worden war. Aus der Tasche des kurzen Rocks, in die er auch beim Vortrag manchmal die Hand steckte, zog er meistens einen winzigen Zettel, der einige wenige Stichworte sowie etwaige Zahlen oder Formeln enthielt. An dem Mann, an seiner Kleidung, an seiner Haltung, an seinen Gebärden, an seiner Sprache, an seiner Stimme — war alles adrett, präzis, eindeutig; sein Vortrag floß klar wie reines Quell-

wasser, ungesucht einfach, zugleich ein Muster jener vollkommenen Anspruchslosigkeit des Mannes, der sich ebensowenig durch Selbstverkleinerung wie durch Eitelkeit wichtig macht, vielmehr völlig von sich selber absieht und, wenn er in die Lage kommt, sich nennen zu müssen, es tut als rede er von einem Andern. Nichts habe ich seltener im Leben angetroffen als wirkliche, jeder Prüfung Stich haltende Objektivität; Gelehrte reden zwar viel von ihr, besitzen aber seltener eine Anlage dazu als manche andere Menschen — z. B. als Juristen und gebildete Weltleute. Wiesner war die verkörperte Objektivität. Nicht aber war es die kalte, herzlose, ablehnende und in Wirklichkeit grundeitle „Objektivität“ gar vieler Forscher, vielmehr die leidenschaftliche Objektivität eines im Dienste der Wissenschaft heißschlagenden Herzens. Daher kam es, daß er in seinen Vorträgen — obwohl er sich niemals zu den leicht erzielten Wirkungen des Pathos hergab, überhaupt keine Spur einer rednerischen Absicht verfolgte, vielmehr nur darlegte, klarlegte, erklärte, aufklärte — dennoch die Aufmerksamkeit fesselte und allen befähigten Zuhörern Begeisterung für seine Wissenschaft einflößte.

Ich hatte es nicht gewagt, Wiesner mit meinem Besuche lästig zu fallen; bald aber kam mir jenes ans Ende des Vortrags verschobene „akademische Viertel“ zugute; denn er pflegte es den um weitere Aufklärung Beflissenen unter seinen Zuhörern zu widmen; diesen gesellte auch ich mich zu; unsere Gespräche pflegten die anderen zu überdauern, oft forderte er mich auf, zu ihrer Fortsetzung ihn in seine Werkstatt zu begleiten; zwar fürchtete ich, dem verehrten Manne kostbare Zeit zu rauben, doch er drängte, und ich gehorchte gern. Viel habe ich in diesen Augenblicken gewonnen — nicht allein für die Erweiterung meiner wissenschaftlichen Kenntnisse, sondern namentlich für die feinere Ausbildung und Durchbildung meiner ganzen Auffassung von Natur und Mensch und den Wechselbeziehungen beider. Und da solche Dinge, sobald sie lebendig sind, stets außer der Wirkung auch die Gegenwirkung herbeiführen, so liebe ich es, mir vorzustellen, daß der um rund zwanzig Jahre ältere Mann zwar nicht von mir gelernt, sich jedoch an mir geübt habe; mir fällt es wenigstens auf, daß das Mißtrauen gegen alle Philosophie, das ich bei Wiesner ursprünglich antraf, im Laufe der Jahre nach und nach einer so wesentlich anders gerichteten Den-

kungsart wich, daß man diesen Forscher zu den bedeutenden Philosophen seiner Wissenschaft wird rechnen müssen. In jenem kleinen, unveröffentlichten Erinnerungsblatt, das ich auf der ersten Seite dieses Briefes erwähnte, erzählt Wiesner von unserem Bekanntwerden mit so anmutig freundlichen Worten, daß ich es mir nicht versagen kann, sie anzuführen, wobei ich mir nicht erlauben werde, aus falsch verstandener Bescheidenheit irgendein Wort zu ändern oder auszulassen. Wiesner schreibt:

„In seiner bescheidenen Weise stellte Chamberlain sich mir nicht anders als der erste beste Student vor. Im Gedränge bei der Inskription zu meiner Vorlesung übersah ich ihn vollständig, lernte ihn aber bald im Hörsaale kennen. Nach meinem Vortrage sammelte sich um mich regelmäßig ein kleiner Kreis von Zuhörern, welche noch nähere Aufklärungen über das Vorgetragene zu vernehmen wünschten. Chamberlain tauchte bald in diesem Kreis auf, und er fesselte mich alsbald durch die in gewinnend bescheidener Art vorgetragenen, von Geist und Wissen zeugenden Fragen und Bemerkungen. Sein ganzes Wesen zog mich an, insbesondere das leuchtende Auge, das in seinem in den 90er Jahren von Lenbach gemalten Porträt so treffend wiedergegeben ist. In meinem Arbeitszimmer steht eine gute photographische Reproduktion dieses Lenbach'schen Bildes. Merkwürdig! So oft ich dieses Bild betrachte, ruft es in mir die Erinnerung an jene nun lange dahingeschwundenen Zeiten wach, in denen ich nach meiner Vorlesung mit Chamberlain im einsam gewordenen Hörsaale mich über Dinge unterhielt, die unseren Geist und unser Herz bewegten. Vom Vortragsthema ging es — häufig genug — rasch zu anderen Fragen der Physiologie, zu anderen Fragen der Naturwissenschaft, zu Fragen der Philosophie und der Religion. Diese Gespräche gehören wohl zu den genußreichsten und anregendsten, die ich im Leben geführt habe.“

Außer bei Wiesner hörte ich in den zwei ersten Semestern (1889 bis 1890) bei Wettstein — der damals noch Privatdozent war — einen wöchentlich dreimaligen Vortrag über ausgewählte Kapitel der Kryptogamenkunde; da nur ein kleiner Kreis angehender Botaniker

diesem Unterricht folgte, war jeder in der Lage, alles Vorgeführte ausreichend genau zu sehen, und nach dem eigentlichen Vortrag gab der liebenswürdige Gelehrte jedem Wißbegierigen mit großer Geduld weitere Aufklärung über die verwickelten und oft schwer richtig ins Auge zu fassenden Verhältnisse. Wettstein's ruhige, bestimmte Art — die sofort den werdenden Meister verriet — gefiel mir außerordentlich; ihm und dem Schicksal bin ich auch für diese Schule des Sehens — oder, wie Goethe es nennt — der „Einführung in die Welt des Auges“ dankbar.

Noch ein drittes Kolleg — und zwar für Studierende aller Fakultäten — belegte ich mit hochgespannten Erwartungen: Claus, der weltbekannte Zoolog — dessen Lehrbuch damals in Frankreich und in England ebenso maßgebende Geltung wie in Deutschland besaß — las einmal die Woche abends über Darwinismus! Beim ersten Vortrag war der Saal, wie bei diesem Titel vorauszusehen, überfüllt; viele mußten stehen; es mögen wohl an dreihundert Jünglinge gewesen sein, die gespannt auf Belehrung und Leitung harrten — eine um so interessantere Versammlung, als man nicht bloß Mediziner, sondern Philosophen, Philologen, Juristen usw. darunter bemerkte, also Menschen, von denen viele gerade hier den bestimmenden Eindruck über Inhalt, Ziel und Methoden der Naturwissenschaften erwarteten: wie hätte ein Karl Vogt in diesem Kreise gewirkt! Beim zweiten Vortrag waren wir sechzig; beim dritten sechs! Wir sechs hielten denn durch; was die anderen fünf bestimmte, weiß ich nicht, mich beherrschte die Zuversicht, bei einem solchen Gegenstand müßte es doch früher oder später „losgehen“; als diese Hoffnung verblaßte und schließlich erlosch, saß ich eigentlich nur als Beobachter da. Claus erschien mir als die Folie Wiesner's, und ich studierte an seinem Vortrag das vollendete Muster der Art, wie man es nicht machen darf. Nie wußte man bei ihm, woher die Fahrt kam, noch wohin sie ging. Seelenvergnügt, beide Hände in den Hosentaschen, spazierte der Gelehrte hinter dem langen Tische seines Amphitheaters auf und ab; ob wir 300 oder 3 waren, schien ihm vollkommen gleichgültig; mindestens fünfhundertmal in jedem Vortrag stieß er die Worte „meine Herren!“ aus; oft kam er überhaupt nicht weiter; andere Male entstand ein endloser, äußerst verwickelter Satz, bei dem er selber zuletzt nicht ein noch aus wußte; da fing er

ihn wieder von vorne an. Häufig geschah ihm, was selbst einem Shakespeare nicht überall erspart blieb, — daß ein in der Einzahl begonnener Satz sich unvermerkt in die Mehrzahl verwandelte, oder umgekehrt; Shakespeare geht ruhig darüber hinweg, so barmherzig war Claus nicht, vielmehr baute er den Satz — mit einem neuerlichen „meine Herren" — noch einmal gewissenhaft auf. Alle diese unerfreulichen Dinge — und ich unterdrücke die Mehrzahl, so z. B. daß wir bei der letzten Vorlesung erst bei Lamarck angelangt waren! — erzähle ich Ihnen nur, weil ich später durch Wiesner, der mit Claus sehr befreundet war, erfuhr, dieser empörend schlechte, dem Zweck eines Hochschulunterrichts hohnsprechende Vortrag sei nicht allein aus dem völligen Mangel an jeder rednerischen Begabung zu erklären, sondern werde von Claus grundsätzlich gepflegt und als die vorzüglichste Methode, in den Wissenschaften zu unterweisen, gepriesen! Während Wiesner den Standpunkt vertrat, das Allerbeste — d. h. das Durchdachteste, Konsequenteste, Klarste, Anschaulichste — sei für die studierende Jugend gerade gut genug, meinte Claus, der Student solle sich Mühe geben, man solle sich hüten, es ihm zu leicht zu machen, er solle beizeiten lernen, daß in den Wissenschaften der Stoff alles sei, die Form nichts usw. Für mich gewann dieser extreme Fall — zu dem eine Menge Zwischenstufen hinführen — eine typische Bedeutung: ich lernte aus ihm eine unter deutschen Professoren weitverbreitete, bedenkliche Neigung kennen, ein eigenes Unvermögen als einen preisenswerten Vorzug zu betrachten und auf große natürliche Gaben anderer mit verständnisloser Geringschätzung herabzusehen.

In den folgenden Jahren habe ich noch manche Vorträge in verschiedenen Fakultäten gelegentlich besucht, doch nie eine Begabung angetroffen, die mich gefördert hätte; immer mehr mußte ich die Geduld der Studenten bewundern, wenn ich der großen Meister unserer wissenschaftlichen Anschauung gedachte und nun diese matte Verdolmetschung erlebte. In Laboratorien und Seminaren liegt gewiß die Zukunft, nicht — wie ein Hochschullehrer mir einmal allen Ernstes versicherte — im Sitzfleisch.

Da ich infolge meines Nervenzustandes noch immer zu Laboratorienarbeiten unfähig war — die Versuche, es zu ertrotzen, führten zu bedrohlichen Rückfallerscheinungen —, so werden Sie begreifen,

daß meine Gedanken und meine Studien sich immer mehr auf die philosophische Betrachtung der Naturwissenschaften werfen mußten. Ich las viel und lebte in einer Art nur halb bewußten Sinnens über die Natur. Es würde mir schwer fallen, und würde überflüssig weit führen, wollte ich irgendeine Art von Aufzählung versuchen. Selbst als meine literarische Tätigkeit mit meinen Büchern über Richard Wagner eingesetzt hatte und, wie Sie wissen, bald zu umfangreichen Studien auf allen Gebieten der menschlichen Kultur führte, habe ich doch niemals die Fühlung mit der Naturwissenschaft verloren; und zwar glaube ich, praktisch gehandelt zu haben, indem ich mir die bedeutendsten Köpfe aussuchte und alles übrige beiseite ließ. Eine ziemlich umfangreiche Sammlung darwinistischer und anderer entwickelungstheoretischer Bücher zeugt für fleißige Kenntnisnahme dieser Bestrebungen; doch eingehend habe ich nur Darwin selber, Wallace, Huxley, auf der anderen Seite Nägeli studiert, dann aber namentlich Weißmann und später de Vries; für Mendel saß ich an der Quelle, da Julius Wiesner aus Brünn stammte und Mendel's persönlicher Schüler gewesen war. Dies nur als Andeutung.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Ausreifung meines Geistes war der Tag, an dem ich darauf verfiel, die großen Forscher aus früherer Zeit nicht mehr aus bloßen Berichten über sie, sondern aus ihren eigenen Schriften kennen zu lernen. Die Anregung hierzu verdanke ich Schopenhauer's häufiger Bezugnahme auf Bichat; wie viel Belehrung ich aus diesem großen Mediziner zog, wissen Sie aus meinen *Grundlagen.* Von hier ging es zu Cuvier, wohl eine der größten Bereicherungen der Fähigkeit, Natur zu erblicken, die einem unabhängig strebenden Menschen zuteil werden kann. Mit Wonne las ich in den monumentalen Werken Buffon's, die eine Quelle unerschöpflicher Weisheit und Schulung bleiben; bei Réaumur tat ich mich um und verweilte länger bei Lamarck und namentlich bei Geoffroy Saint-Hilaire. Wie anders wirken diese mit Leidenschaft suchenden, schlichten und bescheidenen Männer, wenn man sie auf ihrem Wege begleitet und sie selbst reden hört, als wenn sie, darwinistisch zugestutzt, zu Kirchenvätern des neuen Glaubens umgedichtet, aufmarschieren müssen! Luther seufzt einmal: „Mich alten Schüler und nu fast einen verlebten Doctor möcht' billig wundern, wie zu unsern Zeiten die Leute, sobald sie ein Buch riechen,

alles wissen, was der Heilige Geist weiß"[1]); das erleben wir heute an den Lesern Haeckel's, Bölsche's, Ostwald's sowie der unübersehbaren „populären" Literatur zur Verbreitung afterwissenschaftlicher Scheinweisheit; das Antidot bieten die großen Meister; sie führen in jene Grundkenntnis ein, die den Anfang alles echten Naturverständnisses bildet und die ich in meinen *Grundlagen* als das exakte Nichtwissen bezeichnet habe. Auf dem Wege über Milne-Edwards gelangte ich dann zu Agassiz, den ich schon einigermaßen aus Vogt's Vorträgen kannte, und der mir jetzt als der bedeutendste Kopf seit Cuvier erschien, was den enzyklopädischen Überblick über alle Gestalten des Lebens betrifft. Sein Werk *De l'Espèce et de la Classification en Zoologie*[2]) ist mir besonders wert geblieben. Bei solchen Männern hat man namentlich das Gefühl, daß das Auge offen und rein bleibt und als unabsetzbarer, unbestechlicher Gesetzgeber in den Naturwissenschaften anerkannt wird, wogegen Männer wie Haeckel und seine Schüler vor lauter Theorie blind werden und dahin kommen, nicht subjektive, wohl aber objektive Unwahrheiten zu verbreiten — was ihnen zwar sittlich keinen Makel anheftet, da sie in gutem Glauben handeln, aber um so bedauerlicher bleibt, als die falsche, auf Phantomen ruhende Vorstellung das Weltbild von Millionen fälscht und es — wie alles Naturwidrige — zur Gemeinheit herabdrückt. Daß ich Karl Ernst von Bäer — Ihren großen baltischen Landsmann — erst nach dieser Vorschule, also verhältnismäßig spät, kennen lernte, hat wenigstens den Vorteil gehabt, daß ich jetzt fähig war, diesen Vordenker neuer Gedanken, eingegeben durch neue Beobachtungen — und das heißt durch neuentdeckte Tatsachen — mit der nötigen Reife des Urteils und dem Bewußtsein der Originalität der Leistung zu schätzen. Wer mit Ernst und Tiefe die Natur und besonders das Leben aufzufassen und — soweit es gehen will — nachzudenken bestrebt ist, findet nicht viele wahre Führer; zu diesen wenigen gehört Bäer; bei ihm — wie bei allen großen Forschern — lernt man, daß, um die Dinge, die nur ein ideelles Interesse für den Menschen besitzen, richtig zu sehen und richtig zu beurteilen, Mikroskop und Skalpel nicht genügen, viel-

[1]) 1536, Vorrede zu Ambrosius Moibanus: *Der 29. Psalm* (Weimarer Ausg. 50, 43).

[2]) Die französische Ausgabe, zwölf Jahre später (1869) als die ursprüngliche englische erschienen, ist bedeutend reichhaltiger.

mehr ein Fünkchen Genie und eine weite Kultur des Geistes unentbehrlich sind. Ich glaube, es war Bäer, der mir den Mut einflößte, es wieder mit den deutschen Naturdenkern zu versuchen, wovon mich seinerzeit Oken und Schelling abgeschreckt hatten. Namentlich Kaspar Friedrich Wolff ist mir als Bahnbrecher — der selbst aus falschen Beobachtungen richtige Gedanken zu schöpfen weiß — im Gedächtnis geblieben; auf ihn führten mich auch meine Bücher über Kant und Goethe immer wieder zurück. Vor diesen beiden Gewaltigen — Kant und Goethe — schwindet alles in die Ferne: die Grundsätze des Denkens über die Natur lehrt der eine, die Kunst des reinen Erschauens der Natur lehrt der andere. Diesen beiden widmete ich die besten Jahre meines Lebens; Sie kennen meine Bücher — die freilich, wie nicht anders möglich, nur als Bruchstücke dieser Beschäftigung zu betrachten sind, und zwar zum Teil von außen her bedingte Bruchstücke, insofern ich mir jedesmal zum Gegenstand meiner Gestaltungsversuche dasjenige herauswählte, was von Anderen noch nicht oder nur ungenügend geleistet worden war.

Mit dieser kleinen Skizze bin ich — um sie einheitlich zu gestalten — über die Jahre hinweg geflogen; und ich bemerke, daß ich meiner philosophischen Neigung die Zügel schießen ließ und Ihnen mit keinem Worte berichtete, inwiefern ich ununterbrochen bestrebt war, mit den Ergebnissen und Anschauungen der empirischen Wissenschaft fortlaufend in Fühlung zu bleiben. Immer hielt ich mir eine oder die andere gute naturwissenschaftliche Zeitung sowie mehrere Fachblätter. Der Verkehr mit Wiesner, öfters auch mit jüngeren Forschern — unter denen ich Ihren so erstaunlich unterrichteten und stets vulkanisch anregenden Freund und Landsmann Hermann Keyserling nennen will —, trugen auch viel bei, mich auf dem laufenden zu halten, wenigstens insofern wahrhaft Bedeutendes zutage kam. Außerdem boten Vorträge sowohl inner- wie außerhalb der Universität Belehrung, namentlich über die täglichen Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität und der Molekularphysik. Bei meiner Vorliebe für den Verkehr mit hervorragenden Persönlichkeiten habe ich mich stets auf ihre Bücher wie ein Wolf auf seine Beute gestürzt; geistige Nahrung ist, weiß Gott! spärlich genug auf dieser Welt vorhanden, innerhalb der Naturwissenschaften nicht minder spärlich als anderswo. Unfähig, da weder

Zeit noch Kräfte es zulassen, der fortschreitenden Naturwissenschaft auf ihren tausend Wegen zu folgen, pflegte ich einzelne Werke hervorragender Spezialforscher herauszugreifen, um sie gründlich durchzustudieren: ich glaube, es war dies die beste Art, mit echter Wissenschaft in Fühlung zu bleiben. So habe ich's mit Physik, Astronomie, Physiologie usw., sowie auch außerhalb der sogenannten Naturwissenschaften, überall, auch mit Philologie und Theologie gehalten.

*

Damit wir nicht ganz und gar ins Zeitlose verschweben, lassen Sie mich jetzt zu dem Sommer 1890 zurückkehren und dort einen anderen Faden aufgreifen. Aus diesem, meinem ersten Sommer in Wien, muß ich Ihnen eine Tatsache berichten, die dem Biologen und Humoristen Unterhaltung gewähren wird. Nach Schluß des Sommersemesters ergab ich mich in alter Leidenschaft einer Orgie von Bergbesteigungen; auf der einen, nachdem stundenlanger Regen mich durchnäßt hatte, gelangte ich in eine elende Hütte und in ein schmutziges Bett: daraus ergab sich eine heftige Furunkulose, und zwar derartig gelagert, daß ich fünf Wochen lang Tag und Nacht auf dem Gesicht liegen mußte. Ich hatte mich auf einen Diwan betten lassen, an dessen Kopfende ein Lese- und Schreibpult herangerückt werden konnte. Diese fünf Wochen sind nun für mich auf das engste und beglückendste mit Kant's *Kritik der reinen Vernunft* verwoben; denn hatte ich auch wiederholt das Werk gelesen, so war es doch niemals mit so völliger Ausschaltung des Körpers sowie der Umgebung geschehen: kein Bekannter weilte mehr in Wien; außer dem täglichen Besuch des Arztes, der ein oder das andere Scheusal aufzuschneiden kam, gehörte der liebe, lange Sommertag ungestört dem einen Werke. Wer weiß, welchen Einfluß außerdem die Lage des Körpers und ihre Ungewohntheit ausgeübt haben mag?! Jedenfalls fiel es mir alle Tage wie Schuppen von den Augen, und ich bilde mir ein, das beglückende, mein Leben und Denken läuternde Verständnis von Kant's Grundgedanken dieser gut angewendeten Furunkulose zu verdanken.

Im Jahre 1891 machte ich im Interesse meiner Gesundheit eine mehrmonatige Reise zu Pferde durch Bosnien und die Herzegowina. Dies wirkte auf Körper und Geist außerordentlich belebend. Mein Tagebuch aus dem darauffolgenden Winter 91—92 erregt fast Schwindel durch die Fülle der Studien und Arbeiten, darunter auch Skizzen zu Büchern; doch wagte ich mich noch nicht an die größere Form eines zusammenhängenden Ganzen. In diesem meinem siebenunddreißigsten Jahre zog jedoch auf einmal der Schreibdämon in meine Seele ein und gewann Gewalt über mich, so daß ich nie mehr von der Feder habe lassen können. Auch dieser Vorgang mag für den Biologen belangreich sein.

Bis zu dem genannten Augenblick hatten mich zwei Empfindungen von einer literarischen Tätigkeit im weiteren Sinne abgehalten, — zwei Empfindungen, die sich sonderbar widersprachen, innerhalb meiner Seele sich aber ergänzten. Ich liebte nämlich zu entwerfen und beschäftigte mich viel mit der „Architektonik“ erträumter Bücher; wollte ich aber an die Ausführung gehen, so war mir alles zu matt und unbedeutend; es widerstrebte mir, so etwas aufzuschreiben; kam ein halber Satz zu Papier, so wanderte der Bogen flugs in den Korb, und ich rannte hinaus auf die Gasse. Das zweite Hindernis — warum sollte ich es Ihnen nicht unumwunden gestehen? — ergab sich aus dem Vorgefühl, daß, wenn ich schriebe, ich zu Ruf gelangen und dadurch die mir so teure Ruhe des Unbeachtetdahinlebens einbüßen würde. Ich sage „Vorgefühl“, denn es war nicht die Überzeugung des eigenen Wertes, vielmehr eine Art dunkler Instinkt eines drohenden Schicksals. Ich war nämlich wie geschaffen, um in einem kleinen Kreise lieber Freunde — und den besaß ich — inmitten meiner Bücher, meiner Studien, meiner wachsenden künstlerischen Interessen und meiner angeborenen Neigung vor mich hin zu sinnen, vollkommen glücklich zu leben. Es ist gewiß eine Lücke meines Wesens, daß ich ohne Ehrgeiz bin, aber Tatsache ist es; schon vor sehr vielen Jahren heftete ich das Wort Goethe's an mein Pult: „Die Welt gibt nicht, sondern nimmt.“ Und so zauderte ich, erschreckt durch die Möglichkeit eines größere Kreise ziehenden Hervortretens und schrieb nur gelegentlich in obskuren Blättchen einen kleinen Aufsatz. Glauben Sie nicht etwa, ich konstruierte mir so etwas nachträglich; in dieser Beziehung besitze ich die Vorsicht

des sich selbst Mißtrauenden; ich könnte Ihnen Gedichte aus jenen Jahren vorlegen, aus denen Sie das Gesagte buchstäblich entnehmen würden. In jenem geistig besonders angeregten Augenblick nach der bosnischen Reise, wo Pläne und Skizzen sich mehrten, geschah nun folgendes. Am Morgen des 19. Januar 1892 — ich sehe es, als wäre es gestern geschehen — ergriff mich wie von außen ein Geist der Entschlossenheit. Das erste, was dieser Geist befahl, war eine mechanische Anordnung: ich hatte nie in meinem Leben stehend geschrieben; nun ergriff ich einen kleinen Tisch und stellte ihn auf einen kleinen Schrank, den ich an eine passende Stelle rückte, baute mir auf diese Weise ein improvisiertes Stehpult und eilte sodann, an beiden Türen den Schlüssel umzudrehen, daß nicht etwa irgendeine Verwunderung mich bei dem magischen Werke störe. Dann aber trat ich an dieses neugeschaffene Pult heran, fest entschlossen, alles aufzuschreiben, was mir durch den Kopf ging — ohne zu fragen, ob es neu oder alt, tief oder seicht, glücklich oder trivial im Ausdruck sei. Und nun trat bald das Unerwartete ein: aus dem weniger Guten ergab sich das Bessere, aus diesem bald ein noch Besseres, und binnen kurzem strömten — aus dem Schreiben und durch das Schreiben veranlaßt — Einfälle und Ideen von allen Seiten zu, wie ich das noch nie erlebt hatte. Mein Beruf war mir offenbart worden; richtiger gesagt: er hatte mich erfaßt und sich meiner bemächtigt.

*

Welche Wege ich geführt wurde, wissen Sie: Sommer 1892 erschien mein erstes Buch *Das Drama Richard Wagner's,* 1893 schrieb ich es französisch um, und *Le Drame Wagnérien* erschien in Paris 1894; zu Weihnachten 1895 kam in München das erste größere Werk *Richard Wagner* heraus, gefolgt 1896 von *Die ersten zwanzig Jahre der Bayreuther Bühnenfestspiele* — kleinere Publikationen und zahlreiche Aufsätze lasse ich unerwähnt. Ich habe Ihnen schon oben erzählt, in welcher Weise ich mitten unter diesen literarischen Arbeiten und Vorarbeiten mir gewaltsam die Zeit eroberte, mein Buch über den aufsteigenden Saft zu schreiben; darauf brauche ich nicht zurückzukommen. Dagegen muß ich Ihnen jetzt berichten, daß jene Gedankenreihe, die meine Freunde und ich seit zwan-

zig Jahren als *Chamberlain's Lebenslehre* bezeichnen, in ihrer ersten Gestalt aus jener selben Zeit datiert, wo der Druck der *Sève ascendante* mich beanspruchte — nämlich aus dem Herbst 1896, als die allgemeine Einleitung zu den *Grundlagen* schon geschrieben war und die Vorarbeiten zu diesem Werke mich von allen Seiten stürmisch beanspruchten. Um dem Kopf einige Erfrischung zu gönnen, hatte ich eine kurze Herbstfahrt durch die Schweiz nach Venedig unternommen, dort meine Zeit zwischen Kunstgenüssen und den mühsamen Korrekturen der Zahlentabellen der *Sève ascendante* geteilt, und trat jetzt die Heimreise an über Gardone, wo ich zum Besuch lieber Freunde eine einzige Nacht zu verweilen gedachte. Auf der Bahn zwischen Venedig und Verona überfiel mich das seit Jahr und Tag gewaltsam zurückgedrängte Thema so heftig, daß ich es als eine unabwendbare Notwendigkeit für meine geistige Ruhe empfand, mir endlich einige vorläufige Klarheit zu verschaffen. Noch im Zug schrieb ich mir den Titel auf, und in Gardone blieb ich dann acht Tage, den ganzen Tag in meiner Hotelstube eingeschlossen, dachte und schrieb, und erholte mich nur abends bei den Freunden. Zwar habe ich später manche Gedanken dieser unveröffentlichten Handschrift, sowie einiger späteren Nachträge, in dem *Plato-Vortrag* meines Kantbuches angebracht; doch geschah das in folgender Weise: ich hatte aus meinen verschiedenen Aufzeichnungen ein Alphabet angelegt, das von A bis Z und noch darüber hinaus bis Aa, Ab usw. reichte; bei der Ausarbeitung im Kantbuch kam ich nicht einmal bis zum Ende von C. Ich hoffe Ihnen nicht lästig zu fallen, wenn ich Ihnen über dieses „Gardone-Manuskript" einiges erzähle, gehört es doch in erster Reihe zu den Ergebnissen meiner Naturstudien. Dabei sei noch einmal betont, daß ich damit lediglich Klarheit über mein eigenes Denken anstrebte; es handelt sich um die erste Vorarbeit zu der Anlage eines künftigen Werkes; Bücher hatte ich, außer Baedeker's „Italien", keine mit.

Der Titel, in welchem ich meine Absicht ausführlich zusammenfaßte, lautet:

„Eine neue Anschauung

bezüglich der Gestalten lebender Wesen und der Bedeutung des Begriffes der Verwandtschaft zwischen den Organismen — enstanden unter dem Einflusse der Goethe'schen Naturanschau-

ung, des indischen und des Kant'schen Denkens: vorläufiger Schattenriß zur Verständigung über die geeignetsten Mittel und Wege, um dieser Idee habhaft zu werden, d. h. um sie aus dem Bereiche des nebelhaft Geahnten in das des deutlich Geschauten und klar Durchdachten überzuführen: in der Hoffnung, den geistigen Besitz der Menschen hierdurch zu bereichern, der plump-empirischen Evolutionslehre eine Todeswunde zu schlagen und sowohl der Metaphysik wie der heiligen Kunst in fördersamer Weise entgegenzuarbeiten."

Die kleine Abhandlung — die in Maschinenschrift 43 Folioseiten umfaßt — besteht aus fünf Abschnitten:

I Zur allgemeinen Orientierung (Schutzgeist Plato).
II Zur metaphysischen Orientierung (Schutzgeist Kant).
III Zur künstlerisch-symbolischen Orientierung (Schutzgeist Schopenhauer).
IV Zur naturwissenschaftlichen Orientierung (Schutzgeist Goethe).
V Einiges zur Ergänzung.

Die drei ersten Abschnitte bilden eine Art Einleitung, deren Hauptinhalt Sie aus den Schlußworten entnehmen können: „Wahrhaft objektiv ist einzig diejenige Naturbetrachtung, die mit einer Kritik des beobachtenden Subjekts beginnt. Theoretische Naturwissenschaft kann es ohne Metaphysik und Aesthetik, ohne Fühlung mit Religion, Philosophie und Kunst nicht geben." In dem vierten Abschnitt, der, wie naturgemäß, dreiviertel des Ganzen ausmacht, gelangen wir auf anderem Wege zu der selben Einsicht, indem sich herausstellt, daß bei allen systematischen Vorstellungen (Art, Gattung, Ordnung usw.) „es sich offenbar nicht bloß um Anschauung handelt, sondern um Anschauung p l u s menschliches Denken".

Lassen Sie mich versuchen, Ihnen durch einige Anführungen eine allgemeine Vorstellung des Gedankenganges zu geben.

In dem ersten Abschnitt wird ausgeführt, das Leben als *Mysterium magnum* sei unerklärlich; es im Sinne eines Auffindens von Ursache und Wirkung erklären zu wollen, sei kindisch, und jeder derartige Versuch (Schöpfung, Entwickelung, Evolution usw.) führe „zu offenbaren Absurditäten". Hieraus folgt nun, daß wir „uns

zunächst darüber klar werden müssen, w a s über das Leben und über die Gestalten, in welchen es sich kundtut, vernünftigerweise gefragt werden kann. Dabei wird sich herausstellen, daß einzig die A n s c h a u u n g, d. h. dasjenige, was sich bei der Betrachtung der Dinge unmittelbar als Vorstellung widerspiegelt, einen sicheren Wert besitzt und dem Denken eine feste Grundlage gewährt. Sowohl in Schöpfungsgeschichten wie auch in den verschiedenen Entwikkelungstheorien benützt das vom Kausalitätswahn betörte Denken eine verhältnismäßig sehr schmale Grundlage des Angeschauten, um darauf einen babylonischen Turm von Syllogismen zu erbauen. Unser Bestreben muß darauf gerichtet sein, diesen Fehler zu vermeiden: wir müssen der Anschauung mehr Freiheit lassen; ihr Spielraum muß bis an die äußersten Grenzen unserer sorgsam gepflegten und geübten Sinne ausgedehnt werden, und vor allem, sie muß auf ihrem Gebiete ungehemmt walten. Die Logik ist nicht die Göttin der Wahrheit, sondern ihre Magd; das Auge ist der König, das Ohr die Königin, der Tastsinn der weise Ratgeber; durch sie stehen wir, Unerforschliche, mit der unerforschlichen Umgebung in Berührung. Wollen wir also, den wachsenden Bedürfnissen unseres Gedankenlebens gehorsam, das Bild der umgebenden Natur mit immer größerer Klarheit uns deuten, so müssen wir — Goethe nachstrebend, und im Gegensatz zu jeglichem Rationalismus — ein Gebäude zu errichten suchen, welches nicht um eine Haaresbreite über die Grundlage des Angeschauten hinausragt und nicht bis in das Wolkenkuckucksheim vermeintlicher Welterklärungen hinaufreicht, vielmehr durch Form, Begrenztheit und Beziehungsreichtum das Prädikat eines Kunstwerkes verdient.“ Und so heißt es denn zum Schluß dieser Einleitung: „Nicht also eine E r k l ä r u n g der Lebensformen soll uns als Ziel vorschweben, sondern die Umschaffung des lediglich Geschauten in ein Geschautes, welches zugleich im Denken ein Widerbild findet. Das Denken soll das Geschaute deuten; das Geschaute aber durch diese Mitwirkung zu einer Anschauung werden, d. h. zu dem Untergrund eines begrifflichen Schemas.“

Den Inhalt des der metaphysischen Orientierung gewidmeten zweiten Abschnittes erraten Sie gewiß. Das „S c h e m a“, das Ihre biologischen Untersuchungen im Tierreich als maßgebend nach-

gewiesen haben (ich denke z. B., verehrter Freund, an Ihre Untersuchungen über die Umwelt der Libelle) verfolge ich hier bis in den Menschengeist hinein und mache aufmerksam, daß „die mathematische Bestimmtheit und die (trotz der phantastischen Fülle von Tier- und Pflanzenformen) dennoch sehr strenge und in Wahrheit sehr enge Begrenzung möglicher Typen für lebendige Gestalten zum Teil in der Beschaffenheit u n s e r e s apperzipierenden Geistes seine Erklärung findet." Im weiteren Verfolg heißt es dann: „In welcher Weise diese subjektive Gestaltung (angeborener Schematismus) auf die unbekannten Ursachen unserer Sinneseindrücke verzerrend sich betätigen mag, entzieht sich jeglicher Erkenntnis; diese Frage gehört zu den verbotenen, weil sie sinnlos wäre, indem sie jeder Möglichkeit der Anschauung entbehrt. Nicht sinnlos, sondern auf endlose Anschauung gegründet, ist dagegen die andere Seite der angedeuteten Einsicht: daß unsere Vorstellungskraft nämlich nur innerhalb gewisser, bestimmter, der Zahl nach beschränkter Schemen sich bewegt, und daß einem jeden dieser Schemen eine bestimmte geometrische Symmetrie zugrunde liegt — eine Symmetrie, welche die Natur uns nur ausnahmsweise in einiger Vollendung bietet, welche wir aber trotzdem allen Lebensformen zwangsweise unterschieben, und zwar mit so instinktiver Notwendigkeit, daß selbst dort, wo die Asymmetrie in auffallendster Weise sich kundtut, wir diese als die Umgestaltung eines imaginären symmetrischen Prototyps auffassen, und die von der Natur uns gebotene Gestalt erst dann begriffen zu haben meinen, wenn es uns gelungen ist, sie als Umbildung aus einem unserer Schemen zu deuten."

Länger verweile ich in dem dritten Abschnitt bei jener ebenfalls subjektiven Besinnung, die ich die „künstlerisch-symbolische" nenne. Denn es will mir scheinen, daß außer jenem von Kant aufgedeckten, unentrinnbaren Schematismus des Verstandes noch eine gestaltende Kraft am Werke ist, über die wir uns nicht genügend besinnen. „Sobald der Mensch über eine große Anzahl Bilder verfügt, aus der Erfahrung gewonnen (wie das bei den Formen lebender Wesen der Fall ist), und denkend an diese Erfahrungsmasse herantritt, wird er — gleichviel ob mit oder ohne Bewußtsein — dazu getrieben, durch künstliche Geistesarbeit Ordnung, Klarheit, Zusammenhang in diese Masse hineinzubringen: Gestalten waren es,

die er beobachtet und in der Schatzkammer des Gedächtnisses aufbewahrt hatte; er selber aber tritt gestaltend an sie heran. Dieser Trieb ist daher offenbar ein künstlerischer; er betätigt sich in jeder theoretischen Naturwissenschaft.“ — „Die Verwandtschaft zwischen der metaphysischen Notwendigkeit, die Erfahrungen nach bestimmten Normen zu apperzipieren (auf die ich im vorigen Abschnitt hinwies) und dem eingeborenen ästhetischen Trieb, die in der Natur (unter Mitwirkung jener a priori Bestimmungen) geschauten Formen auf idealistische Typen zurückzuführen, welche Typen nicht die Natur uns bietet, sondern unsere eigene schöpferische Anlage hinstellt — die Verwandtschaft zwischen beiden ist offenbar. Wir werden aber dennoch wohl daran tun, diese beiden Aeußerungen der Geistesbeschaffenheit, welche in subjektiver Weise gestaltend und umgestaltend auf unsere Erfahrungen wirken, auseinander zu halten. Der aus der transzendentalen Idealität unserer Anschauungsformen sich notwendig ergebende subjektive Bestandteil unserer Vorstellungen von Gestalten hat etwas starr Notwendiges, Unabänderliches, außerdem Unergründliches; dagegen ist der ästhetische Trieb zur Typenbildung etwas weit Faßlicheres, wir können hier viel eher dazu gelangen, uns selbst am Werke zu beobachten; denn hier herrscht nicht das starre Einfürallemalige, sondern es zeigt sich eine bedeutende schöpferische Freiheit. Die großen Geister der Menschheit haben verschiedene künstlerische Schemata der Lebensformen aufgestellt, sie haben verschieden gebunden und verschieden getrennt . . . . .“ Von hier aus gelange ich zu einer Betrachtung über das Wesen des Symbolischen, das ich von dem ihm nahestehenden Typischen unterscheide, indem ich im Typus mehr empirische Anschauung und im Symbol mehr künstliche Gestaltung vorwiegend finde. Und nun zeige ich, wie wir bei unseren Klassifikationen der lebenden Wesen Typus und Symbol hin- und herschieben, bis es uns gelingt, das Symbol in den Vordergrund zu bringen, mit dem unser Geist weniger behindert nach eigenem Bedürfnis umgehen kann. Das Gesagte wird an dem Beispiel des sogenannten „Urvogels“ veranschaulicht.

Der vierte Abschnitt — der eigentlich naturwissenschaftliche — ist, wie gesagt, bei weitem der ausführlichste; ich kann darum den Inhalt nur andeuten.

Zunächst wird festgestellt, daß „die vorangeschickten philosophischen Erörterungen den einen Zweck verfolgen: der Anschauung größtmögliche Freiheit zu verschaffen. Gehen wir nun von der Selbstkritik zur Betrachtung der Natur hinüber, so haben wir dieser frei und offen ins Auge zu schauen; gewarnt freilich durch das Vorangehende gegen die vielen Selbsttäuschungen, sonst aber vertrauensvoll und unbekümmert". Auf die Frage, was die völlig unbeeinflußte Anschauung im Reiche des Lebendigen erblickt, antworte ich zunächst: „Die Natur zeigt uns auf dem Gebiete des Lebendigen folgendes: Gestalten. Diese Gestalten besitzen eine gewisse plastische Beweglichkeit, welche sich im Verlaufe des individuellen Lebens wenig, im Verlaufe des durch geschlechtliche oder ungeschlechtliche Fortpflanzung unmittelbar fortgesetzten Daseins manchmal eingreifend kundtut; auch solche Gestalten sehen wir aber trotz aller Beweglichkeit einem ganz bestimmten mittleren Bildungsgesetz gehorsam bleiben — ich verstehe hier unter „Bildungsgesetz" ein Gesetz von Zahl, von symmetrischen Verhältnissen, von Orientierungen der verschiedenen Teile einander gegenüber usw. Wie ein Pendel hin- und herschwingt, diese Fähigkeit aber der Tatsache verdankt, daß es einen festen, unverrückbaren Angelpunkt besitzt, ebenso entnehmen wir aus der Betrachtung der Lebensformen zwei Beobachtungen: ihre Beharrlichkeit und ihre Veränderlichkeit; und zwar ist die Beharrlichkeit das Primäre, überall ausnahmslos Anzutreffende, also offenbar der Ausdruck einer allgemeinsten Tatsache, wogegen die Veränderlichkeit sich erst in zweiter Reihe der Anschauung offenbart, und zwar in sehr wechselndem Maße; denn jeder Naturforscher weiß, daß es bei den jetzt lebenden Pflanzen und Tieren Gruppen gibt, die einer schier endlosen Variabilität unterworfen sind, so daß nicht zwei Sachkenner den Artbegriff bei ihnen in gleicher Begrenzung fassen, andererseits aber weiß er auch, daß viele so stabil sind, daß es der genauesten Beobachtung bedarf, um auch nur eine Spur jener Pendelbewegung bei ihnen zu entdecken; ja, wir finden Gestalten, welche die unermeßlichen Zeiten und die wechselnden Bedingungen mehrerer aufeinanderfolgenden Epochen völlig unverändert durchlaufen. Der menschliche Geist, immer zur Einseitigkeit geneigt, hat zu gewissen Epochen die Beharrlichkeit, zu anderen die Veränderlichkeit seinen Deutungen

des Lebens zugrunde gelegt; wir dagegen wollen versuchen, beides im Auge zu behalten, jedoch unter steter Berücksichtigung der aus der Anschauung sich ergebenden Tatsache, daß die Beharrlichkeit des Bildungsgesetzes das Primäre ist, die Veränderlichkeit das Sekundäre; wollen wir die Natur in ihren Lebensgestalten uns gedanklich deuten, so werden wir dieses Verhältnis nicht umkehren dürfen." — Sodann gehe ich über zu einer Betrachtung des Begriffes einer „Art" und steige von dort aus aufwärts bis zu dem der allgemeinen „Bildungsgesetze", bei denen zunächst das Auffallendste ihre geringe Zahl ist: es gibt nur zwei Reiche des Lebens — die Pflanzen und die Tiere —, nicht zwanzig; und innerhalb eines jeden Reiches finden sich so wenige unterschiedliche Typen, „daß die Finger unserer beiden Hände zur Aufzählung hinreichen". Dies wird mit einiger Ausführlichkeit durchgeführt und dabei hervorgehoben, daß bei der geringen Zahl möglicher Bildungsgesetze für lebende Wesen die Annahme, zwei dem selben Typus angehörige Wesen seien materiell verwandt, jeglicher Wahrscheinlichkeit entbehre; jedenfalls dürfen wir vorderhand daraus nur auf eine „Verwandtschaft in unserem eigenen Geiste" schließen; die reine Anschauung zeugt für weiter nichts, als daß verschiedene Organismen unter dem gleichen Bildungsgesetz entstanden sind. — Dann weise ich auf die vielen auffallenden Analogien zwischen den von allen Forschern als verschieden anerkannten Bildungsgesetzen hin. Eine kurze Selbstbesinnung unterbricht diese naturwissenschaftlichen Ausführungen: „Ich will der Anschauung und dem Denken — beiden — volle Freiheit wahren: nach oben zu will ich mir mein Recht nicht verkümmern lassen, in sämtlichen Gestalten des Lebens ein einheitliches Bildungsgesetz zu entdecken — wenn ich's vermag — und unbekümmert um alle Dogmen der Klassifikatoren; nach unten zu — dort, wo die Anschauung das sichtende Denken überwuchert — will ich es nicht gestatten, daß der zum Artbegriff verdichtete, schematisch-künstlerische Typus als ein Schleier mir sowohl über meine gesunde Anschauung wie über mein gesundes Denken geworfen wird, indem nämlich einerseits das tatsächlich Beobachtete mir von der Wissenschaft unendlich viel einfacher und regelmäßiger dargestellt wird, als es in Wahrheit ist, und andererseits ich zu logischen Schlüssen gezwungen werden soll, für die ich in der angeschauten Natur nicht

den geringsten Anhalt finde, wie z. B. zu der Annahme, daß zwei mehr oder weniger ähnliche Wesen — oder gar zwei unähnliche Wesen — blutsverwandt sein müssen, da ich doch nicht einmal Grund zu der Annahme habe, daß zwei vollkommen identische Wesen eine andere Verwandtschaft besitzen als diejenige, welche mein Denken ihnen beilegt.“

Jetzt folgt eine längere Ausführung, die die Handschrift als „Kernpunkt meiner Auffassung“ bezeichnet; sie wird sowohl theoretisch wie an einer Reihe von Beispielen begründet und veranschaulicht. Es handelt sich um die Erkenntnis, daß Anschauen und Denken bei Betrachtung des Lebens — soll diese Betrachtung der empirischen Erfahrung entsprechen — auf zwei verschiedene Verfahren angewiesen sind, die einander genau diametral entgegenstehen. Die Anschauung wurzelt ganz und gar in der Beobachtung des einzelnen Individuums; jede Verallgemeinerung bedeutet hier zugleich eine Abstraktion — sie mengt Gedanken unter die Anschauungen; und je mehr verallgemeinert wird, um so mehr nimmt dieses gedankliche Element zu. So ist z. B. die Gattung offenbar ein „Gedanke“; noch mehr ist es die Gruppe, und noch weit mehr die Familie, usw. in steigendem Maße. Wobei aber nicht übersehen werden darf, wie sehr schon der Begriff „Art“ schwankt: denn, was der eine Forscher für eine echte Art hält — also als Kollektivname für tatsächlich vorhandene Individuen betrachtet, die er in beliebiger Zahl vor Augen stellen kann, das hält ein anderer Forscher für eine „Gattung“, d. h. für eine Abstraktion des Geistes. Hier nun entdecken wir, daß beim Denken (im Gegensatz zum Anschauen) das Urteil um so begründeter, weil um so stoffreicher ist, je allgemeiner — d. h.: je weiter — der ihm dargebotene Überblick über konkret vorhandene Formen ausfällt. „Wir werden eher imstande sein, etwas Zuverlässiges, Bestimmtes und Inhaltreiches über die Gestaltungsgesetze des gesamten Tierreiches oder einer großen Klasse des Tierreiches auszusagen, als über diejenigen einer Familie, einer Gruppe, einer Gattung oder gar einer Art. Zwar kann die Beobachtung der Natur nur an einzelnen Individuen stattfinden und alle induktive Wissenschaft ist darauf angewiesen, stets vom konkret Vorhandenen auszugehen und erst von da an immer höher zu steigen; das Denken dagegen — also das vernunftgemäße Theoretisieren über das durch

das Anschauen, gefolgt von Induktion, Gewonnene, — das Denken muß den umgekehrten Weg einschlagen, und zwar muß es das aus dem einen hinreichenden Grunde, damit seine Strukturen auf einer möglichst breiten Grundlage der Anschauung ruhen. Je beschränkter der Stoff an konkreter Beobachtungsmenge, um so unsicherer und willkürlicher operiert das Denken. Hieraus folgt nun, daß wir ein Problem wie dasjenige der Gestalten lebender Wesen (heute zumeist als „Entstehung der Arten“ aufgefaßt) nicht am kleinen Ende, sondern am großen Ende anfassen müßten; nicht das Detail einzelner Beobachtungen über die Veränderlichkeit der Tauben usw. kann uns hier den Weg weisen — alle diese empirischen Methoden können nur zu Beobachtungen und immer wieder zu Beobachtungen führen, nicht zu Gedanken und gedanklichem Erfassen —, vielmehr müssen wir mit den allerallgemeinsten Sätzen beginnen, und zwar weil diese die reichsten an Anschauungsstoff sind und dadurch dem Denken die reale Grundlage geben; von hier aus heißt es dann, nach unten zu weiterbauen, so weit es geht.“ Wer uns etwas Zuverlässiges über Wesen und Notwendigkeit der großen Lebenstypen lehrt, wird uns gewaltig fördern; Theorien über die Entstehung der Arten gleichen dagegen einer neoscholastischen Spielerei. Auf dem Boden dieser Überzeugung wird ebenfalls jede Hypothese einer (undarwinischen) Entwickelung, nicht durch Zuchtwahl, sondern aus innerer Gesetzlichkeit — etwa als notwendiger Fortschritt aus dem Einfachen zu dem immer Verwickelteren — abgelehnt. Nicht allein haben wir Menschen kein Urteil darüber, was für die Natur „einfach“ sein mag, sondern es widerspricht die gesamte Anschauung einer derartigen Annahme: von den ältesten geologischen Zeiten an bis zur Gegenwart erblicken wir alle Stufen nebeneinander; von außen kann an die sogenannten einfachen Wesen kein Anreiz zu einer Entwickelung kommen, denn gerade sie sind befähigt, den wechselnden Bedingungen sich leicht anzupassen; herrscht aber ein inneres Gesetz, wie erklärt man es, daß auf jedes einzelne verwickeltere Wesen Milliarden von einzelligen vorkommen?

Der fünfte Abschnitt enthält nur kurze Andeutungen über den voraussichtlichen Einfluß einer derartigen reineren — sowohl anschauungskräftigeren wie gedankentieferen — Auffassung des wissenschaftlichen Lebensproblems auf Politik, Philosophie und Kunst.

Wie flüchtig dieser Bericht auch ist, ich hoffe doch, Ihnen von den Hauptzügen des Gedankengangs eine deutliche Vorstellung gegeben zu haben. Diese Niederschrift stammt, wie gesagt, aus dem Oktober 1896; die folgenden drei Jahre waren durch die Arbeit an den *Grundlagen* über alle Maßen beansprucht. Kaum aber waren die letzten Korrekturen erledigt, als sich die „Lebenslehre“ von neuem regte. Aus dem Sommer des Jahres 1900 besitze ich eine ziemlich umfangreiche Handschrift, die sich an die vorige unmittelbar anschließt — teils Weiterausbau, teils Vertiefung, teils neue Einfälle. Wiederum waren keine Bücher zur Hand — was auch etwas für sich hat; es sind Briefe aus dem Tiroler Hochgebirge, an eine geistig bedeutende Freundin gerichtet, die das Gardoneschriftchen mit regem, aber kritischem Interesse aufgenommen hatte.

Eine interessante Ausführung gilt hier der Frage: was mögen wohl Ähnlichkeit, Verwandtschaft usw. für die Natur im Unterschied vom Menschen bedeuten? Offenbar etwas sehr Verschiedenes. Welche menschliche Phantasie würde Kaulquappe und Frosch, Raupe und Schmetterling für verwandt, geschweige für ein und das selbe Wesen halten? Ihnen als Fachmann ist bekannt, welche noch weit „tollere“ Fälle der Generationswechsel bei den Krebsen und den Tunikaten sowie bei allen Abteilungen der Kryptogamen hervorbringt. Hieraus folgt nun mit zwingender Notwendigkeit, „daß eine Lebensgestalt — gerade d u r c h ihre besondere Gestalt und d a n k ihrer besonderen Gestalt — die Befähigung zu anderen Gestalten überzugehen in sich trägt“. Auf diesem Wege gelangt man zu der Erkenntnis: „Eine Änderung der Körpergestalt kann eine Bewahrung der Körpergestalt bedeuten, und angebliche Variationen und Evolutionen, welche aus dem geologischen Zeugnis gefolgert werden, können d e n s t ä r k s t e n a l l e r B e w e i s e f ü r d i e u n ü b e r w i n d l i c h e B e h a r r u n g s k r a f t d e r G e s t a l t a b g e b e n“. Eine andere Betrachtung gilt der Wahrscheinlichkeit, daß, wo wirklich „Evolution“ im Sinne Darwin’s und der menschlichen Zuchtwahl vorkommt, sie immer zum Untergang der betreffenden Geschöpfe führt — namentlich weil die „Übertreibung“, sei es eines Organs, sei es des Körpergewichtes u. dgl., infolge des Gesetzes der Korrelation andere Organe nach und nach unbrauchbar macht oder unerfüllbare Lebensbedingungen schafft (z. B. die Not-

wendigkeit ungeheurer Mengen an Nahrung). Von den angedeuteten Beispielen will ich hier nur die Dinosaurier nennen. . . . Einige Jahre später fand ich ähnliche Gedanken, breiter ausgeführt, in Lalande's *La Dissolution.* Es scheint mir auch heute höchst wahrscheinlich, daß Evolution nie etwas anderes bedeutet hat, als eine *course à la mort.*

Ganz witzige Einfälle finde ich hier und auch in späteren Notizen über mögliche Beziehungen zwischen Stoffmasse und Energiemenge innerhalb einer Lebensgestalt; es scheinen in der Tat Beziehungen hier zu herrschen, die nur aus einem Lebensgesetz erfolgen können, da Stoff und Energie unbegrenzt vorhanden sind.

Wichtiger, weil aus lauter unbegrenzter Anschauung geschöpft, ist eine eingehende Abhandlung über die allseitige Abhängigkeit aller Erscheinungen des Lebens voneinander. Der vor vierzig Jahren aufgekommene Begriff der S y m b i o s e, der ursprünglich nur — im Gegensatz zu dem Begriff des „Parasitismus" — andeuten sollte, daß verschiedengeartete Wesen aufeinander angewiesen sein können, läßt sich nach unserer heutigen Einsicht so weit ausdehnen, daß man sich wohl fragen darf, ob überhaupt Leben ohne Symbiose möglich ist. Wir haben als erste große Erfahrung die „symbiotische" Tatsache: Tierreich und Pflanzenreich setzen sich gegenseitig streng voraus, indem nämlich keines von beiden ohne das andere bestehen kann. Das ist schon merkwürdig genug und gibt mehr zu denken als alle Entwickelungshypothesen. Diese gegenseitige Abhängigkeit läßt sich aber auf tausend Wegen überallhin verfolgen. Um nur das eine zu nennen: wir wissen heute, daß wir Menschen sowie die anderen höheren Wirbeltiere ohne den Beistand einzelliger Mikroorganismen unsere Lebensverrichtungen nicht zu vollführen vermögen. So erweisen sich denn diejenigen Organismen, welche die Evolutionstheoretiker für „niedere Stufen" der angeblich „höheren Stufen" halten, als diesen ebenso unentbehrlich, wie die höheren es den niederen sind. Da muß man denn wirklich ausrufen: es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als was die Evolutionsphilosophie sich träumen läßt! Ich bin überzeugt, je reicher unsere Anschauung und dadurch auch unser Wissen vom Leben wird, um so deutlicher wird dieses als eine Einheit anerkannt werden, innerhalb welcher nicht allein die Individuen, sondern auch die Gesamtheit

der Gestalten derartig beziehungsreich miteinander und untereinander verknüpft sind, daß jede Änderung an einem Orte Änderungen an hundert anderen, noch so entfernten Orten — als Wirkung einer höheren Korrelation — veranlaßt.

Um Sie nicht zu ermüden, übergehe ich eine ganze Reihe anderer Einfälle — u. a. einen, der mir heute viel Spaß macht, indem ich hier, naturwissenschaftlich gefolgert, eine Einsicht vorgebildet finde, die sich mir später aus dem eingehenden Studium der Persönlichkeit Goethe's — also gleichsam vom entgegengesetzten Ende der Betrachtung aus — ergab: daß nämlich, was wir an einem Lebewesen als das Individuelle auffassen, gerade die Kundgebung des Nichtindividuellen, d. h. also des Außer- und Überindividuellen ist. Nein! den Schlußabsatz dieser Ausführungen muß ich Ihnen doch mitteilen: „Es wird sich herausstellen, daß nur dort, wo das Einzelwesen sich gegen die zerstörenden Einflüsse von Stoff und Kraft wehrt, es (im eigentlichen Sinne des Wortes) individuell, nämlich rein für sich, das eigene vergängliche Sein behauptend, auftritt, — daß dagegen jede reine, produktive, zeugende, von Leben zu Leben führende Betätigung der Ausdruck des allgemeinen, überindividuellen Lebensgestaltungsgesetzes ist. In je höherer Potenz sich Persönlichkeit uns offenbart, um so klarer erblicken wir das Überpersönliche. Die Wirkungsweise des Genies (wie Kant mit Recht lehrt) ist die der Natur, sie ist ein Gesetzmäßiges, Notwendiges — im Gegensatz zu der minder reicher Geister, bei denen das Element der Willkür und d. h. des rein Individuellen (nicht Allgemeinen, nicht Allgemeingültigen) vorwiegt. Eine Persönlichkeit ist um so bedeutender, je durchsichtiger sie für das Überpersönliche ist; sie ist um so freier, je notwendiger ihr Denken und Handeln."

Fast muß ich befürchten, in den Fehler verfallen zu sein, zugleich zu viel und zu wenig über diese Vorahnung einer neuen „Lebenslehre" gesagt zu haben: zu viel für Ihre Geduld und zu wenig, um dem Gedankengang einigermaßen gerecht zu werden. Doch hoffe ich viel von Ihrer mir bekannten genialen Intuition und viel von dem durchdringenden Interesse, das Sie stets jedem Lebewesen zu widmen bereit sind — also gewißlich auch mir.

Hier, wo wir die Evolutionsfrage streifen, lassen Sie mich eine ergötzliche Anekdote einschieben, die auf die *„comédie humaine"*

der Wissenschaft unserer Zeit ein grelles Licht wirft; sie bezieht sich auf das Jahr 1903, doch kommt es auf den sachlichen Zusammenhang allein an.

Im Juli des genannten Jahres hatte ich für einige Tage auf meiner geliebten Schynigen Platte im Berner Oberland Wohnung genommen. Bei Tisch geriet ich mit einem hochbetagten, etwas korpulenten, aber äußerst lebhaften Franzosen in ein Gespräch, das immer mehr auf naturwissenschaftliches Gebiet überging und zuletzt anthropologische Fragen in einer Weise zur Erörterung brachte, daß ich kaum zweifelte, einen Fachmann vor mir zu haben. Ich beeilte mich, mein Laientum, zugleich meine weitgehende Skepsis in bezug auf die heute dogmatisch vorgetragenen „Ergebnisse" zu betonen, und schloß mit den Worten: „Seit dem beklagenswerten Tode des Ethnographen Heinrich Schurz gibt es einen einzigen Anthropologen, in dessen Objektivität ich Vertrauen setze und den ich darum stets zu Rate ziehe, Paul Topinard." Wie eine elastische Kugel schnellte der alte Herr in die Höhe und reichte mir über den Tisch die Hand: *„Paul Topinard, c'est moi!"* Die Augen strahlten ihm vor Freude und wir waren fortan bis zur Abreise, die wir gemeinsam antraten, unzertrennlich. Immer mehr rückte er mit den Gedanken *„de derrière la tête"* hervor, denn ich hatte sein Vertrauen ganz gewonnen; und so geriet ich in ein wachsendes Staunen über die Art, wie er nicht nur den eigentlichen Darwinismus als eine völlig unhaltbare und unter aufrichtigen Forschern eigentlich nicht mehr diskutable Hypothese behandelte, sondern auch so viele Argumente gegen die Annahme einer Evolution der Lebewesen durch Übergang einer Gestalt in eine andere vorzuführen wußte, daß dieser Gedanke einem recht abenteuerlich, wenn nicht gar leichtsinnig erscheinen mußte. Komisch wirkte aber die Art, in der er die Evolution immer zuerst als gesicherte Lehre vorauszusetzen schien, um dann nach und nach ihre Annahmen als nichtig nachzuweisen, komisch auch sein Schreck, wenn ich mit derberem Geschütz gegen diese Afterreligion unserer Tage auffuhr. Eines Tages nun spazierten nach dem Abendessen die etwa dreißig Gäste des Hauses auf der Terrasse auf und ab — Topinard und ich wie gewöhnlich in wissenschaftliche Themata vertieft; er hatte wohl bei Tisch Wein getrunken, auch mag die nächtliche Stunde, indem sie die umgeben-

den Tagesgespenster halb auslöschte, das ihrige dazu beigetragen haben, ihn noch offenherziger zu machen: unter der Fülle der Tatsachen, die er anzuführen wußte, und unter einem wahren Regen von Sarkasmen, der über die wissenschaftlichen Götzen niederging, stürzte das ganze Truggebäude zusammen. Ich konnte mein Staunen nicht verbergen und rief aus: „So glücklich ich auch bin, Sie in dieser Weise urteilen zu hören, indem alles, was Sie sagen, mit meinen innigsten Überzeugungen übereinstimmt, so kann ich mich doch über einen Punkt nicht beruhigen; denn ich müßte sehr irren, oder Sie waren einer der allerersten Verbreiter des Darwinismus in Frankreich und bekannten sich auch späterhin, wenn auch vielleicht nicht zur orthodoxen Lehre, so doch zum Dogma der Evolution.“ Topinard blieb mit einer gebieterischen Bewegung stehen, trat dann dicht an mich heran, hielt die Hand vor den Mund und sprach im energischen Flüsterton mir ins Ohr: *„Oui, oui, sans doute! Mais vous savez — cela n'est pas vrai!“* Das geschriebene Wort ist unfähig, den Reichtum wiederzugeben, den die besondere Betonung diesen Worten verlieh: das Hastige des *„oui, oui sans doute“*, als wolle er sagen, verschonen Sie mich um Gottes Willen mit der Erinnerung an meine Dummheiten; dann nach dem *„mais“* eine Pause, gefolgt von dem zögernden *„vous savez“*, worauf plötzlich und vulkanisch hervorbrach das *„cela n'est pas vrai!“* — diese letzten Worte in der charakteristischen, breiten Pariser Aussprache, die man *le parler gras* nennt, wodurch das *„pas“* ein entscheidendes Gewicht gewann. Mit meiner Erzählung bin ich aber noch nicht zu Ende, denn trotz der Vorsicht mit der aufgehobenen Hand hatte doch eine Dame, die mit Mme Topinard in Hörweite promenierte, und die lieber an dem wissenschaftlichen Gespräch teilgenommen hätte, von seinen Worten etwas erlauscht und trat jetzt mit der Bemerkung heran: *„Comment donc M. Topinard, vous ne croyez pas à la vérité de la doctrine de l'évolution?“* Dem Gelehrten war diese Dazwischenkunft — ich merkte es an seinen Gesichtszügen — höchst unangenehm, doch faßte er sich im Nu und gab ein unvergeßliches Beispiel echt französischer Geistesgegenwart, indem er eine Antwort erteilte, die so Tiefsinniges zu enthalten schien und zugleich so schwer Faßliches, daß darauf Schweigen folgte — ein Schweigen, das er benutzte, um dem gefahrdrohenden Verhör zu entweichen, indem er

die Entscheidungen betreffend die geplante gemeinsame Reise aufs Tapet brachte. Eine Verwandlung des ganzen Menschen hatte stattgefunden; der vollendete Schauspieler — den jeder Franzose in sich birgt — stand plötzlich vor uns; er trat einige Schritte zurück, wendete zu dem wunderbaren Sternenhimmel, der sich jetzt über unseren Häuptern aufgetan hatte, den Blick empor, und, mit einer großartigen Bewegung der rechten Hand, als umfasse er das gesamte Weltall, rief er laut und pathetisch: *„O madame! dans l'ordre cosmologique, je ne dis pas!“* Dieses *cos-mo-lo-gique* hätten Sie aber mit Ohren hören müssen, wie es donnergleich herausgerollt kam, die wißbegierigen Umstehenden zu stummem Staunen bannend.

Finden Sie diesen Vorfall nicht charakteristisch für unsere Zeit und darum wert, unvergessen zu bleiben? Als Lehrer der akademischen Jugend mußte Topinard vortragen, was er für unwahr hielt; auch den gelehrten Kollegen gegenüber und in seinen Büchern wagte er es nicht, seine Überzeugung zu bekennen, wohl wissend, daß, sobald er es täte, er der allgemeinen Verfemung verfiele und seine Spezialarbeiten unbeachtet bleiben würden. So sah die vielgerühmte „Freiheit der Wissenschaft“ ums Jahr 1900 herum aus! Nichts ist dem Menschen so teuer wie seine Dogmen; und da die durchschnittliche Geistesebene heute — infolge verschiedener Umstände — tiefer liegt als in den vorangegangenen vier Jahrhunderten, so kommt er mit widerspruchsvollen und flachen aus.... Doch genug davon! Lassen Sie mich wieder anknüpfen und mit meiner Erzählung fortfahren.

*

Um den biographischen Faden nicht ganz aus der Hand gleiten zu lassen, schalte ich folgendes — teils als Wiederholung, teils zur Ergänzung — hier ein. Anfang 1892 hatte ich, wie Sie sich erinnern, zu schreiben begonnen; bis Ende 1895 galt meine Tätigkeit vornehmlich Richard Wagner. Als mein größeres Wagnerwerk kurz vor Weihnachten 1895 erschienen war, nahm ich sofort die Arbeit über den Wurzeldruck in die Hand, die mich das ganze Jahr 1896 hindurch in Anspruch nahm. Inzwischen war die Allgemeine Einleitung zu den *Grundlagen* (in der ersten, um ein Drittel

längeren Fassung) im Juni 1896 entstanden. Ende Oktober 1896 weilte ich in Gardone und schrieb den kleinen Schattenriß zur *Lebenslehre.* Von dort eilte ich nach Wien zurück, wo wir mit den Kurventafeln zur *Sève ascendante* noch nicht ganz im reinen waren, und zugleich um eine Reihe literarischer Verpflichtungen schnell zu erledigen, ehe ich mich auf die *Grundlagen* warf: die umfangreichste dieser Arbeiten war die für die *Revue des Deux Mondes* über Heinrich von Stein, die später, in Buchform umgearbeitet und durch Beiträge von Professor Poske bereichert, in München herauskam. Zu Beginn des Jahres 1897 erschienen auch die *Recherches sur la Sève ascendante.* Und so hatte ich mich endlich durchgerungen und konnte am 1. April 1897 die *Grundlagen* zu schreiben anfangen; am 31. Oktober 1898 zog ich den Schlußstrich. Revision und Drucklegung beanspruchten noch ein Jahr.

Das Glück des Schreibens hatte nunmehr mein Wesen dermaßen erfaßt, daß ich nicht mehr davon lassen konnte. Sofort nach Beendigung der dreijährigen Arbeit an den *Grundlagen* ging ich an die Ausführung eines schon früher entworfenen *Goethe-Registers,* das ich mir jetzt halb als Nachschlagebuch zu Hauptstellen in Goethe's sämtlichen Schriften, Briefen und Gesprächen, halb als eigenes Werk über Goethe dachte. Ob dieses Zwischending lebensfähig gewesen wäre, weiß ich nicht; mich hat jedenfalls der darauf verwendete Fleiß in meiner Kenntnis Goethe's bedeutend gefördert. Noch im Frühling 1900 wurde aber dieses in den ersten Anfängen steckende, weitläufig angelegte Unternehmen urplötzlich durch die Vornahme des Kantbuches unterbrochen. Oft hatte ich davon geträumt, etwas im Interesse einer besseren Erkenntnis dieses von mir innig verehrten, heldenhaften Denkers in ausgedehnteren Kreisen beizutragen; doch schwebte das Vorhaben gestaltlos in weiter Ferne. An einem bestimmten Tage nun (27. April), zu einer bestimmten Stunde (nachmittags 3½ Uhr), an einem bestimmten Ort des achten Wiener Bezirkes (unfern Reichert's optischer Fabrik) fiel mir mit der Plötzlichkeit eines Blitzschlages die Grundidee zu der Anlage meines Kantbuches ein, und zwar mit so gebieterischem Ungestüm, daß ich umkehrte und nach Hause rannte, was mich die Beine nur tragen konnten, um stehenden Fußes an die Arbeit zu gehen. Freilich gab es noch viel zu tun, bis diese Eingebung fertige Gestalt gewann —

dazu dienten stundenlange Wanderungen im Schönbrunner Park an den folgenden Tagen. Ich ruhiger Mensch hatte etwas von einem Besessenen; und da ich die sechs Vorträge mir ganz kurz und allgemein verständlich dachte, zweifelte ich nicht, sie in wenigen Wochen zu vollenden. In der Tat schrieb ich — wie mein Tagebuch es bezeugt — den ersten Vortrag in sechs, den zweiten in zehn Tagen! Schon am 9. Mai las ich zwei Freunden die große Vorrede und den Goethevortrag vor, kurz darauf auch den Leonardovortrag — alles in erster Fassung. Gerade das Mißverstehen wichtiger Punkte durch diese Freunde klärte mich über gewisse Selbsttäuschungen auf, zeigte mir die Notwendigkeit, ausführlicher zu verfahren, und führte zu dem Einfall, in jedes Kapitel einen Exkurs einzuschieben, fähig, die vollkommene Veranschaulichung des abstrakt Gedachten zu verwirklichen. Es hat sechseinhalb Jahre Arbeit gekostet, bis das Buch fertig gedruckt vorlag.

Inzwischen hatte ich noch vor Vollendung des *Kant* — im August 1904 — mein Goethe-Buch in seiner jetzigen Gestalt entworfen und die „Vorrede" geschrieben. Auch die Entstehung dieses Entwurfes interessiert vielleicht den Biologen. Ich weilte auf der oft von mir besuchten Walliser Torrentalp, 2440 Meter über dem Meeresspiegel; da der Morgen glorreich tagte, war ich um 5 Uhr aufgestanden, hatte meine Gletscherschuhe angezogen und von meiner Eispicke das Lederfutteral abgestreift; während ich schnell eine Frühstärkung genoß, schickte ich das Mädchen mit dem Rucksack in die Küche, daß man mir Proviant hineintäte für die Tageswanderung, die ich ungesäumt anzutreten gedachte. Indem ich nun an meinem Fenster saß und beglückt - sehnsüchtig die strahlenden Berge betrachtete, wobei mein Herz — wie das jedem begeisterten Bergsteiger vor dem Aufbruch ergeht — schneller schlug, da trat völlig unerwartet der Plan meines *Goethe* mir vor den Sinn! Ich ergriff schnell ein Blatt Hotel-Briefpapier, auf dem — des größeren Eindruckes wegen — die im Süden prangende Weißhorn-Matterhorn-Monte Rosakette nach Norden verlegt ist, mit der Absicht, in eiligen Stichworten die Hauptzüge festzuhalten, ehe ich den Marsch anträte. Doch so schnell ging das nicht: der Einfälle waren zu viele, außerdem floß mir die ganze Einleitung in die Feder, sowie wichtige Teile des ersten Kapitels und Leitgedanken zu den anderen. Den

lieben langen Tag blieb ich in meinen Nagelstiefeln schreibend an jenem Fenster! Um nicht durch Gespräche gestört zu werden, mied ich die Mittagstafel und verzehrte denkend und schreibend die Vorräte aus meinem Rucksack. Als am nächsten Tag ein Freund zum Besuch eintraf, konnte ich ihm über eine Stunde lang, zum Teil ganz fertige Dinge vorlesen. . . . Noch hatte ich mich zwei Jahre zu gedulden, bis der (durch den Wunsch, unmißverständlich klar zu sein) stattlich angewachsene *Kant* endlose Male Wort für Wort revidiert und dann gedruckt war. Und als ich im Herbst 1906 mich daran machte, den *Goethe* zu schreiben, ging es zwar flott von statten, doch merkte ich bald, daß ich den Stoff nicht genügend in allen seinen Teilen beherrschte — so hatte ich z. B. die berühmten Briefwechsel wiederholt gelesen, nicht aber die 50 Bände Briefe der Weimarer Ausgabe durchstudiert. Hieran ging ich nun und holte das Versäumte gründlich nach. Die eingehende Beschäftigung mit Goethe ist vielleicht das größte Glück, das einem Menschen auf dieser Erde zuteil werden kann; trotzdem mein Schicksal mir gerade damals schmerzliche Prüfungen auferlegte, denke ich an die Jahre dieses Befassens — das bis zum Herbst 1912 währte — wie an einen Vorgeschmack der Gefilde der Seligen zurück.

Daß ich in dem Zusammenhang dieses Briefes auch von den drei Werken — *Grundlagen, Kant, Goethe* — spreche, bedarf gewiß Ihnen gegenüber keiner erläuternden Entschuldigung. Denn nicht allein ist in allen drei viel von Natur und viel von Wissenschaft der Natur die Rede, sondern sie sind alle drei aus einem Geiste der Naturbetrachtung geboren, den gewiß nur eine lebenslange Versenkung in diese — vielen Menschen so fernliegende — Welt, sowie eine fachmännische Ausbildung erzeugen konnte. Als Wiesner das erstemal mit mir über die *Grundlagen* sprach, betonte er vor allem: „Dieses Werk konnte nur von einem Naturforscher geschrieben werden"; und kein Ausspruch über den *Kant* hat mich mehr gefreut als das Wort Keyserling's: „Der Brunovortrag ist der erste Versuch einer Biologie der Philosophie". Damit hat der geistvolle Mann den Nagel auf den Kopf getroffen und den Weg zu einer noch tieferen Einsicht gebahnt.

Die Geschichte als eine Wissenschaft zu bewerten, halte ich nämlich für einen bedauerlichen Urteilsfehler; denn Wissen-

schaft ist die Auffindung ewiger Gesetzmäßigkeit, und Geschichte ist die Schilderung uferloser Willkür und unaufhörlichen Zufalls. Darum müssen beide — Geschichte und Wissenschaft — von einander streng geschieden werden. Geschichte kann nur der Künstler gestalten; denn es gehört Gewaltsamkeit dazu, dem Vorüberfließenden Halt zu gebieten und dadurch — genau so wie der Poet es tut — dem Chaos des Geschehens den Stempel der Gestalt aufzudrücken. Mit Recht sagt darum der Dichterseher:

Where history's pen its praise or blame supplies,
And lies like truth, and still most truly lies.

„Wahrheit" in dem wissenschaftlichen Sinne des Wortes läßt sich aus tausend Akten und Zeugnissen nicht herausdestillieren — denn immer fehlen zehntausend andere, immer handelt es sich um subjektive, oft um erlogene Berichte, nie kann man die Ereignisse wiederholen, um durch Beobachtung und Experiment den Dingen auf den Grund zu kommen. Wie Byron oben sagt: immer bleibt Geschichte eine die Wahrheit nachahmende Erdichtung, die nie wirkliche „Wahrheit" werden kann. Herodot und Gibbon sind unsterblich: einfach wegen der Aufnahmefähigkeit ihres Gemütes und der unerhörten Gestaltungskraft ihres Geistes. Wenn Deutschland auffallend arm an Historikern von unvergänglicher Bedeutung ist, so liegt der Grund wahrscheinlich in dem genannnten Irrtum: in Deutschland darf der beglaubigte Fachmann allein Geschichte schreiben, was genau das selbe ist, als wenn der Kunstgelehrte allein Bilder malen dürfte. Sie selber, verehrter Freund, haben in Ihren biologischen Schriften mehr als einmal auf den grundsätzlichen Unterschied hingewiesen zwischen einer Betrachtung der Lebensphänomene in der Zeit und einer Betrachtung im Raume: aus letzterer allein, so lehren Sie, ergibt sich Gestalt, erstere führt zu etwas, was Sie ebenso kühn als glücklich Melodie nennen. Wir wollen nicht Haarspalterei darüber treiben, ob man nicht von einer Melodie sagen dürfe, sie habe Gestalt, noch wollen wir Goethe und Walter Pater verdammen, wenn sie gelegentlich alle schöne Gestalt als Musik auffassen und gar einen hellenischen Tempel „singen" hören; einzig auf diejenige Erkenntnis kommt es an, auf die Sie mit der Ihnen eigenen Klarheit hinweisen: daß aus der zeitlichen Folge

sich niemals „Gestalt" in dem eigentlichen, greifbaren, anschaulichen Sinne des Wortes ergibt. Die Zeit gebiert Gestalt, und die Zeit vernichtet Gestalt; die Gestalt „i s t" aber einzig in der Gegenwart — mit anderen Worten, im Raume. Denn in einem gewissen und sehr wichtigen Sinne des Wortes können wir definieren: der Raum ist die zum Stillstand gebrachte, beziehungsweise die als stillstehend gedachte Zeit. Dieser Standpunkt ist zugleich derjenige, auf welchem alles Ewige steht — gleichviel ob als ewiges Gesetz der Natur oder als ewiges Gesetz des Künstlergenies. Hierin besteht nun für mich die eigentliche Verwandtschaft zwischen Wissenschaft und Kunst: von dem *panta rhei* gibt es keine Wissenschaft; erst müssen die Erscheinungen zum Stehen gebracht werden, dann erst kann Wissenschaft ent-stehen. Darum halte ich es für ein ebenso wissenschaftliches wie künstlerisches Beginnen, wenn ein Mann die gesamte Vergangenheit in die Gegenwart einbezieht, also alle Geschichte unter der Perspektive des einen einzigen Heute erschaut und daraus die Befähigung schöpft, sie zu gestalten; und das ist es, was ich in den *Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts* versucht habe. Genau das Gleiche gilt aber von meinen Büchern über Richard Wagner, Kant und Goethe: indem ich die historische Bedingtheit dieser Großen als ein Nebensächliches behandelte, den Wandlungen ihres eigenen Werdens ebenfalls nur insofern Beachtung schenkte, als hierdurch der ewige, zeitlose Kern der Persönlichkeit klarer erblickt wurde, glaube ich rein wissenschaftlich — im Gegensatz zu historisch — verfahren zu sein. Mancher Kritiker soll von meinen Schriften gesagt haben, ihre Eigenart sei dem Umstand zuzuschreiben, daß ein geborener Engländer deutsch schreibe; etwas Wahres mag darin liegen; weit entscheidender ist aber, daß ein von Jugend auf in die Betrachtung der Natur Versenkter, später in der wissenschaftlichen Erforschung ihres Wesens und Waltens Geübter, sich in reifen Jahren — ohne eigentlich diesen Standpunkt zu verlassen — der Betrachtung der Natur in der Menschheit und in einzelnen hervorragenden Menschen zuwandte. So hat z. B. der Versuch, die Persönlichkeit Immanuel Kant's durch den eingehenden Vergleich mit Persönlichkeiten aus den verschiedensten Zeitaltern plastisch herauszuarbeiten mit „Geschichte" — wie man das Wort gemeiniglich versteht —

nichts zu schaffen; um so mehr mit Wissenschaft. Das Wissen um ein Phänomen der Natur wird hier vermittelt, nicht das Wissen um tausend Nebensächlichkeiten der Schicksalsmelodie. Beim reinen Denker — der gleichsam ein Gegenstück zu der rein gestaltenden Natur bietet — ließ sich dies vollkommener durchführen als bei dem sein Leben lang gegen die umgebende Welt den Heldenkampf führenden Wagner, oder bei dem seine ganze Umgebung sich assimilierenden Goethe; doch der Augenpunkt bleibt genau der gleiche: das inbrünstige Bestreben des Verfassers geht auf die Herausschälung des Zeitlosen, das heißt, der Gestalt — und dieses bedeutet ein wissenschaftlich-künstlerisches Bestreben.



Wollen Sie mir gestatten, noch einer kleinen wissenschaftlichen Schrift zu gedenken, die im Sommer und Herbst des Jahres 1907 nebenbei entstand, und die infolge ihrer Unzugänglichkeit so gut wie unbekannt geblieben ist? Sie trägt den Titel *Goethe, Linné und die exakte Wissenschaft der Natur* und entstand als Beitrag zu der *Wiesner-Festschrift,* die dem Gelehrten von Freunden und Schülern zu seinem siebenzigsten Geburtstag im Januar 1908 überreicht wurde. Die wenigen Sonderabzüge waren sofort vergriffen, und die umfangreiche Festschrift ist nur in botanischen Bibliotheken anzutreffen. Linné, sowie überhaupt das eine Zeitlang so sehr verkannte wissenschaftliche Denken des achtzehnten Jahrhunderts, bildete einen unerschöpflichen Gesprächsstoff zwischen Wiesner und mir; er — der Physiolog — hat zu wiederholten Malen eingehend und tief über die gewaltige Lebensarbeit des großen Systematikers geschrieben. In edle Wut war er geraten bei dem Geschreibsel eines Botanikers im Goethe-Jahrbuch, der Linné's wissenschaftliche Leistungen als „geistloses Handwerk" zu bezeichnen sich erdreistete. Dies gab den Anstoß zu meiner kleinen Arbeit, die, wenn sie auch sonst völlig unbeachtet blieb, mir Wiesner's besonders warmen Dank und seine dauernde Freude einbrachte. Es ist mir gelungen, nachzuweisen, daß Goethe sowohl die Bezeichnung „Metamorphose", wie auch die leitenden Gedanken, von denen er ursprünglich ausging, durch An-

regung Linné's empfing. Daran knüpfe ich Mitteilungen über Linné's Annahme einer „Transmutation“ der Arten und mache darauf aufmerksam, daß er nicht den Begriff der Art, sondern den der Gattung in den Mittelpunkt stellt — was geradezu grundlegende Bedeutung besitzt, wie ich es oben bei Besprechung meiner Lebenslehre fühlbar zu machen suchte, indem das Denken, soll es feste Wurzeln schlagen und nicht der Willkür preisgegeben bleiben, mehr Anschauungsstoff braucht, als die Art ihn bietet. Dies führt zu einer kurzen, grundsätzlichen Betrachtung des Verhältnisses zwischen Goethe's Art, die Natur anzuschauen und derjenigen der exakten Wissenschaft. Aus diesem Schlußteil möchte ich einige Sätze anführen:

„Empirisch ist das Verfahren beider — Goethe's und der Wissenschaft; denn beide gehen von der Beobachtung der Natur aus und lehnen jegliche *a priori*-Erwägung ab. Goethe aber sucht Ideen, Ideen von solcher Leuchtkraft, daß die beobachteten Tatsachen gleichsam durchsichtig werden und auch das Verborgene an ihnen sich dem Auge unmittelbar offenbart; wogegen die Wissenschaft bestrebt ist, die Tatsachen unter Begriffe zu subsumieren, um desto leichter darüber nachzudenken und sie desto vollkommener dem kombinierenden Menschengeiste zu assimilieren. . . .

Bildlich ausgedrückt: der Standpunkt unserer exakten Wissenschaft ist ein peripherischer; immer strebt sie über eine letzte Grenze hinaus; ‚leerer Raum und darin kontinuierliche Bewegung‘ ist ihr Ideal; sie ist gleichsam *à cheval* auf der Trennungslinie zwischen einer zwar im Tatsächlichen festgegründeten, doch möglichst abstrakten Empirie und einer möglichst an empirischen Inhalt angegliederten, exakten Abstraktion. Goethe's Standpunkt hingegen ist ein zentraler, ringsumher von konkreter, sinnenfälliger Tatsächlichkeit umgürtet, und die ‚exakte sinnliche Phantasie‘ ist es, die von diesem Mittelpunkt aus organisierend ausstrahlt: ‚Leben erst muß Leben geben‘. Es ist der Gegensatz von Organisieren und Schematisieren, und darum sind die Einheiten in dem einen Falle Ideen, in dem anderen Begriffe. . . . Was nicht übersehen werden darf, ist folgendes: die Einseitigkeit jener Wissenschaft, die heute einen wachsenden Bestandteil unseres geistigen Lebens ausmacht, läßt eine Ergänzung immer dringender erscheinen. Das unerwartete Wiederauflodern religiöser Schwärmerei und kindischen Aberglaubens ist

ein Symptom der drohenden Gefahr. Kant's Kopernikanische Tat der Erkenntniskritik hat die Unfruchtbarkeit aller rein metaphysischen Spekulation ein für allemal nachgewiesen, den Instinkt aller echten Naturforscher somit rechtfertigend; ohne Synthese aber und ohne ein Etwas, das ich als neue innige Anknüpfung an die Natur bezeichnen möchte, die als Jungbrunnen für Gemüt und Phantasie zu dienen hat, steuern wir ins Chaos und in ein an Kenntnissen reiches, an Ideen armes Greisentum. Was Goethe bietet, ist nun gerade diese Ergänzung der Wissenschaft — nicht ihr Gegenteil, sondern ihr Gegenstück, nicht ihre Verleugnung, sondern eine neue Methode, die im Interesse der Kultur unerläßliche, infolge der zunehmenden Stoffmenge immer dringender geforderte Synthese nicht mehr auf metaphysischem, sondern auf konkretem Wege herzustellen.... Wollte man das Neue auch durch einen neuen Namen bezeichnen, was bisweilen zur Klärung der Vorstellungen beiträgt, so würde man vielleicht dieses eigentümliche Durchschauen der Natur, wodurch Goethe die Mannigfaltigkeit zu Einheit zaubert, im Gegensatz zur Metaphysik eine Diaphysik heißen."

Noch ein Unternehmen darf nicht unerwähnt bleiben, das meine Gedanken seit etwa fünfzehn Jahren immer von neuem beschäftigt und mehr als einmal zu umfangreichen Vorbereitungen geführt hat, ohne bis jetzt über einen embryonischen Zustand hinaus zu kommen. Es handelt sich um eine *Einführung in die Betrachtung der Natur für Nichtgelehrte,* doch — wie Sie erraten werden — als das Gegenteil der heute geläufigen populären Darstellungen gedacht. Mir schwebt die Hoffnung vor, denkende Menschen, die über naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht verfügen, dennoch in Geist und Methodik der Naturwissenschaft einzuweihen. Hierzu müssen sie die den verschiedenen Wissenschaften zugrunde liegenden begrifflichen Voraussetzungen kennen lernen, sowie die aus der Gattung zwischen diesen Voraussetzungen und der Beobachtung gewonnenen grundlegenden Tatsachen-Annahmen. Nur auf diesem Wege läßt sich ein Einblick in die Werkstatt der Wissenschaft vermitteln, und dies allein besäße einen bildenden Wert, wogegen die sogenannten „Ergebnisse" die Leute nur verdummen, indem sie sich daran gewöhnen, dogmatisch vorgetragenen Behauptungen Glauben zu schen-

ken, ohne irgendeinen Maßstab zur Hand zu haben, der ihnen behilflich wäre, sich über Wert und Wahrscheinlichkeit des Vorgetragenen ein Urteil zu bilden. Unsere Popularschriftsteller stellen tausendfach gesicherte, täglich von neuem nachweisbare Tatsachen neben Möglichkeiten, Theorien, Hypothesen, Träume, unsinnige Annahmen, leere Wortbildungen — alles kunterbunt durcheinander auf einer Fläche: und das soll die sakro-sankte „Wissenschaft" des 20. Jahrhunderts sein! Wahrlich, es wäre der Mühe wert, die Sache einmal anders anzufassen!

Aus einer größeren Anzahl der mir vorliegenden Titelentwürfe teile ich Ihnen zwei mit, geeignet, Ihnen eine deutliche Vorstellung meines Vorhabens zu vermitteln:

Die Natur
Eine kritische Sichtung der elementaren Hauptbegriffe
unserer Naturwissenschaften:
Als Vademekum für Anfänger.

So lautet der eine Titelentwurf; hier der zweite:

Die Natur
Kurze kritische Übersicht der elementaren Grundvorstellungen
unseres wissenschaftlichen Mythos:
Den Uneingeweihten ein Pfadweiser.

Aus einem vielleicht allzu naiven Grunde will ich Ihnen nicht alles verraten, was ich betreffs dieses Buches auf dem Herzen trage; denn es irrt nicht bloß der Mensch, sondern es hofft auch der Mensch solange er lebt; die Hoffnung, dieses Buch zu schreiben, konnte ich noch nicht begraben. Damit Sie aber wenigstens sich ein Bild machen, wie ich mir die Sache vorgestellt habe, will ich Ihnen aus einem der Entwürfe zum Vorwort ein Bruchstück mitteilen.

„So sehr auch Naturkenntnisse heute — im Verhältnis zu früheren Zeiten — verbreitet sind, immer wieder wundert man sich, vielen sonst gebildeten Menschen zu begegnen, die nichts von der sie umgebenden Welt wissen, die keinen Stern am Himmel, keine Blume auf der Wiese erkennend zu unterscheiden gelernt haben, geschweige,

daß sie irgendeine klare Vorstellung über die Leistungen, die Tragweite und auch die Begrenzung der die Struktur der Materie untersuchenden Chemie, der die Kräfte in ihren Richtungen und Umwandlungen verfolgenden Physik, der den Aufbau des Kosmos erforschenden Astronomie usw. besäßen, und die natürlich weniger als nichts in bezug auf die Vorgänge des Lebens wissen. Die weitverbreitete, bewundernde Adoration einer thronenden „Wissenschaft", der dumpfgehorsame Glaube an alles, was ihre offiziellen Priester zu verkünden belieben, besitzt für die Kultur des Menschengeistes nicht den geringsten Wert. Kulturwert bietet nur die unmittelbare Berührung zwischen Mensch und Natur. Beim primitiven Menschen findet sie statt . . . . ; auch beim Bauern sowie bei jedem wahren Landbewohner des heutigen Tages besteht noch eine lebendige Wechselwirkung zwischen beiden. Dagegen wächst die große Mehrzahl der Gebildeten sowie die Gesamtheit der Stadtbewohner Europa's ohne jegliche unmittelbare Berührung mit Element und Leben der Natur auf; dieser moderne Mensch wird hierdurch immer mehr auf sich allein zurückgewiesen und verarmt infolgedessen in einem Maße, das bisher Wenigen zum Bewußtsein gekommen ist, diese Wenigen aber mit Schrecken erfüllt; denn es eröffnet sich ihnen die Aussicht in einen unabwendbaren Verfall, indem die einzige wahre Quelle aller Produktivität — ‚die ewig erfindungsreiche Natur' — nunmehr vom Denken und Fühlen abgeschieden, der Mensch also auf sich selber eingeschränkt bleibt; hierdurch gerät er notwendig in einen *circulus vitiosus,* in welchem er herum und herum rast, ohne je etwas anderes als sich selber finden zu können; denn jetzt fehlt das zweite ergänzende Element — das umfassende, unbewußt hervorbringende —, in das hinein der Geist seine zeugende Kraft ergießen kann und aus dem heraus er dann das Unvorhergesehene, jegliches Wollen Übertreffende, dasjenige, was einzig schöpferisch genannt werden darf, empfängt. Eine sentimentale Bewunderung sogenannter ‚schöner Natur' bietet keinen Ersatz für die fehlende unmittelbare Berührung mit der Natur. . . . Noch weniger vermag aber die angedeutete Lücke durch unsere Populärwissenschaft ausgefüllt zu werden. Diese will das Unmögliche: die Leute sollen erfahren, ohne gelernt zu haben; ‚Ergebnisse' sollen vom Geiste aufgenommen werden wie Maiskörner von einer

Mastgans, woraus einzig Verstandeskorpulenz, nicht aber Verstandeskraft entstehen kann. Gerade das ist für Wissenschaft im genauen Gegensatz zu Kunst bezeichnend, daß sie nie am Ziele ist; unaufhörlich überwindet sie sich selbst; immer wieder führt sie auf einer anderen Stufe zur Natur zurück, und jedes gelöste Problem eröffnet den Augen neue Probleme. In den Dienst der Kultur einer Allgemeinheit stellt sich die Wissenschaft erst dann, wenn sie es versteht, den aus der Natur verbannten Menschen der Natur zurückzugeben, daß er an ihr wieder teilhabe, daß er sie wirklich erblicke und sie tausendfältig erfahre. Die Natur meistern, ist ein Ziel für Techniker; dem Menschen als Geist und Seele ist zu wünschen, daß er zu ihr in die Schule gehe, um in aller Bescheidenheit von ihr Größe, Mannigfaltigkeit, unerbittliche Wahrhaftigkeit zu lernen, und aus ihrem Brunnen Ideen ohne Zahl zu schöpfen. Dies zu bewirken, wäre das würdigste Ziel aller Wissenschaft."

Als im Spätherbst 1912 mein Goethebuch in die Welt hinausgeschickt worden war und ich wie verwaist in die plötzlich um mich entstandene Leere starrte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, meine *Einführung in die Kenntnis der Natur* in Angriff zu nehmen; hier allein konnte ich Trost finden für den Verlust der alleinzigen Gegenwart des Naturerschauers ohnegleichen. Schnell durchmusterte ich meine naturwissenschaftliche Bibliothek, sorgte für nötige Ergänzung und ging wohlgemut an die Vorarbeiten. Als bald darauf die Pflicht mich zu längerem Aufenthalt an die Riviera rief, packte ich die wichtigsten Nachschlagebücher ein, froh, mich in herrlicher Natur der Natur ganz zu widmen. Doch es kam anders. Ich weiß nicht, ob alle Menschen den sokratischen Dämon kennen; ich meinesteils habe seine Dazwischenkunft öfters im Leben erfahren. So z. B. als die siegreich fortschreitende Arbeit an den *Grundlagen* plötzlich stockte, kein Gedanke mehr im Hirn reifen, kein Wort der Feder entfließen wollte — es fehlte meinem Entwurfe das Kapitel „Völkerchaos", und der Dämon ließ mich keinen Schritt weiter tun, bis ich die Lücke erblickte, womit der Bann dann gebrochen war. Ähnliches geschah, als ich nach Vollendung der *Grundlagen* über Goethe schreiben wollte — uneingedenk der längst eingegangenen inneren Verpflichtung gegen Immanuel Kant: wie es damals zuging, habe ich Ihnen oben erzählt; später gab ich mir leicht

Rechenschaft: es wäre eine unmögliche Anforderung ans Gemüt gewesen, erst über Goethe und dann über Kant zu schreiben; damals aber lagen mir derartige Erwägungen fern, und daß ich den rechten Weg ging, verdanke ich dem Dämon allein. Ähnliches geschah jetzt wieder. Trotz aller Genugtuung, die mir die von neuem aufgenommenen Naturstudien verschafften, wollte die Arbeit, zu der früher ungesucht die Gedanken herbeigeströmt waren, nicht recht vom Fleck. Es ist das ein ganz eigener Zustand, wenn nämlich der andere Dämon, der sonst in guten Stunden die Feder führt und dessen Einfälle unvermutet das eigene Gut bereichern, plötzlich ausbleibt und nicht zu errufen ist. Und wiederum fand eine Art innere Erleuchtung statt — wenigstens hielt ich es für eine solche —, indem mir inmitten einer völlig schlaflosen Nacht die Überzeugung sich aufdrängte, ich solle dieses naturwissenschaftliche Vorhaben auf später aufsparen und vorerst eine andere Aufgabe in Angriff nehmen, die mir zwar schon seit vielen Jahren als eine zu erfüllende Pflicht vorschwebte, vor der mir aber, wie Platen sich ausdrückt, „erhabene Bangigkeit die Seele füllte“. Das Werk selbst liegt mir am Herzen; der Weg dahin führt aber durch rauhe, dornige, unsagbar mühevolle Gebiete, nämlich mitten durch Kirchengeschichte und Theologie, und wer von diesen gekostet hat — was mehr als einmal mein Los war —, weiß, was das sagen will. Nichtsdestoweniger ging ich sofort am nächsten Morgen an die neue Aufgabe und steckte bald bis über die Ohren in Kirchenvätern und Evangelienkommentaren. Nüchtern überlegt, muß ich heute sagen, der Instinkt riet klug: nach genossenem Naturrausch der Sturz in die Theologie — das wäre über Menschenkraft gegangen; wogegen die Aussicht auf das kommende Naturbuch mich aufrecht erhalten konnte, wenn mir in der Pfaffengesellschaft alle Lebenslust verging. Und so stürzte ich mich ins Uferlose mit dem Mut — oder Tollmut —, den Gottvertrauen gibt, ohne das ferne Ufer mit Augen zu erblicken, doch voll Zuversicht, es zu erreichen. Wäre alles seinen glatten Weg gegangen, so würde heute wohl das Schwerste überwunden sein und ein frohes Gestalten die Mühen lohnen; wahrscheinlich würde ich, wie in früheren Fällen, zur Auffrischung bei den letzten Arbeiten das nächstfolgende Werk — die *Einführung in die Kenntnis der Natur* — ungefähr in diesem gegenwärtigen Augenblick endgültig

entwerfen.... Doch da brach das große Verbrechen über die Welt herein: der Vernichtungskrieg der verbündeten Räubervölker gegen den Hort der friedlichen Entwickelung, Deutschland. Nur kurze Zeit fuhr ich mit meinen Arbeiten fort; dann aber ging's nicht mehr: Hirn, Herz, Seele hatten nur noch für Empörung Raum; zu schweigen war unmöglich; eine Kriegsschrift führte zur nächsten, und neben den öffentlichen Bemühungen wuchs eine aus ihnen hervorgegangene stille Tätigkeit, die alle Kräfte in Anspruch nahm. In solchen Augenblicken entschwindet das Ich, und wie der Soldat im Schützengraben nur gleichsam ein Mann ohne Namen ist, der seine Pflicht tut, so gut er kann, ohne eine genaue Vorstellung des Zusammenhanges, in welchem sein Tun ein Atom unter Millionen bedeutet — genau ebenso erging es mir. In einer Art Halbbewußtsein tat ich, was ich nicht lassen konnte — nicht konnte, weil ich es als Pflicht empfand. Ich glaube, hätte Hindenburg vom ersten Tage an dort gestanden, wo Gott ihn haben wollte, und hätte der herrliche Mann einen kleinen Finger als Reichskanzler hergeben können, es wäre mir vielleicht — ich weiß es nicht gewiß — möglich gewesen, in Ruhe weiter zu arbeiten; so aber nagte die Sorge alle Gedanken hinweg, die sich nicht unmittelbar auf Krieg und Staat bezogen. Dazu trat dann Erkrankung....

*

Und jetzt lassen Sie mich diesen langen Brief, den ich mit der Unbesorgtheit eines mühelos Diktierenden vielleicht allzu behaglich ausgedehnt habe, damit beschließen, daß ich — wie es eine gütige Vorsehung in Wirklichkeit gefügt hat — das Ende an den Anfang, den bald Dreiundsechzigjährigen an den dreijährigen Kometenanstauner anknüpfe. Das Sprichwort sagt, nur der Narr baut ein Haus; ganz so närrisch war ich nicht, ich trat aber in die zweite Stufe des Ordens, da ich mich bewogen fühlte, ein Haus umzubauen, indem ich es zur Sonne umdrehte. Die Vorbereitungen hierzu führten mich an die Luke, durch die der Schornsteinfeger aufs Dach klettert. Da ließ es mir keine Ruhe, und die nächste Sternennacht sah mich oben vorsichtig herumkrabbeln, beseligt durch die Ent-

deckung, die geringe Erhöhung genüge, um einen freien Himmel zu gewinnen. Zum Zögern fehlt einem im Alter die Muße, und so ward denn sofort beschlossen: hier oben kommt ein Lugindiesterne, und darauf ein Fernrohr! Zwar erwies die Vorsehung diesem unschuldigen Unternehmen bisher wenig Gunst: kaum war die Einrichtung fertig geworden, da brach der Krieg aus; kurze Zeit darauf wurde ich als Spion verdächtigt, und das betreffende Korpskommando verfügte die polizeiliche Absperrung meines Sterndaches; bis das Kriegsministerium diese Verordnung aufgehoben hatte, waren die obengenannten körperlichen Beschwerden eingetreten, die mir den Gebrauch der Arme arg beeinträchtigten. Von einem Ereignis dort oben, mehr komischer Art, muß ich Ihnen noch erzählen. Spät an einem Augustabend des Jahres 1914 werde ich aus dem Bett herausgetrommelt; unten stand Volk und bewaffnete Bürgerwehr; unfern ertönten Flintenschüsse; ein französisches Luftschiff — so hieß es — steure auf Bayreuth zu; ich solle mein Fernrohr zur Verfügung stellen. Umsonst versicherte ich, der bezeichnete Gegenstand sei der im Nordosten aufgehende Planet Jupiter; meine Aussage schien höchst verdächtig; erst als Einige unseren herrlichen Bruderstern und seine vier Monde mit Augen gesehen hatten, legte sich die Erregung und unterblieb die weitere Beschießung des in stiller Majestät am Himmel emporschwebenden Gestirns. Übrigens konnte ich trotz meines Leidens die so interessanten Sonnenflecken der letzten Jahre zum Teil verfolgen und habe herrliche Stunden in des lieben Mondes Gesellschaft verbracht. Genug zum Danken! Das Gemüt blieb unverändert durch die Jahre: ein einziger Blick rings herum auf die kreisenden Weltensonnen flößt mir noch immer ein Glück in die Seele, das ich nicht zu schildern weiß, weil es in Gebiete reicht, die jenseits des eigentlichen Denkens liegen. Ich glaube, es muß Kant etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, als er den berühmten Spruch über den „gestirnten Himmel über mir“ tat. Was hier wirkt, ist Erhabenheit — „die Überwucht der Sterne“, wie Goethe sagt — verbunden mit Milde, der ungeheure Kosmos und zugleich ein Gefühl des Geborgenseins wie das Kind in der Wiege. Die Knabenfrage „wer bist du?“ tue ich noch oft: je weiter das bewaffnete Auge ins Weltall eindringt, um so mehr Veranlassung findet man dazu; doch birgt die Frage

keine quälende Wissenssorge; denn angesichts dieser Grenzenlosigkeit dehnt sich die Seele ebenfalls ins Grenzenlose und empfindet unmittelbar, daß die kurze Spanne unseres Menschenlebens in keinem Verhältnis steht zu der uns innewohnenden Unvergänglichkeit; es liegt noch viel Zeit vor uns, viel zeitlose Gegenwart.

BAYREUTH, Februar—März 1917.

IV.

MEIN WEG NACH BAYREUTH

BRIEF AN EINEN DEUTSCHEN FÜRSTEN

DA WO WIR LIEBEN
IST VATERLAND!
GOETHE

Durchlauchtigster Fürst!

Die reichen Stunden, die ich im Gedankenaustausch mit Eurer Hoheit zubringen durfte, gehören zu den ungetrübten Gütern, welche das Leben mir geschenkt hat und daher zu denen, die ich auf der Bühne des Gedächtnisses immer von neuem auftreten lasse. Da Bayreuth — Bayreuth in jenem weiteren Sinne, den Sie und ich und mit uns einige tausend deutsche Männer diesem Worte beilegen — da Bayreuth es ist, das uns zusammengeführt und auch weiterhin den Felsengrund unerschütterlicher Zusammengehörigkeit gebildet hat, so lag es nahe, die Frage aufzuwerfen, auf welchem Wege ein jeder nach Monsalvat gefunden hatte. Mehr als einmal wurde von beiden Seiten die Frage getan; doch pflegt das Wechselgespräch die Zickzacklinie zu bevorzugen, um dann plötzlich, in irgendeinem Interessenpunkt zusammengeballt, eine parabolische Kurve mit Ungestüm einzuschlagen, aus der keine Rückkehr zum Ausgang führt. So bin ich denn auch nie dazu gekommen, Ihnen eine ausführliche Darstellung meiner Beziehungen zu Bayreuth zu geben; auf schriftlichem Wege wird es, hoffe ich, besser gelingen.

*

Ehe ich zu meiner Erzählung übergehe, empfinde ich das Bedürfnis, den B r e n n p u n k t aller meiner künstlerischen — ja, in einem gewissen Sinne aller meiner geistigen — Erlebnisse zu nennen: denn nur auf diese Weise kann ich von Anfang an eine richtige Perspektive erhalten, jeder Einzelheit ihren bestimmten Platz anweisen und somit die Mannigfaltigkeit zu einem einheitlichen Bilde zusammenfassen. Mein Leben — welches fern von aller Kunst begann und infolge meiner Anlagen, meines Bildungsganges und meines Schicksales auch fernerhin außerhalb aller Kunstbetätigung blieb — ist dennoch nicht nur von Kunst durchtränkt, sondern sowohl äußerlich wie innerlich dadurch kunstverwandt, daß ihm e i n e S o n n e zuteil wurde und es daher nicht ziellos und auf eigene schwache Kräfte beschränkt durch unbegrenzte Räume dahinstrich, sondern einem größeren Ganzen von kosmischer Bedeutung sich anschloß, wodurch es zugleich für sich selbst ein Gesetz und für sämtliche

seinem Blicke erreichbaren Erscheinungen der geistigen Welt einen Maßstab erhielt — Dinge, die, abgesehen von dem relativen Wert, über den in jedem einzelnen Falle verschiedene Urteile zulässig sind, außerdem einen absoluten Wert besitzen, da von ihnen die Fähigkeit zu Gestaltung abhängt — Gestaltung des Lebens, Gestaltung von Werken des Geistes: verwandtere Dinge, als manche vermuten. Die Sonne meines Lebens war und ist: Richard Wagner.

Hiermit will ich keine alltägliche abgeleierte Phrase ausgesprochen haben; vielmehr verstehe ich diesen Ausspruch — Richard Wagner ist meine Sonne — in dem buchstäblichen Sinne einer wahren symbolischen Gleichheit. Wie auch Natur und Geist verwandt und wie verschieden sie auch sein mögen, ganz sicher ist es, daß kosmische Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens in allem geistigen Tun ein Analogon findet, und daß in dem einen wie in dem anderen Fall das Wort Goethe's Geltung besitzt:

Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Engen wir aber jetzt den Blick ein wenig ein und fragen uns: was schenkt uns die Sonne, außer dem genannten unermeßlichen Gut einer kosmischen Zusammengehörigkeit, für besonderen, eigenen Segen? so lautet die Antwort: sie schenkt uns Licht und Wärme. Indem über die bisher nur dunkel betastete Welt Licht erstrahlt, mit anderen Worten, Augen geöffnet werden, erhalten wir Nähe und Ferne, Höhe und Tiefe, d. h. eine Welt der Beziehungen, und zwar nicht allein der Beziehungen zu uns, sondern der Beziehungen der Erscheinungen untereinander: ein Ganzes wird aufgebaut. Zugleich jedoch mit der Aufhellung der vorangegangenen Dunkelheit schenkt uns die Sonne ein neues Dunkles, nicht wieder als umklammernde, beängstigende Umgebung, sondern in Tiefen der Erde und der Menschenbrust verborgen, jene Wärme, die auf ewig geheimnisvollen Wegen Neues ins Dasein ruft:

Was lebt und wiederlebt.

Und genau das alles ist es, was Richard Wagner für mich getan hat: er schenkte mir den archimedischen Ankerpunkt im Raume, er schenkte meinen Augen das gestaltende Licht, meinem Herzen die treibende Wärme. Freilich hatte ich schon als Knabe Shakespeare

kennen gelernt und war in eine Art kindlicher Raserei der Begeisterung über seine Werke geraten (siehe S. 39), zu einer Zeit also, wo mir nicht einmal der Name Richard Wagner bekannt war; auch wurde ich durch Beethoven's magische Kunst in das innerste Heiligtum der Musik eingeführt, ehe ein Ton Richard Wagner's mein Ohr erreicht hatte: doch bilden diese Erfahrungen Vorstufen auf dem Wege zu dem Verhältnis, das ich anzudeuten hier mich bestrebe. Von weit her kam ich, und die Annäherung an meine Sonne geschah nur nach und nach, auf verschlungenen Wegen. Gerade zur Zeit, als ich ihr tagtäglich näher zog, war mein Geist fast ganz angefüllt von naturwissenschaftlichen Interessen — weilte also auf einem Gebiet, das dem Bayreuther Meister besonders fern lag: unmittelbar aus meinem pflanzenphysiologischen Laboratorium (vergl. S. 231) brach ich 1882 zum erstenmal nach Bayreuth auf! Aber auch späterhin hat mich sowohl das, was mir an Begabung fehlte, wie auch die besondere Art der mir zuteil gewordenen Begabung — beides — eigene Bahnen gewiesen. Um nur zwei Namen zu nennen: zu wiederholten Malen habe ich den Werken Immanuel Kant's jahrelange Studien gewidmet und muß wohl diesen Mann als den eigentlichen Meister meines Denkens bezeichnen; in Goethe aber habe ich mich dermaßen hineingelebt, daß ich seine tägliche Gegenwart ebensowenig entbehren kann wie die der Luft:

> Verschwinde mir des Lebens Atemkraft,
> Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne!

Dazu nenne ich noch die bis heute fortdauernde Beschäftigung mit den Hauptproblemen der Naturwissenschaft, die angeborene Vorliebe für Mathematik, die umfangreichen historischen und theologischen Studien, die selten unterbrochene Befassung mit englischer und mit französischer Literatur .... was alles zusammengenommen eine wesentlich anders gefärbte geistige Welt ausmacht als die Wagner's. Trotz alledem behält das Wort von der „Sonne“ seine buchstäbliche Richtigkeit. Denn die entscheidende Wendung meines Lebens war die zum Deutschtum: ich schloß mich dem deutschen „System“ an — wenn ich im astronomischen Bilde weiter reden darf — und in dessen Mittelpunkt stand Richard Wagner.

Dieser Vorgang der Annäherung an das Deutschtum — Jahre umfassend — geschah rein instinktiv und ist für mich selbst in seinen bestimmenden Veranlassungen bis zum heutigen Tage ein Geheimnis geblieben. Ich stammelte erst ein gebrochenes Deutsch und schon empfand ich diese Sprache als die meinige; ich kannte nur die Jungfrau von Orleans, Egmont und einige Gedichte — und schon war mein Herz deutscher Poesie gewonnen; deutsches Denken, deutsche Wissenschaft — wenngleich nur in einigen halbverstandenen Brocken mir zugänglich — gaben die Vorahnung alles weiteren und rissen mich unwiderstehlich mit. Da war es nun von entscheidender Wichtigkeit, daß ich früh Fühlung mit Wagner bekam. Auch hier alles Bruchstück, wie es der Zufall brachte — aber sofort und für immer entscheidend. Denn hier fand ich, im Gegensatz zu den mehr kosmopolitischen Tendenzen der früher Genannten, das im Kampfe gegen eine inzwischen zu Kraft gelangte feindliche Welt zum erstenmal vollkommen entwickelte Deutschbewußtsein. Das war der Mann, nach dem ich unwillkürlich suchte, der Mann, der meinem Sehnen Richtung und meinem Ahnen Gestalt gab. Mit einer Sonne verhält es sich nämlich genau ebenso wie mit einem Baume: dieser steht um so unerschütterlicher, je weiter umher und je tiefer in die Erde hinein er nach allen Richtungen hin seine Wurzeln senkt; ebenso sicher ruht nun diejenige Sonne, die zu anderen, größeren Sonnen in Beziehung steht, deren Anziehungskraft sie gleichsam festverankert im Raume schwebend erhält. Das trifft in hohem Maße bei Richard Wagner zu. Der stets im Kampf begriffene Mann schöpft seine Kraft — neben der innewohnenden eigenen Schöpfergewalt — aus einer Anzahl unerschütterlicher Ankerpunkte: so die Überzeugung von dem Wesen und der Bestimmung des Deutschtums, die Versenkung in die Kunst der Hellenen, Shakespeare's und Calderon's, die Erkenntnis, daß in Beethoven eine neue Offenbarung künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten uns gegeben ist usw. Ein solcher Mann kann nicht irre gemacht werden, eine solche Sonne wankt nicht. Heil denen, die Glück und Verstand schon in jungen Jahren in den Anziehungsbezirk eines derartigen Gestirnes führen! Da gab's für mich kein langes Zögern: so allumfassend ich auch das Deutschtum empfand; als seine Sonne erkannte ich den Schöpfer der *Meistersinger* und wußte fortan

auf immer, wo und wie man „gute Geister bannt". Ich will nicht sagen, der Ruhepunkt war gefunden, das könnte Mißverständnis veranlassen; es war aber der feste Mittelpunkt nunmehr gegeben, um den mein bisher im Dunkeln irrendes und tappendes Sehnen und Suchen fortan unbeirrt kreisen und sich zu einem Leben gestalten konnte.

Gar viele Unerfahrene und Unbelehrbare gibt es, welche die Nähe eines solchen Geistes fliehen, anstatt sie zu suchen; sie fürchten für die Selbständigkeit ihres Eigenwesens, sie glauben ein gewisses Etwas, das sie ihre „Originalität" zu nennen belieben, gefährdet, kurz, sie scheuen die Gegenwart einer übermäßigen Kraft; sehr mit Unrecht! denn, wie Goethe uns lehrt:

Mit Kleinen tut man kleine Taten,
Mit Großen wird der Kleine groß.

Eine Originalität, die durch die Berührung eines bedeutenden Geistes aufgelöst wird, war nur Schein und Selbstbetrug: Kraft schenkt immer Kraft; es ist nicht anders möglich. Was ein Wagner — wie vor ihm ein Goethe — aus den Menschen machte, die ihn umgaben, grenzt ans Fabelhafte; ich selber bin fast irre geworden, wenn ich Leistungen gewahr wurde, die sich daher leiteten und um das Hundertfache das angeborene Können des Betreffenden überboten: es hatte eine tatsächliche Umwandlung des Wesens durch Zufluß aus dem reicheren, glutvolleren Geist in den anderen stattgefunden. Diese Wirkung der unmittelbaren Gegenwart des Genius läßt sich freilich aus den verwaisten Werken und Weisungen nur unvollkommen gewinnen; doch nahe verwandt ist diejenige, die aus einer inbrünstigen Hingabe an sie erfolgt. Nicht allein die Hexe von Endor vermag es, unsere Großen aus dem Schattenreiche emporzurufen: eine der reichsten Segnungen Gottes ist es, daß sie ewig weiterleben denen, die durch reines Wollen es verdienen; Shakespeare und Homer veralten nie, Plato beginnen wir erst heute in seinen tiefsten Gedanken zu erfassen, Luther trägt noch die Fahne voran, und jeder, der Wagner's Schaffen und Sehnen erfaßt hat, weiß, daß sein Tag erst künftigen Geschlechtern aufdämmern kann, und zwar einzig, wenn solche kommen, die dessen würdig sind. Von uns also hängt es ab,

ob der Genius lebenzeugend weiter wirkt, oder ob er im Staube unserer Archive und unserer Hirne vermodert.

Für mich kam hinzu, daß ich den Weltengenius doch „erlebt“ habe. Nur zwei Jahre früher geboren — ich hätte den ersten Festspielen des Jahres 1876 beigewohnt und darf voraussetzen, daß meiner jugendlichen Begeisterung der Weg in den inneren Kreis nicht verschlossen geblieben wäre; nun traf ich freilich erst in letzter Stunde ein: doch habe ich das Antlitz aus nächster Nähe betrachten dürfen, und als ich das nie zu beschreibende Heranschreiten zum erstenmal erschaute, stand mir das Herz still. Auch die Stimme vernahm ich wiederholt — sowohl ergreifend wie auch heiter — und sie hallt mir seitdem im Ohr. Das sind Erlebnisse, fähig über alle Jahre des Daseins eine Weihe zu verbreiten, eine Loslösung vom Alltäglichen, wie sie sonst nie hätte bewirkt werden können. Der spanische Maler Roger de Egusquiza, der dem Meister in den letzten Tagen seines Lebens näher treten durfte, sagte mir in seiner energischen Weise: „Wer Wagner gekannt hat, dem erscheinen alle anderen Menschen wie Porzellanpuppen mit Stroh ausgestopft.“ Es ist gewiß von nicht geringer Bedeutung für die volle Wirksamkeit der Werke und Worte eines solchen Mannes, ihn selbst erlebt zu haben: denn nun hört man seine Stimme, sieht man sein Auge und erblickt die energisch himmelwärts gerichtete Wendung seines Hauptes, und es ist einem zumute, als entspränge noch heute jeder Ton, jedes Wort mit der unmittelbaren Kraft des Schöpferaugenblickes soeben erst dem Meistergeiste. Für nichts danke ich Gott inbrünstiger, als daß er mir dieses Glück zuteil werden ließ.

Zum Beschluß dieser vorausgeschickten Betrachtung über den „Brennpunkt“ meiner künstlerischen Erlebnisse lassen Sie mich hinzufügen: dieses Glück ist ein ungetrübt reines geblieben, denn niemals hat mein Glaube an Wagner gewankt. Ich erinnere mich, daß im Sommer 1876, als ich von ihm noch fast gar nichts wußte und nichtsdestoweniger mit leidenschaftlichster Teilnahme dem Verlauf der Festspiele aus der Ferne folgte, ein würdiger alter Deutscher, der meine Neigung gemerkt hatte, plötzlich wie wütend über mich herfiel, den Meister und sein Werk in Grund und Boden schlecht machte und mit dem Ausruf endete: „Gottlob hat das völlige Fiasko der Festspiele diesem Getriebe ein für allemal ein

Ende gemacht; Richard Wagner ist erledigt!“ Der Freund, an dessen Seite ich saß, fragte mich leise: „Warum sind Sie denn ganz verstummt?“ Ich antwortete: „Über Wagner streitet man nicht.“ Für mich stand er schon damals fest und leuchtend und ewig unauslöschbar am Himmel wie die Sonne. In sonstigen Beziehungen hat die verwickelte und widerspruchsvolle Lage, in die ich hineingeboren wurde, manche Schwankung verursacht: mein Herz zwischen verschiedene Nationen geteilt — namentlich neben der Liebe zu Deutschland die unüberwindliche Neigung zum Lande meiner Kindheit, Frankreich; meine Interessen so vielseitig, daß ich ein halbes Jahrtausend hätte leben müssen, um ihnen allen gerecht zu werden; da kann es nicht wundernehmen, wenn es ziemlich lange dauerte, ehe ich einen bestimmten Weg einschlug, und wenn es mir auch heute manchmal schmerzlich schwer fällt, dem einen zu entsagen, um dem anderen genug zu tun. Wagner gegenüber kam es niemals zu einem inneren Widerstreit. Als der Knabe zum erstenmal den Namen vernahm — zu einer Zeit, als er keine Ahnung besaß, was der Name zu bedeuten hatte, und niemand um ihn war, fähig ihn darüber aufzuklären — da grub sich nichtsdestoweniger dieser Name unauslöschlich in sein Gedächtnis ein wie die geheimnisvolle Verheißung künftigen Segens; als später der Jüngling, der deutschen Sprache noch unvollkommen mächtig, als Allererstes die Dichtung zum *Ring* mühsam entzifferte, da wußte er sofort, ein dichterischer Gestalter, ebenbürtig den meisterlichsten der Weltgeschichte, stehe vor ihm; als dann die Sehnsucht, von der Musik dieses Werkes einige Vorstellung zu gewinnen, dazu führte, daß er sich die ihm unbekannte Notenschrift zeigen ließ und auf einer Dorforgel das sogenannte Schwertmotiv — als das Leichteste — sich vorführte, da genügten diese wenigen Töne, den Eindruck des Naturgewaltigen, das dieses Werk kennzeichnet, bestimmend hervorzurufen.... Hier hat sich Schritt für Schritt das Wort Schiller’s bewährt über „den Weg, der zurückgelegt ist, sobald er eingeschlagen wird“. Vom ersten Augenblick an stand immer alles klar und zweifellos da. Kamen später, nach Jahren intensivster Beschäftigung mit dem Meister und seinem Werk, Jahre, deren anderweitige Ansprüche wenig Muße übrig ließen — das Gefühl der Nähe erlitt darunter keine Einbuße; vielmehr stieg die Inbrunst des Empfindens

mit der Zeit bis zu einem solchen Punkte, daß ich fast unfähig ward, einen Brief aus dieser Feder zu lesen, so schmerzlich erbebt die Seele im Mitgefühl. Derartigen Dingen gegenüber versagen Willkür und Zufall; hier waltet ein Sternengebot. Und so war es denn auch nicht Zufall, wenn das Schicksal mir für den Lebensabend Bayreuth als Heimat bestimmte:

Gesellend mich den ewig teuren Geistern,
Den stets beredten, unerreichten Meistern.

*

Das aller-allererste Erinnerungsbild meines ganzen Lebens ist mit Musik verknüpft; Musik ist es, die mich zu bewußtem Dasein erweckte. Ich mag wohl etwa anderthalb Jahre gezählt haben, und sehe mich selbst — als wäre es ein Traum — im weißen Röckchen auf dem Boden kauern; etwas rechts, in geringer Entfernung, steht an der Wand angelehnt ein Pianino mit brennenden Wachslichtern; eine weibliche Gestalt sitzt am Instrument und spielt; dicht hinter ihr stehen zwei oder drei Knaben; vielleicht hörten sie bloß zu; vielleicht sangen sie ein Kinderliedchen — das weiß ich nicht und habe ich wahrscheinlich auch damals nicht unterscheiden können; was einzig in meinem Gedächtnis haften blieb, ist eine freudebebende Empfindung der Wonne über die gehörten Harmonien. Da geht — nur wenige Schritte von mir entfernt — die Türe plötzlich auf und das Kindermädchen erscheint, mich ins Bett abzuholen. Die Zauberklänge hören auf, dem Mädchen wird zugerufen, dort stehen zu bleiben, und mir, ich solle allein bis zu ihr hingehen; auf dem kurzen Wege bis dahin falle ich dreimal auf die Nase, was Lachen und freundliche Aufmunterung zur Folge hat; erst in des Mädchens Armen fühle ich mich geborgen. Sie reicht mich einigen älteren Personen, die hinter mir im Zimmer umhersaßen, zum Gutenacht-Kuß, und wir entschwinden miteinander aus dem hellen Raum; deutlich schwebt mir eine Art dumpfen Trauergefühls über die Beendigung des freudvollen Augenblicks vor.

Daß es sich um eine echte Erinnerung handelt, dessen bin ich überzeugt, weil der Vorfall nichts enthält, was einem der

Zeugen hätte bemerkenswert erscheinen können, um dann, als Erzählung weitergegeben, sich in meiner Phantasie zu einem Gedächtnisbild umzuwandeln. Schon in frühen Jahren habe ich wiederholt mit der Tante, die Mutterstelle bei mir vertrat, über den Vorfall gesprochen, und auch sie war der Meinung, es handle sich um ein Erlebtes, namentlich weil die Stube und die Aufstellung der Möbel, die ich schilderte, einer Wohnung in Versailles genau entsprachen, die wir verließen, als ich zwei Jahre alt war, und die ich niemals wieder betreten habe.

Diese Einzelheiten würde ich nicht so umständlich aufzählen, fände ich nicht in dem gemeldeten Vorgang zugleich etwas Bemerkenswertes und etwas Bezeichnendes: bemerkenswert im allgemeinen, weil man sich fragt, wie es zugeht, daß dem Hirn ein einzelner und einziger solcher Augenblick für immer eingeprägt, während alles was vorherging und — auf lange Zeit — alles was nachfolgte, völlig ausgelöscht bleibt, als wäre es nicht gewesen; bezeichnend für den Einzelnen, insofern es einen naiv-überzeugenden Beweis von der Macht der Töne auf sein Gemüt gibt.

Waren anderthalb Jahre vergangen, ehe dieser Eindruck als erster dauernde Gestalt gewann, so vergingen jetzt wieder anderthalb Jahre, die nicht eine Spur in meinem Gedächtnis hinterlassen haben. Der nächste große Eindruck war ein kosmischer: in meinem Brief an Baron Uexküll habe ich einiges darüber mitgeteilt (vergl. S. 70); der herrliche Komet, der Ende September 1858 — kurz nach Vollendung meines dritten Lebensjahres — am Himmel erstrahlte, ist ein lebendiger Bestandteil meiner Vorstellungswelt geblieben. Somit werden mit den beiden ersten bleibenden Eindrücken gleichsam die zwei Grundakkorde meiner geistigen Hauptanlagen angeschlagen: die Empfänglichkeit für Musik und die Hingabe an die Betrachtung der Natur, namentlich der Sternenwelt. Fragt man sich, was hier Ursache und was Wirkung ist, so weiß ich nicht zu antworten: waren es die Eindrücke, welche dem Geist die Richtung gaben? oder hat der Geist deswegen gerade diese Eindrücke in sein Innerstes verwoben, weil er von Hause aus für sie besonders empfänglich war?

Von jetzt an häufen sich Erinnerungen aller Art — so könnte ich z. B. meinen vierten Geburtstag mit allen Einzelheiten vom Er-

wachen bis zum Schlafengehen schildern; doch sind solche Erinnerungen mehr chronistischer als gemütsbewegender Art; für den Gegenstand dieses Briefes ist ihre Bedeutung gering. Von Poesie gelangte leider die wunderbare deutsche Märchenwelt nicht an mein Kinderohr; ich schwelgte in den manierierten Bearbeitungen Perrault's und in den sentimentalen Pharaphrasen der Engländer. Zwei Märchen gingen mir über alles: *Der unsichtbare Prinz* und *Beauty and the Beast* (Die Schöne und das Ungeheuer); sie mag ich viele hundertmal gelesen haben, ihr Reiz blieb unerschöpflich. Auch kannte ich die *Tausend und eine Nacht* und *Gulliver's Reisen* derartig auswendig, daß es mir später in der Schule zur Last wurde, da ich Tag für Tag vorerzählen mußte. — Musik bekam man bei uns wenig oder gar nicht zu hören. Eine einzige meiner Tanten hatte eine gute musikalische Ausbildung genossen; leider aber war diese Tante inzwischen stocktaub geworden; nur einmal sah ich sie am Klavier, und das endete mit Tränenfluten, da sie ihre überlaute Paukerei selber nicht hörte. Von unseren verschiedenen Erzieherinnen war keine musikalisch. Einzig mein ältester Bruder erhielt andauernd Klavier-Unterricht, wovon mir folgende Episode unvergeßlich blieb. Eines Tages mißfiel mir das, was er mit seinem Lehrer übte, dermaßen, daß ich mit dem Ungestüm, das meine Kinderjahre auszeichnete, dazwischen rief: Was ist denn das für scheußliches Zeug? Worauf ich ernst zur Ruhe ermahnt wurde mit dem Zusatz: „Das ist klassische Musik, und davon verstehst Du Knirps nichts!" Doch besaß ich einen ziemlichen Vorrat an Dreistigkeit und bestand darauf zu erfahren, von wem diese mir widerwärtige „klassische" Musik sei. Und siehe da! diese feierlichen Bemühungen galten Meyerbeer's *Propheten,* den der bevorzugte Erstgeborene an der Pariser Oper erlebt hatte!

Mitten in diesen Jahren der künstlerischen Einöde und der geistigen Anregungslosigkeit ereignete sich ein Vorfall, der auf die Ausgestaltung meiner Seele dauernden Einfluß ausüben sollte. Da es sich um einen Vorfall in innersten Tiefen des Gemütes handelt, so wird es nicht leicht fallen, ihn zu schildern; am besten wohl, ich deute die äußeren Umstände an, die zu ihm hinführten; verwandten Gemütern wird vielleicht hierdurch der Weg gewiesen.

Hinter dem Hause in Versailles, in welchem meine Großmutter ein Stockwerk bewohnte, dehnte sich ein großer Garten aus: an einem Vormittag — ich mochte wohl damals ungefähr 8 Jahre zählen — rannte ich im Sturmschritt einen steilen Hügel hinab, Hand in Hand mit einem achtzehnjährigen französischen Abiturienten; wie es geschah, weiß ich nicht, wir kamen aber beide jäh zu Falle; der junge Mann sprang behend auf und reichte mir die Hand, damit ich das Gleiche tue; als ich aber auftrat, fiel ich vor Schmerz in tiefe Ohnmacht. Der erschrockene Jüngling faßte mich in seine Arme auf und eilte durch den Garten mit mir ins Haus. Unterwegs begannen die Sinne mir wiederzukehren; denn ich erinnere mich genau, die anderen Kinder gesehen zu haben, wie sie an einem Turnreck spielten; mir war zumute, als sei ich schon tot und blicke vom Jenseits auf sie herab. Ich wurde sofort in dem ruhig abseits gelegenen „Spitalzimmer" ins Bett gebracht; starkes Erbrechen trat ein; der Arzt kam und stellte eine Erschütterung, aber keine bedenkliche Verletzung fest; bald trat langer, tiefer Schlaf ein. Wie recht haben unsere weisen Stammesverwandten, die arischen Inder, wenn sie zwischen dem Oberflächenschlaf und dem Tiefschlaf unterscheiden! Letzterer gleicht einer Lostrennung von dieser Welt und einer Rückkehr in eine ferne Urheimat. Zu dieser Gattung gehörte an jenem Nachmittag mein Schlaf. Hier muß ich aber ergänzend mitteilen, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein ungewöhnlich lebhafter Träumer gewesen bin — so sehr, daß ich behaupten darf, ich habe neben dem wachen Leben ein Traumleben geführt, ein Traumleben mit eigenen Städten, die ich im Traume wiedererkenne, nie aber im Wachen gesehen habe, mit eigenen Gebirgslandschaften, Flüssen und Meeren und namentlich stets mit einer wimmelnden Fülle bekannter und unbekannter Menschen — was auffallen muß bei einem Manne, der von jung auf zurückgezogen wie nur Wenige und häufig einsam gelebt hat. Schon als ganz kleines Kind träumte ich so ereignisreiche, lebhafte Träume, daß ich manche noch heute erzählen könnte.

Diese Dinge betone ich, weil ich überzeugt bin, die Erschütterung, der Schmerz, die Ohnmacht, die Schwächung, der Tiefschlaf und die angeborene Traumphantastik müssen zu dem nun folgenden Vorfall — ein jedes für seinen Teil — beigetragen haben. Bei

dem Übergang nämlich aus dem traumlosen Tiefschlaf in die Welt des Traumes entstand diesmal ein gewisses Etwas, das meiner Kinderseele bisher unbekannt gewesen war und das ich nicht anders zu bezeichnen weiß, denn als ein Gefühl des Erhabenen. Gestalten gesehen zu haben, erinnere ich mich nicht; aus Tiefen eines unermeßlichen Hintergrundes aber brach ein überirdisches, blendendes Licht hervor, welches den Raum zugleich tönend auszufüllen schien. Als ich viele Jahre später bei Goethe die Worte las: „Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne“, fiel mir sofort als Deutung der rätselhaften Anweisung mein damaliger Traum ein. Dem Knaben hatten stets die Posaunen von Jericho und die Trompeten des Weltgerichts starken Eindruck gemacht; jetzt war ihm zumute, als erlebe er den Aufgang oder den Untergang der Welt: es war das Anstaunen eines Unbegreifbaren. Dieses Anstaunen ging in Schrekken und hämmerndes Herzpochen über, als er — bei zunehmendem Erwachen — in der Welt des Bewußtseins das Gleiche zu vernehmen wähnte, was in der Welt des Traumes ihn erhoben und erschüttert hatte: denn, kein Zweifel! sie erklangen wirklich, die überirdischen Töne der Posaunen und Trompeten!

Welch' Getöse bringt das Licht!
Es trompetet, es posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht.

Wahrscheinlich handelte es sich bei den aufeinanderfolgenden Zuständen nur um Sekunden; mir jedoch waren sie derartig von Eindrücken ausgefüllt, daß sie zu langen Zeiträumen auswuchsen. Nur ganz allmählich begriff ich, daß die Kaiserlichen Gardekürassiere, ihren Bläserchor voran, an den Fenstern vorüberritten. Und nun fand eine vollkommene Transposition aller der oben genannten Bilder und Empfindungen aus einer Welt in die andere statt — ein Vorgang, für den uns die heutige Elektrizität die Allegorie der Verwandlung eines Stromes in einen anders gearteten Strom durch den sogenannten „Transformator“ bietet: fort war das himmlische Licht — „das Flammen-Übermaß“ —, fort der aufsteigende Tag, die posaunenden Engel, die Erhabenheit und der Schreck; namen-

loses Weh drang plötzlich ins Herz ein und füllte es schier bis zum Zerbrechen aus. Daß kein Mensch auf Erden weniger als ich zum „Weltschmerz“ neigt, das bezeugen Sie mir gewiß, mein Fürst; nicht allein verabscheue ich die weinerlichen Heucheleien angeblich „deutscher“ Dichterlinge, sondern auch bei dem wahrhaften Dichtergenius Byron schätze ich den frivolen „Don Juan“ tausendmal höher als den weltschmerzlichen „Manfred“. In jenem Augenblick aber hat mein unschuldiges Kinderherz wahren Weltschmerz gekannt; es war ein Gefühl der Trauer, für das es keine Worte gibt. Wie aller Weltschmerz, wurzelte auch dieser im eigenen „Ich“: es überkam mich ein Gefühl der Unzulänglichkeit, der Verlassenheit, der Hoffnungslosigkeit, als hätte sich mir urplötzlich der Inbegriff pessimistischer Lebensahnungen aufgetan! Nichts von alledem d a c h t e natürlich das Kind; ich aber, der Mann, kann nicht anders als mit Worten der Reife zu beschreiben suchen, was die Seele des Unreifen zu bitterem Tränenausbruch trieb. Und ich darf es um so eher, als dieser Daseinsmoment, desgleichen ich nie wieder erfuhr, mich durchs ganze Leben begleitet und somit an allen seinen Entwickelungsstufen teilgenommen hat. Als ich später bei Schopenhauer und bei Wagner unergründliche Worte über die Musik als Offenbarerin des verborgenen Wesens der Welt las, habe ich mich stets an jenen Augenblick erinnert und aus ihm greifbare Deutung des dem Verstande Unbegreiflichen gesucht.

Ich war ein glückliches Kind, das unter vornehm gesinnten, guten Menschen aufwuchs; es bedarf keiner Versicherung, daß das eben geschilderte Erlebnis der heiteren Arglosigkeit des unschuldigen Gemütes nur auf wenige Augenblicke Eintrag tat. Man soll aber deswegen doch nicht die Bedeutung des Erlebnisses unterschätzen: zunächst handelte es sich freilich um keine Umwandlung und kein Wachsen, wohl aber um das Versenken in unsichtbare Tiefen eines Keims, der an dem Aufbau der Persönlichkeit teilhatte. Die Ahnung dessen, was Goethe nennt:

Den Götter-Wert der Töne wie der Tränen

war mir hinfürder eigen. Und nannte ich vorher den Seelenschmerz allein — weil ich in der Tat im Augenblicke nur den fühlte — so glaube ich nicht zu irren, wenn ich eine entschiedene Verselb-

ständigung und insofern auch Kräftigung des Wesens auf die Eindrücke dieses Augenblickes zurückführe.

Zu diesem rein inneren Erlebnis gesellte sich bald darauf ein äußeres, das mich zum erstenmal in Beziehung zu großer Musik brachte. Ein Onkel aus Indien weilte auf Urlaub bei uns in Versailles mit seiner Gattin; die guten Leute waren in künstlerischen Dingen ebenso unerfahren wie meine übrige Umgebung: doch hatten sie den Wunsch, die Nielsson zu hören, deren Ruhm damals die Blätter füllte; und so nahm er denn eine Loge in dem *Théâtre des Italiens* und ein übrigbleibender Stuhl wurde mir zugedacht. Das Glück war mir günstig: es wurde Mozart's *Don Giovanni* gegeben. Unvorbereiteter ist nie ein Mensch vor ein solches Werk gebracht worden: weder von den Vorgängen des Stückes (die übrigens einem Kinde unverständlich bleiben), noch von der Musik wußte ich irgend etwas, den Namen Mozart hatte ich nie gehört, kurz, ich war ein weißes Blatt. Der Eindruck — trotzdem gar vieles in der Handlung und in der Tongestaltung mir undeutlich blieb — war ein eingreifender und hat die Liebe zur Musik in meinem Herzen geweckt. Noch niemals hatte ich ein Streichorchester gehört und erinnere mich, welch sprachloses Staunen die Ouvertüre mir verursachte; namentlich jene Stelle, wo die Hälfte der Streicher eine Figur piano durchführt, worauf die Bläser fortissimo einfallen, regte mich derart auf, daß die Tante mich mit beiden Händen am Rocke faßte, aus Angst, ich würde über die Brüstung fallen. Unvergeßlich ist mir der sehr beleibte Leporello und sein *„nott' e giorno travaillar"*, wie auch sein Spiel in der Szene am Grabe des Komturs; das hellste Entzücken weckte mir aber Zerlinen's *„batti, batti, bel Mazetto!"*. Stürmisch verlangte ich am nächsten Morgen, Klavierunterricht zu bekommen, und es dauerte nicht lange, so waren meine Hausgenossen durch das unaufhörliche *„batti, batti, bel Mazetto"* an den Rand der Verzweiflung gebracht! Leider wurde besagter Klavierunterricht ohne jede Folgerichtigkeit von dieser oder jener unfähigen Gouvernante erteilt, nie von einem richtigen Klavierlehrer, und als ich kurz darauf nach England in die Schule kam, war's aus mit aller Unterweisung in der Musik.

Eine kleine Episode muß ich hier einfügen; sie gehört in die selbe Zeit. Zweimal die Woche spielten Militärkapellen in dem

Schloßpark zu Versailles; was ich hörte, machte mir wenig Eindruck. Ein einzigesmal war ich derartig hingerissen von der bezaubernden Schönheit eines Stückes, daß ich meine angeborene Scheu überwand und an die Musiker herantrat mit der Frage, was sie gespielt hätten? Die Antwort lautete: *„L'ouverture des Noces de Figaro de Mozart"*. So kann ich denn ohne Übertreibung sagen, daß ich als Kind von Mozart allein in der Musik beglückende, dauernde Eindrücke empfing. Später, als ich des Bayreuther Meisters Wort über den „Licht- und Liebes-Genius" kennen lernte, durfte ich dies für eine besonders glückliche Fügung halten.

In meinem elften Jahre kam ich nach England in die Schule. Dort hatte ich gehofft, regelmäßigen Klavierunterricht zu erhalten — eine Hoffnung, die gründlich fehlschlug. In der kleinen Privatschule, der ich das erste Jahr angehörte, gab es überhaupt kein Musikinstrument; dann wurde ich in eines der bekannten großen englischen Institute, Cheltenham College, gebracht und mit Entzücken las ich auf dem Prospekt: „Auf Wunsch der Eltern erteilt der Organist der Schulkirche Musikunterricht." Auf der Reise versprach mir mein guter Vater, mir diesen Unterricht zu verschaffen; doch warf der Hauptlehrer heftig ein: „Was soll Musik für einen Mann!?" Und als mein Vater, seinem Versprechen gemäß, meine große Liebe für diese Kunst und meine gute Begabung einwarf, erwiderte der gelehrte clergyman einigermaßen entrüstet: es sei tausendmal besser, ein Junge tummle sich bei Cricket und Football herum, als daß er am Klavier hocke . . . kurz, wir mußten uns fügen. Wie ich dann herausbekam, nahm von 750 Zöglingen ein einziger Musikunterricht; dieser einzige wurde dadurch mein Freund, und oft habe ich an der verschlossenen Kapelltüre gestanden, während er mit seinem Lehrer die Orgel übte. Für mich schwand damit die letzte Hoffnung auf musikalische Ausbildung; denn bald darauf erkrankte ich, und es begannen Jahre eines wandernden Lebens von Kurort zu Kurort, wo an so etwas nicht zu denken war. Die Schulkirche in Cheltenham bot mir übrigens während jener kurzen Jahre doch einen musikalischen Genuß, indem die Sonntagsgottesdienste nach der Gregorianischen Tradition psalmodiert wurden. Namentlich der Abendgottesdienst im Halbdunkel mit hochhängenden brennenden Fackeln ergriff mein Gemüt tief, und zwar

vor allem der Gesang des *Nunc dimittis,* auf den ich mich die ganze Woche freute und bei dem ich meistens Tränen der Rührung vergoß. Rückblickend weiß ich mir nicht zu erklären, warum der Lobgesang des greisen Simeon den dreizehnjährigen Knaben so ganz besonders bewegte; jedenfalls trug der innige Glaube an die Nähe unseres Heilandes viel dazu bei; doch kam noch ein anderes hinzu — die Melancholie des Abschiedsgrußes, die mich immer wieder in die Stimmung jenes geheimnisvollen Erlebnisses aus dem achten Lebensjahr versetzte.

Ehe diese kurzen englischen Schuljahre infolge Erkrankung jählings ein Ende fanden und ich den Boden der Insel, auf der mir keine Stunde wohl gewesen war, für immer verließ, geschah noch ein gewichtiger Schritt auf dem Wege nach Bayreuth. Wiederum handelte es sich nicht um irgendeine Förderung, die mir durch die Leiter meiner Erziehung zugeführt und planmäßig ausgebaut worden wäre, sondern um einen „Zufall" — wenn ich auch nur ungern ein solches Wort hinschreibe, da ich eher an das mitleidsvolle Eingreifen eines freundlichen Lebensengels glauben möchte — einen Zufall aber, insofern die Wendung unvorbereitet eintraf und wegen mangelnder Aufsicht zunächst chaotisch wirkte.

Da ich zum Offizier im Landheer bestimmt war, gehörte ich der „modernen" Abteilung von Cheltenham College an, in der wir sehr viel Mathematik und gar keine Literatur trieben. Nun kam es eines Tages vor, daß der uns unterrichtende Lehrer plötzlich fort mußte und für entsprechenden Ersatz nicht gesorgt werden konnte, und da wurde unsere Klasse einem Lehrer aus der „klassischen" Abteilung überwiesen, mit dem Auftrag, uns eine Stunde über beschäftigt zu halten. Dieser griff nun zu einem in der klassischen Abteilung gebrauchten englischen Lesebuch und gab uns auf, Bruchstücke aus dem *Kaufmann von Venedig* vorzulesen, zu analysieren und zu deuten. Eine einzige Stunde währte dieses Glück, das mir eine mir bis dahin völlig unbekannte, nie erträumte Welt offenbarte. Schon in dem Brief über meine Kindheit habe ich über meine Begeisterung für Shakespeare berichtet (S. 39). In Goethe's in den fünfziger Jahren ans Tageslicht gekommener Festrede *Zum Shakespeare's Tag* lesen wir: „Die erste Seite, die ich in Shakespeare las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten

Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert usw.“. Das war aber Goethe, Goethe im zweiundzwanzigsten Jahre, und wenn auch nicht gelehrt, so doch auserlesen vielseitig gebildet; schwer fällt es dagegen, sich vorzustellen, was einen dreizehn- und vierzehnjährigen Knaben — dazu ohne jede Spur literarischer Bildung — an Stücken, die er zu dreiviertel nicht verstehen konnte, dermaßen hinriß, daß er von Shakespeare wie besessen wurde, Tag und Nacht ihn in seinen Gedanken trug und innerhalb weniger Monate sämtliche Werke des großen Gestalters — einschließlich der Sonette und der Gedichte — durchgelesen oder vielmehr verschlungen hatte. Noch schwieriger wird mir die Deutung, wenn ich bedenke, daß der *Sturm* und das *Wintermärchen* — dazu noch in zweiter Reihe *Wie es euch gefällt* — seine anhaltendste Begeisterung erweckten, so daß er bald selber eine Tragödie entwarf, die ihre Eingebungen zum großen Teil aus diesen drei Stücken zog. Denn es ist auffallend, nicht wahr?, daß einem Kinde die Werke der letzten, freiesten Reife den stärksten Eindruck machten?

Von Eurer Hoheit erwarte ich Verständnis für eine Bemerkung, die ich kaum wagen würde, einer weiteren Öffentlichkeit vorzulegen. Schon seit vielen Jahren pflege ich nämlich im Kreise geistbegabter, kunstverwandter Menschen die Auffassung zu vertreten, daß die Musik — die dem englischen Volk als solche fehlt — in den Werken der englischen Dichter ertönt und daß Shakespeare ein großer Musiker ist. In der deutschen Übersetzung fallen allerdings dieser Musik die Schwingen ab, indem nicht allein tausend Klangwirkungen verloren gehen, sondern die Übersetzung eine auffallende Rationalisierung des gesamten Ausdruckes zur Folge hat. So genial das Werk von Schlegel und Tieck auch ist, so fabelhaft getreu in der Festhaltung der dramatischen Hauptlinien, das Gesamtergebnis bleibt doch eine merkliche Ernüchterung, eine „Depoetisierung“, die in der einzelnen Zeile wenig ins Gewicht fällt, fortgesetzt aber den Eindruck des Originales wesentlich ändert, und zwar, wie gesagt, im Sinne einer Annäherung an die Prosa des gewöhnlichen Lebens und einer Kürzung jener ätherischen Beigaben, welche die Sprache und damit auch die

Gedanken und die Gestalten an so vielen Stellen in der Richtung gen Himmel emportragen. Hierbei handelt es sich durchaus nicht allein — nicht einmal vorwiegend — um die zahllosen Assonanzen, Alliterationen, Reimwirkungen usw., sondern hauptsächlich um die der englischen Sprache eigene, starke Suggestionskraft vieler Wörter, welche wie Opale in den verschiedensten Farben schillern, allerhand Gedankenverbindungen blitzartig aufrufen und somit — neben der buchstäblichen Bedeutung — eine Wirkung auf das Gemüt ausüben, die ich nur mit der Klangfarbe eines Instrumentes analogisch zu vergleichen weiß.

Damit das Angedeutete auch einen wegeweisenden Inhalt bekomme, muß ich ein kurzes Beispiel einschalten: dazu sollen mir zwei Verse aus Hamlet's Monolog dienen. Englisch lauten sie:

And thus the native hue of resolution
Is sicklied o' er with the pale cast of thought.

Schlegel übersetzt:

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.

Herder — in seinem herrlichen Versuch *Wäre Shakespeare unübersetzbar?* — verdeutscht die selben zwei Verse folgendermaßen:

Und so das Jugendrot der Herzentschließung
Wird übersiecht mit Trübsinns blassem Hauch.

„Herzentschließung" gibt entschieden das englische *„resolution"* besser wieder als Schlegel's „Entschließung", dem es an Gewicht fehlt; namentlich aber ist das „übersiecht" eine glückliche Verdeutschung, durch welche die ausschlaggebende Wendung Shakespeare's — das sonst ungebräuchliche, aus keinem zweiten Beispiel bekannte *„sicklied o' er"* — in deutschem Gewande wieder aufersteht. Dagegen geben die Worte „angeboren" und „Gedanke" Begriffe genau wieder, die bei Herder um ein geringes ins Schwanken geraten. Tut man aber nun die beiden Verdeutschungen zusammen — behält Herder's „übersiecht" und Schlegels „Gedankenblässe" im Sinne sowie die „Herzentschließung" — es fehlt noch immer jede Spur desjenigen Wortes, das bei Shakespeare hier die Tonart des Ganzen bestimmt,

nämlich des Wortes *„cast“*, welches gleichsam die Tonica gibt zu dem vorangegangenen *„hue“*. Dieses *„hue“* ist nämlich ein weit zarteres, poetischeres Gebilde als „Farbe“, und es war von Herder eine geniale Eingebung, es mit „Jugendrot“ in dieser seiner Feinheit anzudeuten: sehr wahrscheinlich schwebte ihm aus Milton's *Paradise Lost* der Vers vor:

Celestial rosy red, love's proper hue.

Diesem Begriff gegenüber tritt nun das *„cast“* auf — ein Wort, das hier nach zwei Seiten schillert, indem es einerseits eine Farbenschattierung, also hier die Blässe an Stelle des angeborenen Jugendrotes, andererseits aber einen Gipsabguß andeutet, wodurch die Vorstellung geweckt wird, daß, infolge der sorgenden Gedankenlast, des Antlitzes bewegliche Lebenszüge nach und nach zu einer todesverkündenden Maske erstarren. Über diese Dinge wären Bände zu schreiben.

Die englische Sprache ist nämlich nicht allein eine gedrungene, harte, seelenlose, rein praktische Geschäftssprache, vielmehr ist sie außerdem eine Sprache der Ekstase, der Ahnungen, der nebelhaft grenzunsicheren Gefühle: die englische Poesie bezeugt das alles tausendfach, wie namentlich ein Blick auf die Gruppe um Shelley dartut. Bewirkt wird dies wohl hauptsächlich durch das eigenartige Gemisch germanischer und romanischer Sprachelemente, denen von ihrem ursprünglichen Wesen noch viel anhaftet, woraus ein Hinüber- und Herüberschillern erfolgt. Auch die Grammatik — an und für sich so durchsichtig — hat sich dieser gleichen Liebe für schwebende Formen anbequemt; zur Veranschaulichung nenne ich nur den einen kurzen Vers von Keats:

A thing of beauty is a joy for ever,

dessen ganzer Zauber in der Wendung *„thing of beauty“* liegt, die aber, wohl betrachtet, sinnlos und gegen den Geist der Sprache gebildet ist. Alles das, was ich hier lakonisch andeute — denn dessen Ausführung würde sehr weit führen — schafft, sobald ein Dichter den Willen und die Fähigkeit dazu besitzt, einen poetischen Ausdruck, der gleichsam das intellektuelle Gegenstück bildet zu der Affektsprache der Musik; damit will ich sagen, daß eine Wirkung

erstrebt und von genialen Geistern in hohem Maße erreicht wird, die derjenigen eines Tongebildes in Absicht und Wirkung verwandt erscheint — und zwar durch Mittel, die in keiner anderen neueren Sprache zur Verfügung stehen.

Shakespeare ist nun der vollkommene Meister aller Grade und Schattierungen dieser musikverwandten Ausdrucksfähigkeit. Dazu kommt noch ein anderes Element, welches besonders in den obengenannten Dramen deutlich und bisweilen überwältigend auftritt: die der Tondichtung nahe verwandte Architektonik des dramatischen Aufbaues. Hier mag ein Hinweis auf die beiden Klaviersonaten Beethoven's in D-Moll (Op. 31, 2) und in F-Moll (Op. 57) genügen, die, wie bekannt, der leidenschaftlichen Vertiefung in Shakespeare's *Sturm* ihre Entstehung verdanken; ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß die von Shakespeare „musikalisch“ erfundene Handlung hier ihre Wiedergeburt oder Widerspiegelung im Reich der Töne erfährt. . . .[1])

Worauf ich hinaus will, ist die Mitteilung der Überzeugung, daß die sonst fast unerklärlich hinreißende Wirkung Shakespeare's auf den unreifen Knaben zum großen — vielleicht zum wesentlichen — Teile eine musikalische gewesen sein muß. Natürlich nahmen in den Stücken hundert Begebnisse sein Interesse gefangen, und die ganze Welt der plötzlich vor seinen unvorbereiteten Augen aufgerissenen Geschichte und Tragödie des Menschenwillens mußte Eindruck auf ihn machen; doch glaube ich, daß die Wertschätzung dieser Dinge nur nach und nach, mit den Jahren, eintrat, wogegen die andere Wirkung sich ebenso plötzlich, machtvoll und abseits von allem Nachdenken einstellte, wie die des vorüberreitenden Bläserchores etwa fünf Jahre vorher.

*

Im Juni des Jahres 1870 — noch inmitten des ersten Shakespeare-Rausches — verließ ich England: dem Plane nach handelte es sich bloß um eine mehrwöchige Kur in Ems und Rückkehr nach

[1]) Wer Näheres erfahren will, schlage in Joseph Pembaur d. J. Schrift *Ludwig v. Beethoven's Sonaten, Op. 31 Nr. 2 und Op. 57* (München 1913) nach.

Cheltenham bei Schluß der Sommerferien; die Vorsehung aber hatte es anders bestimmt: ich verließ England auf immer und habe im Verlauf meines ganzen Lebens nur noch fünfmal — zu je einem kurzen Besuch meiner dortigen Verwandten — englischen Boden betreten. Diese Fügung gehört mit in erster Reihe zu der Geschichte meines Weges nach Bayreuth; denn hätte sich damals mein Gesundheitszustand schnell gebessert und der Schulgang seinen weiteren Verlauf genommen, so betrat ich mit siebzehn Jahren die Akademie zur Ausbildung der Offiziere des Landheeres und schiffte mit neunzehn oder mit zwanzig Jahren nach Indien: ob ich von dort aus nach Deutschland gefunden hätte, ist fraglich. Wahrscheinlich wäre ich einer Existenz in Verhältnissen und Pflichten, die meinem Wesen ewig fremd bleiben mußten, entgegengegangen und mir wäre infolgedessen nach und nach alle Freude am Leben erloschen. Insofern muß ich die damalige schleppende Krankheit des Nervensystems — eine Folge des plötzlichen unverhältnismäßigen Wachstums und des mir unzuträglichen englischen Klimas — als einen Segen Gottes betrachten.

Meine Erlebnisse in Ems bei der Kriegserklärung habe ich an anderem Orte erzählt; sie besitzen unleugbare Bedeutung für mich als Grundlage meiner Erkenntnis deutschen Wesens in seiner reinsten, heroischesten Kundgebung; wäre ich in England geblieben, so hätte wenig davon mein Ohr und nichts mein Auge mit der Kraft des unauslöschlichen Eindruckes erreicht.

Aus den sogenannten „Zufällen“ komme ich in diesem Teil meines Lebens gar nicht heraus; sie gerade bilden das Bedeutende und Bleibende. Ein solcher Zufall — ich meinerseits nenne es Gottesfügung — führte wenige Wochen nach dem Verlassen des Landes meiner Geburt zu der ersten Berührung mit Richard Wagner; denn so darf ich mich ausdrücken, wenngleich ich damals nur den Namen hörte und die wellenumspülte Stätte erblickte, die der Meister sich zu Jahren des abgeschiedenen Glückes und der ungestörten Vollendung unsterblicher Werke erwählt hatte. Auch diese Episode habe ich in meinen „Erinnerungen an das Jahr 1870“ erzählt (vergl. *Deutsches Wesen* S. 1 fg.) und mag mich nicht wiederholen. Das Kostbare des Erlebnisses bestand darin, daß der Gesichtssinn es war, der den bestimmenden Eindruck erhielt. Hätte ich

nicht Tribschen erblickt, es wäre vermutlich der Name Richard Wagner als ein leerer Schall an meinem Ohre vorübergerauscht; so aber war für mich vom ersten Augenblick an Wagner derjenige Mann, der sich die weltferne Halbinsel am See der Urkantone zum Heim erkoren hatte, und dies machte mir einen so tiefen Eindruck, daß ich Wagner liebte, ehe ich irgend etwas von ihm wußte und — wie auch in allem Folgenden Schritt für Schritt geschah — ihn ahnungsvoll erriet, lange bevor ich mich befähigt hatte, ihn zu verstehen. Das erklärt, warum die zweite und die dritte Nennung dieses Namens — so herzlich unbedeutend die Gelegenheiten auch waren, bei denen sie vorkamen — jedesmal mich blitzartig durchzuckten und mir in allen ihren Einzelheiten unvergeßlich blieben; denn sofort stand das traumverlorene Tribschen jenes heißen Augusttages mit seinen hohen Pappeln und dem zwar nicht erblickten, aber von der Phantasie vorgestellten Bewohner, mir vor Augen. — Es dauerte ein Jahr, bis ich den Namen zum zweitenmal vernahm. An einem abgelegenen Orte, unweit des Genfer Sees, suchte ich Erholung nach dem Scharlachfieber; die Mitbewohner des einsamen Gasthauses waren alle ruhige und ruhebedürftige Leute; an dem langen Speisetisch, der uns zweimal des Tages versammelte, pflegten die Unterhaltungen mit gedämpfter Stimme geführt zu werden. Ein einziges Mal wurde es am anderen Ende des Tisches immer lauter und lauter, bis es zuletzt zu Verbalinjurien kam; aus dem Lärm entnahm man nur das eine deutlich, nämlich den Namen „Wagner", der hin und her flog. Erstaunt über den Vorfall, fragte ich meine Tante, ob das der selbe Wagner sei, der auf dem schönen Tribschen sich niedergelassen habe? Sie bejahte es, und als ich die Heftigkeit des Streites um so weniger begriff, erklärte sie mir, seine Musik habe die Eigenschaft, die Leidenschaften aufs äußerste zu erregen. Diese kurze Szene hinterließ bei mir einen peinlichen Eindruck. — Ebenso erging es mir bei der dritten Nennung des Namens, die nach Verlauf eines weiteren Jahres im Herbst 1872 stattfand. Lugano diente uns als Zwischenstation zwischen dem Engadin und der Riviera; abends spielte eine jener kleinen Hotelkapellen, welche heutzutage das Reisen zu einer Tortur machen, damals aber eine Seltenheit waren. Am Abend eines fleißigen Tages setzte ich mich zur Zerstreuung einen Augenblick in der Halle hin, wiewohl ich

an den Vorführungen derartiger Musikanten wenig Gefallen fand. Plötzlich erhebt ein winziges Hündchen, das seiner korpulenten Herrin auf dem Schoße saß, ein so klägliches, anhaltendes Geheul, daß die Spieler sich unterbrechen und unter den anwesenden Gästen ein Durcheinander von Stimmen entsteht; da ruft die Hundemutter laut dazwischen: „Meine Damen und Herren! Ich bitte vielmals um Entschuldigung für diese Störung. Ich kann versichern, daß mein Tier nicht bloß musikfromm ist, sondern sogar Musik liebt — wahre Musik; wenn die Leute aber Wagner spielen, so ist es kein Wunder, wenn die Hunde heulen; wir Menschen täten's am liebsten auch!" Lachen und laute Zustimmung riefen diese Worte hervor; das kleine Orchester stimmte einen Walzer an — und ich ging hinauf in meine Stube. Der Vorfall hatte mir schmerzlich ins Herz geschnitten, — und zwar trotzdem das erbärmliche Gepauke und Gekratze der armen Musiker (angeblich aus *Tannhäuser)* ohne den geringsten Eindruck zu erwecken an meinem Ohre vorübergerauscht war. Mir stand Tribschen sofort wieder vor Augen, und es begann mir zu dämmern, daß der Mann ein sehr besonderer sein müsse, den die Welt der Gemeinheit so grimmig haßte.

Vielleicht hätte dieser alberne Vorfall weniger stark auf mich gewirkt, wäre nicht ein Erlebnis vorangegangen, das mich aus künstlerischem Unbewußtsein aufgeweckt, ja, in gewissem Sinne einen neuen Menschen aus mir gemacht hatte.

*

Gegen Ende Mai 1872 befand ich mich mit meinem Hauslehrer, Professor Otto Kuntze, auf dem Wege nach dem Monte Generoso. Eines Mittags trafen wir in einem kleinen Orte am Lago Maggiore ein, dessen Name mir entfallen ist; bis zum nächsten Morgen sollten wir dort rasten. Frühzeitig waren wir aufgebrochen, und Kuntze zog sich bald auf sein Zimmer zur Ruhe zurück; ich aber folgte verlockenden Klaviertönen bis an die Salontüre, öffnete diese leise und fand das Zimmer — bis auf den Spieler — menschenleer; sachte schlich ich in einen bergenden Lehnstuhl. Der Virtuos oder Dilettant — denn welches er war, vermag ich nicht zu sagen — hatte meinen Eintritt bemerkt und drehte sich nach einem Schlußakkord etwas geärgert

mit fragendem Blicke nach mir um; ich stand auf und stotterte schüchtern eine Entschuldigung und die Bitte um die Erlaubnis zuzuhören; in nicht besonders freundlichem Tone kam die Antwort: dieses Zimmer sei allen Gästen zugänglich, es liege an mir, zu bleiben und zu gehen nach Belieben. Darauf wendete sich der Betreffende wieder zu seinem Instrument, schien sich um mein Dasein überhaupt nicht mehr zu kümmern und spielte fast volle drei Stunden weiter. Aus dem kleinen Gasthaus müssen alle Menschen ausgeflogen gewesen sein; ich blieb der einzige Eindringling. Die Sätze folgten einander mit nur kurzer Atempause, und am Ende eines Stückes spielte er manchmal das nächste gleich weiter oder schlug ein anderes mit schneller Sicherheit auf in einem der drei Bände, die auf einem Stuhl neben ihm lagen. Was in mir vorging, werde ich nicht versuchen zu beschreiben; keiner, der die Wirkungen göttlicher Musik kennt, liebt es, sich über sie in Worten auszulassen. In diesen Stunden ging mir eine neue Welt auf, von der ich bis dahin auch nicht die entfernteste Ahnung besessen hatte.

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Genau erinnere ich mich, mir bei einem langsamen Satze gesagt zu haben, das ist der Heiland, der die Worte spricht: „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" Hatte das Erlebnis des Jahres 1863 mir plötzlich die Macht des Tones über die Seele offenbart, so handelte es sich dort um den Klang bloß als solchen und um eine sozusagen inhaltlose Tonfolge; hier dagegen lernte ich das kennen, was Goethe „höchste Kunst, Magie der Weisen" nennt, d. i. die vollendete Form, die — um mit Schiller zu reden — „das Stoffartige ganz vertilgt". Als Kind hatte ich mich manchmal — namentlich in den englischen Schuljahren (vergl. S. 37) — sehr unglücklich gefühlt; nach den drei Stunden jenes Nachmittages habe ich diese naive Verzweiflung nie mehr gekannt; aller Schmerz — und als kranker, angeblich einem frühen Tod geweihter Jüngling kannte

ich diesen schon gut — aller Schmerz war fortan verklärt; aller Schmerz wandelte sich ja vor meinem lauschenden Sinne in Freude und in Jubel. Die Welt hatte eine neue Bedeutung gewonnen.... Endlich stand der Unbekannte auf, nahm seine drei Bände unter den Arm und schritt zur Tür; mein lautloses Zuhören mochte ihn wohl doch gefreut haben, denn er drehte sich um und winkte mir einen freundlichen Abschied zu; ich vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen. Abends, als die Glocke die wenigen Gäste des stillen Hauses um den Wirtstisch versammelt hatte, saß der Klavierspieler allein am oberen Ende — ein Beweis, daß er sich schon länger an dem abgelegenen Orte aufhielt. Spät trat eine Dame ein, die sich neben ihn setzte und ihn französisch anredete: „Was haben Sie mit Ihrem Nachmittag angefangen?“ Er erwiderte in dem mürrischen Ton, den ich schon kannte: „Gespielt.“ Sie: „Hätte ich's doch gewußt! Was haben Sie denn gespielt?“ Er machte den Mund nicht auf, sondern begnügte sich, sarkastisch zu lächeln und die Achseln leicht zu zucken. „Beethoven?“ und da er nichts antwortete: „Nichts als Beethoven?“ Worauf er wiederum ungeduldig hinwarf: „Nach Beethoven spielt man nur Beethoven.“ Sofort schlug er mit Lebhaftigkeit ein anderes Thema an, als wollte er das Gespräch von seiner Musik ablenken, und es war nur noch von gleichgültigen Tagesdingen die Rede. Ich habe ihn nie wieder gesehen und auch damals im Hotel nicht erfahren, wer er war.

Den Namen Beethoven hatte ich schon gelegentlich gehört und erinnere mich der Definition, die einer meiner Vettern — ein Witzbold, der gerne in Gesellschaften Couplets vortrug — einmal gab: „*Beethoven is a musical black-dose.*“ Auch schwebt mir dunkel vor, daß einmal eine fremde Dame sich im Hause meines Vaters ans Klavier setzte, auf dem sie ein mächtiges Gejage und Gehämmere vollführte, wovon es nachher hieß, das sei eine Sonate von Beethoven gewesen. Nunmehr wußte ich, welchen tongewaltigen Zauberer ich unter diesem Namen zu verehren hatte — keinen geringeren, so dünkte mich, als den zwischen dem irdischen Leidenstale und der lichten Gotteswelt ewiger Freude vermittelnden Parakleten. Dieser Mann, der wie kein anderer unseren Blick in den Abgrund der Schmerzen geöffnet hat, schöpft hieraus die Befähigung, das Evangelium des Glaubens, der Liebe, des Hoffens zu verkünden: „Hof-

fen soll der Mensch, er frage nicht!" — so heißt es in einem seiner herrlichen Lieder. Zugleich erlöst er uns aus aller schwächlichen Kunstmacherei, Melomanie und wie die Trivialitäten alle heißen. Man kennt sein Wort: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meine!" Sein eigenes gesamtes Werk würde ich bezeichnen als

Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

Im Dichter! Denn keiner, der Beethoven's Stimme vernommen hat, kann je bezweifeln, daß der Tongewaltige dem Wortdichter verwandt und ebenbürtig ist, ja, daß er als Poet über Ausdrucksmittel verfügt, die diesem abgehen. Beethoven steht als Schöpfer einem Shakespeare und einem Sophokles zur Seite: das wußte ich seit jenem Nachmittag.

Dieser mir von Gott geschenkten Gnadenstunde folgte ebensowenig etwas nach, wie ihr irgend etwas Ähnliches vorangegangen war; sie blieb wie eine Oase mitten in jenen kunstleeren Jahren. Nicht ohne Bedeutung jedoch für die allmähliche Bereicherung meines künstlerischen Urteils war die Tatsache, daß dieses Erlebnis des Mai 1872 genau mitteninne zwischen dem Abflauen des noch halb kindlichen Shakespeare-Rausches und der ersten Berührung mit Richard Wagner's Ton- und Dichtkunst zu stehen kam: damit erhielt ich die denkbar beste Nachschule zu Shakespeare und die denkbar beste Vorschule zu Wagner.

Noch ein wenig will ich aber bei diesem für mich so glücklichen Ereignis verweilen; solche vom Himmel begünstigte Augenblicke eignen sich zur Um- und Überschau.

Wer den Brief an Baron Uexküll *Über meine Naturstudien* aufmerksam gelesen hat, dem wird es auffallen, daß diese erste Einweihung in die Mysterien vollendeter Tonkunst zeitlich genau zusammenfällt mit der ersten leidenschaftlichen Hingabe an die Betrachtung der Natur (vergl. S. 79 fg.); und da sofort nachher — auf dem Monte Generoso — ein Zustand religiöser Ekstase mich überkam —, der übrigens sehr wahrscheinlich durch Beethoven und die Naturtrunkenheit herbeigeführt war —, so findet es sich, daß in jenem Monat Mai meines siebenzehnten Jahres die drei Säulen, auf denen der Aufbau meines Geistes beruhen sollte, gleichzeitig aus dem Nebel

jugendlicher Unbestimmtheit aufzutauchen begannen: Naturwissenschaft, Kunst, Religion. Diese Interessen — gleichsam einen heiligen Dreiklang ausmachend — haben mein Leben ausgefüllt. Zuerst mögen sie wohl ziemlich unvermittelt nebeneinander gestanden haben; nach und nach trat dann allverbindend und nach Einheit strebend die philosophische Denkart hinzu; außerdem erweiterte sich naturgemäß mit der Zeit der Kreis des Wissens und des Strebens — Geschichte und Politik mußten sich aufdrängen, ebenso wie Technik (der Wissenschaft und der Kunst) meine Aufmerksamkeit herausforderte, und „leider auch Theologie" mir viel Zeit raubte; doch besitzt das alles nur ergänzende Bedeutung; mein Herz blieb befangen in dem „heiligen Dreiklang". Zwar war es mir nicht gegeben, auf einem dieser drei Gebiete schöpferisch tätig aufzutreten, doch wer zum Polyhistor bestimmt (ich würde ruhig sagen: verurteilt) ist, dem sind zwei Geistesanlagen unentbehrlich und erfordern sorgfältige Ausbildung, soll er irgend Wertvolles hervorbringen: eine festgemauerte G a n z h e i t, welche Zerstückelung ausschließt, und eine klarerschaute B e g r e n z u n g der Forderungen an sich selber. Diese Beschränkung fehlte mir in so jungen Jahren, die Ganzheit jedoch war in dem genannten Dreiklang im Keime gegeben — und das halte ich für ein wichtiges Element zu meiner frühen Erkenntnis der Bedeutung eines Richard Wagner. Von den verschiedensten Seiten steht zu ihm — wie zu allen wahrhaft Großen — der Weg offen, aber die Anlage zum Verständnis des Großen muß gegeben sein, und diese besteht in dem, was ich hier als „Ganzheit" bezeichne, wogegen die unzähligen fragmentarischen Menschen, die unsere moderne Bildung und unsere aufs Einseitige gerichteten Lebensansprüche heranzüchten, niemals ein rechtes Verhältnis zu überragender Geistesgröße gewinnen.

An diese Betrachtung schließt sich eine weitere.

Der zufällige Gang meiner Geistesentwickelung — ohne jeglichen folgerechten Bildungsgang großen Eindrücken der Natur, der Kunst und des inneren Seelenlebens ungehemmt folgend — hat es mit sich gebracht, daß, ebenso wie diese Eindrücke der göttlichen Natur oder den größten Genien der Menschheit ihr Entstehen verdanken, ich auch in der Folge, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend mein Leben in Betrachtung der Natur, sowie in der Ge-

sellschaft derjenigen zugebracht habe, die unser Schiller als „Gipfel der Menschheit“ bezeichnet. Das hat mehr zu bedeuten, als mancher vielleicht zuerst versteht. Auf welchem Gebiete auch diese Großen sich auszeichnen mögen, sie alle verbindet doch ein gewisses Etwas zu einer Familie, und wäre es nur die Tatsache, daß sie alle als Höhenmenschen in der gleichen Atmosphäre atmen, welche nicht die selbe Luft ist wie die, welche den Menschen in den Niederungen dient. In Kunst, Philosophie und Religion habe ich mich ausschließlich den erhabensten Geistern gewidmet — diesen aber in lebenslänglicher Inbrunst; wogegen ich trotz aller Sympathie für vieles edle Streben — das gewiß vor Gott gelten mag — geringeren Begabungen nie mehr Aufmerksamkeit schenkte, als gerade nötig war, um sie in ihrer Eigenart mit einiger Deutlichkeit zu erfassen. Wenn es in langer Jahre Übung nach und nach gelingt, die Stimme Christi von den anderen Stimmen in den Evangelien zu unterscheiden, so besitzt man die reine Quelle zu aller echten Religion; im Laufe der Jahre habe ich mir eine ausgesuchte theologische Bibliothek von mehreren hundert Bänden gesammelt, doch je mehr ich studierte, um so mehr ward ich von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt. Widmet man etwa noch eingehende Studien dem Apostel Paulus — bei dem nie auszulernen ist —, sowie seinem großen Geistesgenossen Martin Luther, und versenkt sich immer von neuem in die abgrundtiefen Betrachtungen Meister Eckhart's, so besitzt man alles Schöpferische, Erlösende, was auf den vom Heiland gelegten Grundlagen als echt christliche Weltanschauung aufgebaut worden ist; nimmt man etwa dazu Yajnavalkya und die der seinen verwandte reifste brahmanische Erkenntnis, so hat man genug fürs Leben, und weit mehr, als wenn man sich in das bittere Salzmeer der Theologie stürzt, in welchem, wenn man das seltene Glück hat, nicht darin zu ertrinken, doch jede Freude, jeder Schwung, alle gottgegebene Inspiration verloren geht! Genau so verhält es sich mit Kunst, Philosophie und — wohlbetrachtet — auch mit Wissenschaft, wenngleich bei dieser für mittlere Begabungen viel Arbeit zu leisten ist. Bildet auch die steigende Reihenfolge der menschlichen Begabungen ein Ganzes, so daß von unten bis oben die Verwandtschaft und damit auch die gegenseitige Wirkungsfähigkeit bewahrt bleibt, so besitzt doch die Tatsache, daß ein Mensch den G i p f e l betritt, eine Bedeutung ohne-

gleichen; denn mag ein anderer tüchtiger Mann noch so hoch gestiegen sein, das Ziel und damit zugleich den vollkommenen Überblick, der erst die unbedingte Sicherheit des Urteils, sowie die Freiheit des Gestaltens schenkt, erreicht nur derjenige, der auf Gipfeln daheim ist. Darum die überzeugende Einfachheit und die leuchtende Kraft, die allen Werken solcher Männer eignet; daher der gewaltige Abstand zwischen der bedeutendsten Begabung und dem eigentlichen Genius. Es ist nicht weise, sondern töricht, diesen Abstand zu leugnen; vielmehr gewinnt jeder Mensch, der dies erkennt und als Grundüberzeugung bekennt, selber außerordentlich viel an Einsicht und Kraft — namentlich an Urteilskraft. Für mich war es gewiß ein unschätzbarer Vorteil, daß ich zu Wagner über Shakespeare und Beethoven gelangte, ohne die eingetrichterte geschichtliche Schablone und die in der Zeit der Unreife überkommenen Urteile, die eine regelrechte Schulbildung dem Gehirne aufdrückt: das französische *Lycée* hatte ich noch vor der Einschnürung in die erlogene Klassizität verlassen, in der englischen Schule war weder von Literatur noch von Kunst die Rede gewesen, die lateinische herzlose Technik lernte ich damals noch nicht kennen, und zu den herrlichen Griechen, wie auch zu den Spaniern, wurde ich erst durch Wagner selber geführt. Bei solchen Dingen pflegt allerdings außer dem Schicksal auch der angeborene Instinkt in entscheidender Weise mitzuwirken. So z. B. als der erste philosophische Unterricht mir die Denker der Menschheit in Reih und Glied wie Grenadiere, alle in einer Uniform, vorzuführen unternahm, empörte ich mich, nahm die Sache in die eigene Hand und entdeckte bald, alles schöpferische Denken der europäischen Menschheit weise zwei Gipfelpunkte — und nur zwei — auf: Plato und Kant, bei denen ich dann jahrelang verweilte, um erst später, von der eroberten Höhe aus, das übrige Denken eingehend zu prüfen.

Eure Hoheit erraten gewiß schon, worauf ich hinaus will? Der Vorteil ist unschätzbar, wenn man eine Kunst wie diejenige Wagner's aus der Perspektive ebenbürtiger Schöpfergeister kennen lernt, anstatt von unten her zu ihr hinanzusteigen. Ich lernte Wagner zuerst durch eine einzige Dichtung — *Der Ring des Nibelungen* — sowie durch einzelne Fragmente seiner Musik kennen; vom allerersten Augenblick an wußte ich aber, mit wem ich es zu tun hatte:

er stand für mich zwischen Shakespeare und Beethoven. Die zahllosen schiefen Urteile über Wagner, welche babelartig umherschwirren und uns Wissende vereinsamen, stammen aus genau der gleichen Ursache wie die überlieferten schiefen Urteile über Homer seitens der Zeitgenossen dieses „göttlichen“ Dichters, — wie die absurde Unterschätzung Shakespeare's durch die Besucher seines Theaters, die in ihm einen guten Schauspieler und einen annehmbaren Einrichter fremder Stücke sahen, — wie die Urteile der Fachkritiker aus der Lebenszeit Mozart's und Beethoven's über diese erhabenen Einzigen — Urteile, welche heute dazu dienen, die unfaßbare Beschränktheit sogenannter „maßgebender“ Männer zu allen Zeiten greifbar vor Augen zu führen. Der Zeitgenosse steht eben einer derartigen Erscheinung zu nahe und überblickt ebensowenig einen solchen geistigen Gipfelpunkt, wie man von dem Fuße eines hohen Berges aus dessen Gipfel erschaut; Ewiges läßt sich nicht aus engumzirkter Zeitlichkeit übersehen, Vollendetes verzerrt man, wenn man es zu Unvollendetem in Parallele setzt. Die mangelnde Schulbildung habe ich in mancher Rücksicht und trotz allem späteren Fleiße lebenslänglich büßen müssen, doch erkenne ich dankbaren Herzens, daß mir hierdurch eine vielleicht unter uns Heutigen ungewöhnliche Spontaneität und Kraft der Eindrücke zuteil wurde, aus denen wiederum das unaussprechliche Glück eines richtigen, unbeirrbaren Verhältnisses zu den „Gipfeln der Menschheit“ hervorging.

*

Nun wäre ich bei den Jahren angelangt, in denen meine frühesten Berührungen mit dem Genius Richard Wagner's stattfanden, zwar geringfügige, doch bestimmend eindrucksvolle. Um die Sache am richtigen Ende anzupacken, muß ich vorerst die allgemeine Wendung erwähnen, die zu jener Zeit mein ganzes Denken und Fühlen hin zu deutschem Wesen nahm; wobei ich, um Wiederholungen zu vermeiden, auf meinen Brief an Fräulein Sidonie Peter (vergl. S. 54 fg.) verweise und hier nur einiges Ergänzende beifüge.

Es liegt auf der Hand, daß ich den Weg zu Wagner hin schwerlich gefunden hätte, wäre nicht die Wendung zu deutscher Sprache

und Denkart vorangegangen. Als ich im Herbst 1870 bei Kuntze deutschen Unterricht zu nehmen begann, stand meiner Tante und mir keine weitere Absicht vor Augen als eine förderliche Bereicherung meiner Sprachkenntnisse; die Rückkehr nach England, die militärische Laufbahn, oder, wenn diese fehlschlagen sollte, die Ausbildung als Landwirt behufs Auswanderung nach Kanada — das alles stand damals bei meinem Vater und seinen Beratern fest. Keiner unter den Meinigen widmete Deutschland das geringste Interesse; alle waren Stockengländer und besaßen höchstens für Frankreich einige Sympathien; letztere teilte auch ich; dagegen war mir englisches Wesen von klein auf gegen den Strich gegangen und hatte ich mich in England niemals heimisch gefühlt (vergl. S. 35 fg.). In der Persönlichkeit meines Lehrers, Otto Kuntze, trat mir nun eine mir bisher unbekannte und darum auch ungeahnte Menschenart entgegen, die mich sofort stark anzog — und zwar trotzdem dieser edel gesinnte und wahrhaft gute Mann in bezug auf Sprödigkeit und Unbeugsamkeit als Typus des echten Preußen gelten konnte; an Franzosen war ich ein weit anmutigeres, an Engländern ein ungezwungeneres Wesen gewohnt; doch kostete es mir nicht allzu viel Mühe, das mir Fremde hier zu überwinden, und ich fand mich dafür so reichlich durch das, was deutsches Wesen und deutsche Bildung mir entgegenbrachte, belohnt, daß mich bald eine Art Heißhunger auf die Erwerbung alles dessen, was mir als Anglo-Franzosen abging und was der Deutsche mir zuführte, überkam. Bereits im Jahre 1874 faßte ich den Entschluß, mir die deutsche Sprache vollkommen anzueignen (vergl. S. 57). Mein lieber Vater, den ich in jenem Sommer in der Schweiz traf, machte einen letzten Versuch, mich für England zu gewinnen; die Freude der Zustimmung konnte ich ihm nicht bereiten. Als nun im Jahre 1875 der Sommer herankam und mich zum erstenmal allein und selbständig antraf, überlegte ich mir: wie kann ich die Zeit am besten, nicht nur zur Vertiefung in die deutsche Sprache, sondern auch zur näheren Kenntnis der Deutschen selbst verwenden? Und da zog ich nach Interlaken, nahm im „Deutschen Haus“ dauerndes Quartier, wo niemals ein Engländer absteigt (obwohl bezeichnenderweise einige französische Familien als alte Stammgäste sich einfanden), verkehrte bei den Mahlzeiten und Spaziergängen mit Deutschen aus allen Provinzen, studierte wie ein Be-

sessener darauf los, las täglich die *Kölnische Zeitung,* einschließlich der Anzeigen, und machte auf diese Weise fliegende Fortschritte.

Leicht könnte ich es mir erklären, wenn bei manchen meiner späteren Freunde sich hier ein großes Fragezeichen aufrichtete; es wird ihnen schwer glaublich erscheinen, daß der unter Deutschen — namentlich der bürgerlichen Kreise — weit verbreitete Mangel an Anmut, an Gefälligkeit, an Natürlichkeit in den Umgangsformen mich nicht von vornherein abschreckte. Daß dies nicht geschah, beweist meine Liebe: die Liebe macht blind; ich, den sonst als Engländer die geringste Indiskretion verletzte, und dem als Franzosen die Feinfühligkeit in den kleinen Formfragen des täglichen Lebens zur zweiten Natur gehörte, ich wurde grenzenlos nachsichtig gegen die Mitbewohner des „Deutschen Hauses". Wie stark mein Gefühl war, beweisen am besten Aussprüche aus jener Zeit in Briefen an meine Verwandten. Zwei schon früher von mir angeführte Stellen sind so auffallend, daß ich sie noch einmal in Erinnerung bringen will. Am 5. Juli 1875 erwähne ich deutsche Freunde und sage: „Bei diesen guten Leuten empfinde ich, was ich jetzt schon bei so vielen Deutschen empfunden habe, als ob sie mich verstünden und ich sie — ein Gefühl, das ich noch niemals bei einem Engländer gehabt habe." Die zweite Stelle, ebenfalls aus Interlaken und an die selbe Tante am 21. September 1876 gerichtet, lautet: „Die Tatsache mag ja bedauerlich sein, aber sie ist halt eine Tatsache, daß ich so gänzlich unenglisch geworden bin, daß schon der bloße Gedanke an England und an Engländer mich unglücklich macht." Das also waren meine Empfindungen im zwanzigsten und einundzwanzigsten Lebensjahre!

Außer der Blindheit tat aber auch die freie Wahl das Ihrige, um mich mit auserlesenen Menschen in Verbindung zu bringen und weniger angenehme beiseite zu schieben. Gern erwähne ich hier eines alten Generals im Ruhestand, der sich im Sommer 1875 mit besonderer Freundlichkeit meiner annahm, Exzellenz von Twardowski, der — wenn ich nicht irre — zuletzt in Stettin kommandiert hatte. Er wohnte in einem kostspieligeren Hotel, wir pflegten uns aber bei der Kurmusik zu treffen; ich zuerst schüchtern zurückhaltend, besorgt, mein hinkendes Deutsch möchte dem Greise lästig fallen, bis ich zufällig eines Tages, als ich von hinten an seinen Tisch herantrat,

ihn laut rufen hörte: „Wo bleibt denn mein lieber Engländer? Er ist mir doch der treueste Gesellschafter!“ Nicht allein habe ich von seiner mühevollen Sorgfalt sprachlich viel gewonnen, sondern seine Erzählungen aus einem reichen Leben und seine Aufklärungen haben mich manches gelehrt über deutsches, namentlich über preußisches Leben und Wesen. Seinen Sohn, damals Leutnant im zweiten Gardegrenadier-Regiment z. F., traf ich auch fast täglich und ergötzte mich an seinem unerschöpflichen Humor und an seinen packenden Berichten aus dem siebenziger Krieg; ihm bereitete es viel Spaß, den Neophyten der deutschen Sprache durch Berliner Dialekt und Grammatik irre zu machen. Was ich aber hauptsächlich dem Verkehr mit diesem jungen Hünen aus dem preußischen Schwertadel zu verdanken hatte, war die Bekanntschaft, die er mir vermittelte, mit Dr. Oskar Borchardt aus Berlin, damals im konsularischen Reichsdienste, später bekannt geworden durch umfassende Werke handelsrechtlichen und handelspolitischen Inhaltes. Mit diesem ungewöhnlich gebildeten, reichbegabten und durch ein erstaunliches Gedächtnis ausgezeichneten Mann habe ich während mehrerer Jahre viel verkehrt: im Winter trafen wir uns an der Riviera, im Sommer in der Schweiz; obwohl — wie alle meine Freunde aus jener Zeit — um viele Jahre älter als ich, fand er Gefallen an meinem Umgang und spendete mir aus dem schier unerschöpflichen Born seiner Kenntnisse mit einer Freigebigkeit, für die ich ihm noch heute Dankbarkeit zolle. Ich meinerseits hatte ihm wenig zu geben; das eine aber verstand ich vortrefflich: zuzuhören; das mag wohl Borchardt gemerkt und sich mir deswegen gern gewidmet haben. Es würde mir schwer fallen, wollte ich alle Keime zu zukünftiger Bildung aufzählen, die ich diesem Freunde verdanke. Und da er außerdem ein geradezu vollendet reines Deutsch sprach und jegliche Inkorrektheit wie eine Sünde vermied, so kann man sich leicht vorstellen, welche Sprachschule dieser Umgang für den begierig Aufhorchenden bildete.

Wenn ich hier auch nur wenige Namen nennen kann, so will ich doch unter keiner Bedingung den einen übergehen — den eines in Petersburg geborenen Russen, jüdischen Ursprunges, aber griechisch-christlicher Kirche, namens Löwenthal; seiner Bildung nach war er durchaus Deutscher und lebte damals in Paris als Lehrer der deutschen Sprache am *Lycée Louis le Grand.* Wir wurden eng be-

freundet; leider hatte ich den Schmerz, ihn nach zwei Jahren durch seinen frühen Tod zu verlieren. Offenbar entstammte Löwenthal den *Sephardim;* ich habe selten den orientalischen Typus so schön und edel ausgebildet angetroffen; er aber litt darunter, denn der Arme war untröstlich über seine jüdische Herkunft und meine ganze Beredsamkeit vermochte nicht, ihn zu beschwichtigen; dieser Kummer hat gewiß Teil an seinem frühen Ende gehabt. Da Löwenthal Sprachlehrer war, so stellt man sich leicht vor, welche Förderung ich in dieser Beziehung aus seinem Umgang gewinnen mußte. Dennoch kam diesem Umstand hier nur nebensächliche Bedeutung zu: in dem Elemente der Musik fanden sich unsere Herzen. Er besaß eine sowohl in ihrer Größe wie in ihrer Beschränkung gleich eigenartige Begabung, dergleichen ich nie wieder angetroffen habe: die verwickeltsten und modulationsreichsten Klavierkompositionen spielte er fehlerlos nach dem Gehör, ohne sie gelernt zu haben und ohne sie je zu vergessen; dabei war er nicht bloß in bezug auf Theorie völlig unwissend, sondern fast unfähig, Notenschrift zu entziffern. Fachmusiker gafften ihn wie ein unerklärliches Phänomen an, namentlich wenn sie ihm aufgaben, ein Stück von Chopin in einer vom Original fernabliegenden Tonart zu spielen; er war sich der Schwierigkeit einer derartigen Aufgabe überhaupt nicht bewußt, sondern fragte naiv: „Auf welchem Tone wünschen Sie, daß ich beginne?“ Sein zauberhafter Anschlag, seine Technik — in ihrer Art vollendet — erinnerten in keiner Weise an Virtuosentum, sondern eher an gute ungarische Zigeunerkunst. Sein eigentliches Gebiet war Chopin, den er, glaube ich, ohne Lücke innehatte; auch sonstige slawische Musik, sowie ungarische Tanzweisen und solche aus der Lanner- und Strauß-Schule, standen ihm unbeschränkt zur Verfügung. Von Schumann spielte er nur einiges, da er mit diesem Komponisten wenig Fühlung besaß, dagegen wußte er viele Schubert’sche Lieder — sobald er sie nur hier oder dort hatte singen hören — entzückend vorzuführen; ein besonderes Glanzstück für seine zarte und feurige Vortragsweise bildete Weber’s *Aufforderung zum Tanz.* Beethoven war ihm eine verschlossene Welt, und von Wagner kannte er nur weniges, da man in dem damaligen Paris nichts von ihm zu hören bekam. Einiges aber — wie die Ouvertüren zum *Holländer, Tannhäuser* und das Vorspiel zu *Lohengrin* — spielte er hinreißend,

sowie namentlich den *Einzug der Gäste,* wofür er ein so feinempfindendes Vorgefühl der verschiedenen szenischen Bewegungen besaß, daß ich erst in Bayreuth dieses sonst allüberall trivialisierte Tongebilde in den mannigfachen Schattierungen würdigen und freudevollen Heranschreitens wiedererlebte. Mich schloß nun dieser vortreffliche Mann ganz in sein Herz ein; zwar spielte er manchmal auch für Andere, namentlich auf Bitten der Fachmusiker, doch geschah das immer mit einem gewissen inneren Widerwillen; zu zweit zogen wir in entlegene Kaffeehäuser und entdeckten richtig eines mit einem guten Instrument, das wir stimmen ließen. Löwenthal's Freude war es, mir dort stundenlang vorzuspielen; traten Gäste ein, er brachte sofort einen Schlußakkord an, und wir pilgerten weiter. Zur Bereicherung meiner musikalischen Kenntnisse, zur Übung meines Ohres und meines Gedächtnisses hat diese Zeit — die sich im folgenden Sommer ähnlich wiederholte — viel beigetragen.

Noch einen letzten Namen muß ich nennen, den eines Wiener Juden, Blumenfeld. Er wohnte nicht im „Deutschen Haus" und gehörte auch nicht zu dem Kreise meiner sonstigen Bekannten; durch einen Zufall gerieten wir eines Tages unter den prächtigen Nußbäumen der Promenade in ein Gespräch, das an dem gleichen Orte häufig wieder aufgenommen wurde. Blumenfeld war der erste Mensch, der mir Näheres über Richard Wagner mitzuteilen wußte. Zwar hatte mir Borchardt viel von Niemann als Tannhäuser und Lohengrin vorgeschwärmt; doch war sein Verhältnis zur Kunst ein so „künstliches", daß hier nichts für mich zu gewinnen war; keines der anderen Mitglieder unseres Kreises zeigte irgendein Interesse nach dieser Richtung; der Wiener dagegen — den ich erst spät im Herbst 1875 kennen lernte — war erfüllt von der überragenden Bedeutung des Bayreuther Meisters und erfreut, einen so begeisterungsfähigen Zuhörer zu finden. Bezeichnend war, daß es sich bei ihm keineswegs um eine aus Leidenschaft geborene Hingebung handelte, sondern um eine intellektuelle Witterung, wie ich sie später bei Juden nicht selten angetroffen habe. Immer wieder betonte er, er sei kein Enthusiast, ja, Wagner mißfalle ihm in manchen Beziehungen sowohl als Mensch wie als Dichter und Musiker, — worauf aber der Kehrreim stets einfiel: „Aber, bester Herr! man kann sagen, was man will, Wagner ist und bleibt der bedeutendste Künstler in Wort und Ton

unter allen Lebenden; er ist die einzige große Erscheinung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.“ Er erzählte mir von Bayreuth, von den Proben zum Ring, die eben stattgefunden hatten, und von den im Jahre 1876 zu erwartenden ersten Festspielen. Den Namen „Bayreuth“ in Verbindung mit dem Namen „Wagner“ hatte ich zwar einige Monate früher schon vernommen — doch in welcher grotesken Verballhornung! Die *Times* brachte nämlich im Februar 1875 eine kurze Notiz, nach welcher Richard Wagner ein Theater für die festliche Aufführung seiner Werke in Beyrut (Syrien) errichtet habe, wohin die Fanatiker seiner Muse fortan jährlich pilgern sollten. Diese Nachricht — die man für einen Fastnachtsscherz halten konnte — las ich abends in Cannes meiner Großmutter, Mrs. Basil Hall, der Witwe des Reisenden (S. 13), vor, die mich auf mehrere Tage mit einigen Verwandten auf dem Wege nach Malta besuchte. Einige lachten über den phantastischen Einfall des Tondichters, Andere empörten sich über die Eitelkeit der Zumutung an sein Publikum; da trat plötzlich die greise Dame mit ungewöhnlicher Wärme für den Meister und seinen Plan ein; zwar wußte sie sonst von ihm gar nichts und war ohne alles Interesse für Kunst; doch hatte sie viele Jahre ihres Lebens im Bereiche des Mittelländischen Meeres zugebracht, war zu Hause in Ägypten, Syrien, Kleinasien usw., glaubte an einen kommenden Aufschwung dieser Länder und überraschte uns durch die Behauptung, Beyrut sei „sehr zentral gelegen“ und gehe, sobald die Bahn nach Jerusalem vollendet sein werde, „einer großen Zukunft entgegen“, ergo sei „dieser deutsche Komponist ein weitblickender Mann, der ihr recht gut gefalle“! Herr Blumenfeld belehrte mich nun eines besseren: auf einmal stand das Festspielhaus mir im Herzen Deutschlands vor Augen, was freilich zu meinem Eindruck von Tribschen harmonischer stimmte. Eines Tages führte mich Blumenfeld vor eine Auslage, deutete auf die Dichtung *Der Ring des Nibelungen* und sagte eindringlich: „Ich bitte Sie, kaufen Sie sich das und lassen Sie sich durch die Schwierigkeiten der Sprache nicht abschrecken; Sie werden einen Begriff bekommen, was das für ein Mann ist.“ Von dem Erlebnis dieser Lektüre, wie auch von den Eindrücken, die ich in Interlaken von der Aufführung Wagnerscher Musik-Bruchstücke erhielt, werde ich gleich zu berichten haben. Vorerst möchte ich noch von dem wackeren Blumen-

feld erzählen, daß, als ich ihm im Sommer 1876 in Interlaken wieder begegnete, er sein Möglichstes daran setzte, mich zu überreden, ich solle, koste es was es wolle, nach Bayreuth zu den Festspielen fahren. Nun reichten aber meine Mittel nur gerade für den billigen Pensionspreis in einem Stübchen eines Nebenhauses des „Deutschen Hofs“: die Reise nach Bayreuth und zurück, der Aufenthalt dort und 100 Taler Eintrittspreis — das überstieg meine geringe Barschaft um ein Vielfaches; mein Vater, an den ich die Kühnheit hatte mich zu wenden, ließ mir antworten, ich sei wohl verrückt geworden. Der „redliche Jude“ gab sich aber nicht für besiegt; er verstand es, meine Scheu zu überwinden und mir so lange zuzusetzen, bis ich endlich eines Tages die Feder ergriff zu einem Brief, den ich klopfenden Herzens in den Kasten warf, adressiert an Herrn Richard Wagner, Dichter und Komponist in Bayreuth, in dem ich kurz meine Lebensumstände und Lage schilderte, auf Grund dieser um Gewährung des freien Eintrittes zu einem Zyklus ersuchte — und wenn ich mich recht erinnere, mit dem Zusatz, ich werde gewiß später in die Lage kommen, die Schuld abzutragen. Hätte ich eine bejahende Antwort erhalten, so war durch versprochene Vorschüsse zweier Freunde für die Reisekosten gesorgt. Doch natürlicherweise gelangte dieses naive Schreiben dem Adressaten niemals vor Augen, vielmehr erhielt ich vom Verwaltungsrat der Festspiele lediglich einen gedruckten Zettel mit der Ankündigung, daß zum zweiten und dritten Zyklus noch Plätze zum Preise von je einhundert Taler frei seien.

Interlaken hatte ich nicht bloß des Umgangs mit Deutschen wegen zum Sommeraufenthalt erwählt, sondern ebenfalls in der Hoffnung, dort endlich ein annehmbares Streichorchester zu hören: auch hierin wurde ich nicht getäuscht. Das damalige Kurorchester zählte etwa vierzig Mann, zumeist Österreicher, einige sogar von den Wiener Philharmonikern; dazu ein tüchtiger, geschmackvoller Leiter, Herfurth, der, kurz darauf nach Lausanne berufen, die dortigen ungeschulten Kräfte zu Leistungen heranführte, die man kaum für möglich gehalten hätte; sechs Jahre später hörte ich dort eine Aufführung der neunten Symphonie (mit Richard Wagner's Programm) so vorzüglich dirigiert, daß sie mir trotz der ungenügenden Mittel unvergeßlich blieb. Die Programme in Interlaken waren, was sie sein mußten: Programme für ein internationales Reise- und Kur-

Publikum. Das *Erwachen des Löwen* und was es sonst noch derartiges gibt, durfte nie ganz fehlen, wurde aber wenigstens geschmackvoll vorgetragen; auch die üblichen Potpourris durfte Herfurth seinen Hörern nicht vorenthalten, vermied aber die Ungeheuerlichkeiten — ich nenne nur den berüchtigten Titel *Thé dansant beim Fliegenden Holländer* — und hatte die Gewohnheit, selber hübsche Auslesen zusammenzustellen; entzückend wählte er die Tanzmusik, die von seinen Wienern entsprechend gespielt wurde — Lanner, Strauß und Schubert lernte ich gut kennen; selbst jene unerträglichsten der Unerträglichkeiten — die modernen Märsche — wußte er durch Auswahl alter Charakterstücke sowie durch neuere von Schubert und anderen guten Musikern ihres Schreckens zu entkleiden. In dem Maße des Möglichen suchte aber Herfurth auch gehaltvollere Tonstücke zu bringen und verstieg sich sogar bis zu kürzeren Mittelsätzen aus den Symphonien Beethoven's. Ouvertüren — italienischen, französischen, deutschen — widmete er besondere Sorgfalt, brachte häufig Mozart und auch einiges von Beethoven (namentlich *Fidelio* und *Egmont).* Von Wagner hörte man die Einleitungen zu *Rienzi, Holländer, Tannhäuser* und *Lohengrin;* aneinandergereihte Bruchstücke aus diesen Werken waren nicht ganz vermieden, doch bevorzugte Herfurth zusammenhängende Stellen, wie den *Einzug der Gäste,* den *Zug zum Münster,* die Einleitung in den dritten Akt *Lohengrin* mit anschließendem *Brautlied* usw. Franz Liszt war einzig durch die zweite ungarische Rhapsodie vertreten, mit hinreißender „Verve" vorgetragen; für deren möglichst häufige Wiederholung sorgte ich durch Bekannte, die ich mir aus dem Orchester gewonnen hatte, später durch Herfurth selber, den ich durch Löwenthal kennen lernte und der mir sogar — ein unvergeßliches Ereignis — an einem menschenleeren Vormittag auf dem Flügel des Kurhauses die Hauptmotive der *Neunten Symphonie* vortrug.

Wagner's Musik wirkte auf mich — ich kann nicht anders, ich muß den abgebrauchten Ausdruck anwenden, weil er der Wirklichkeit genau entspricht — sie wirkte auf mich „elektrisierend". Sobald sie ertönte, war es mir unmöglich, auf meinem Stuhle sitzen zu bleiben. Da die Programme viel Minderwertiges brachten, so geschah es wiederholt, daß ich, im Gespräch mit General von Twar-

dowski oder einem anderen Bekannten, nicht genau auf die Reihenfolge achtete; da, plötzlich durchzuckt eine Tonfolge mein ganzes Wesen wie ein Aufruf zu Tat und Kampf; ich hörte kein Wort mehr meines Nachbarn, sprang auf und pflegte immer dicht ans Orchester heranzugehen — teils um keinen Menschen mehr vor mir zu sehen, teils aus der genannten Lust nach Tat und Bewegung, die mich zur Tonquelle hinzog wie einen Falter in die Flamme. Mehr als einmal — da mir jeder Ton neu war — ahnte ich nicht, daß das Gespielte von Wagner sei; bald aber kam es so weit, daß ich nach dem ersten Takt — auch ohne das Programm zu Rate zu ziehen — Wagner an dieser unfehlbaren Wirkung auf mein Gemüt erkannte. Auf solche naive Eindrücke eines noch völlig Unbelehrten lege ich großen Wert; sie sind in einer überzivilisierten Welt so selten und doch das einzige, woran sich der Mensch mit voller Sicherheit selber kennen lernt. Ich denke dabei an Goethe's Verse:

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken;
Aus dem Wilden, hold und mild,
Zeigt sich dir das wahre Bild.

Ein solcher „Wilder" war ich damals; und da ist es mir noch heute von Bedeutung, mir den Unterschied in der Wirkung der Musik Wagner's und derjenigen Beethoven's auf die frischen Sinne des unerfahrenen Jünglings zu vergegenwärtigen.

Am Lago Maggiore (S. 181 fg.) war ich sofort in einen großen Lehnstuhl hineingekrochen und regungslos die Stunden über darin verblieben; später im Leben habe ich, sobald sich die Möglichkeit dazu bot, mich beim Anhören von Beethoven flach hingestreckt und wo das nicht anging, nach Tunlichkeit dafür gesorgt, die Gliedmaßen möglichst bequem zu lagern, auf daß ihr Dasein nicht als Last empfunden werde — ich erinnere daran, daß Goethe sich auf sein Ruhebett legte, wenn der Organist zu Berka ihm Bach vortrug. Zwanzig Jahre nach den Interlakener Tagen sagte mir ein junger englischer Künstler, der mich während eines Vortrages Beethovenscher Musik beobachtet hatte: *„You looked as if you had been turned into a lump of amorphous Protoplasm"* — Sie sahen so aus, als

wären Sie in ein gestaltloses Protoplasma-Klümpchen umgewandelt worden. Beethoven vernichtet für mein Empfinden das Körperliche. Gewiß ist seine Kunst eine durch und durch dramatische; das Drama ist aber derartig vollkommen in die Seele hineinverlegt, daß fürs Auge nichts zu sehen bleibt, vielmehr die Welt der Sichtbarkeit verlischt. Für Homer, den Blinden, war alle Dichtung ein Hinzaubern vor die Augen, Beethoven, der Taube, gestaltete alle Eindrücke zu Tönen. Anregungen zu seinen Werken hat Beethoven aus Dichtungen und aus der lebendigen Natur vielfach — und wie ich glaube, fast immer — entnommen; doch braucht man nur an die *Coriolan*- und *Egmont-Ouvertüren* zu denken, und etwa das nachzulesen, was Wagner darüber geschrieben hat, um sich zu vergegenwärtigen, in welchem Maße es zu Beethoven's Art und Meisterschaft gehörte, aus einem jeden Vorgang die seelische Quintessenz herauszuziehen, so daß Ton allein übrig bleibt und es eher störend als fördernd wirkt, wenn wir der anregenden Veranlassung zu der musikalischen Schöpfung genauer nachgehen, wogegen die Magie unerschöpflich bleibt, wenn — wie beim ersten Satz der *neunten Symphonie* — ein heiliges Geheimnis sie verhüllt. Das Dramatische wird hierdurch keineswegs in Abrede gestellt; wenn aber z. B. Wagner den letzten Satz der siebenten Symphonie als einen „Tanz der Sterne“ bezeichnet, so verlegt er, wie man bemerkt, die vorgestellte Sichtbarkeit in ein unseren menschlichen Augen unerreichbares Gebiet, und es findet sich letzten Endes, daß jedes Bild nur uneigentlich zu nehmen, d. h. also kein Bild der Augen ist. Auch wenn der Bayreuther Meister das Allegretto der selben Symphonie als den Gang zur Kirche bei einer Bauernhochzeit anspricht, so leitet ihn hierbei vornehmlich die Fürsorge des Musikers, das Stück vor dem naheliegenden und es fälschenden schleppenden Tempo zu hüten; gewiß hätte er nicht geleugnet, daß in diesem Satz, bei aller Lieblichkeit, eine nicht in Worte zu fassende Unerbittlichkeit des Schreitens liegt, wie von einer milden, aber entschlossenen Schicksalsgöttin, und schwerlich würde er etwas einwenden, wenn wir hier Goethe's Verse anführten:

Wir suchen unsern Raum,
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.

Anders gestaltet sich in der Kunst Richard Wagner's das Verhältnis zwischen Hören und Sehen: in dieser Beziehung stehen er und Beethoven einander genau gegenüber. Das empfand ich damals instinktiv; heute weiß ich es. Wie ich es in meinem Aufsatz *Richard Wagner's geschichtliche Stellung* (vergl. *Deutsches Wesen* S. 113 fg.) ausgeführt habe, zeigt sich Wagner bezüglich der Sichtbarkeit seiner poetischen Schöpfungen Homer am nächsten verwandt. Theorie ist das bei ihm nicht, sondern angeborenes Wesen; die Theorie kam später, als schon vollendete Meisterwerke, wie *Tannhäuser* und *Lohengrin*, entstanden waren. Auch hier gilt:

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken.

Den Grundzug — das zugleich Unterscheidende, schöpferisch Neue und Unvergleichliche — an Wagner's Kunstwerk bildet die Übereinstimmung zwischen dem Tongebilde und dem Augengebilde: das Gesehene und das Gehörte entstehen bei ihm zugleich aus den unbewußten Tiefen des Gemütes und können nur durch Gewalt — besser gesagt durch Vergewaltigung — voneinander geschieden werden: man hört seine Musik nicht — oder nur gleichsam ein Echo davon — wenn man das Bild nicht erblickt, dessen Seele sie bildet, und das Bild erblickt man erst in seiner Bedeutung als verklärte, höhere Wirklichkeit, wenn die tönende Innenseite des Geschauten sich dem Ohre kundgibt. Wie manchem ist es nicht schon als ein Lapsus der Schöpfungsgeschichte aufgefallen, wenn Gott nur spricht: Es werde Licht! — als sei mit dem einen Sinn des Gesichts alles gegeben. Mit wunderbarer Feinheit hat das Goethe empfunden und ausgesprochen, als er zu jenem erschaffenden Worte hinzufügt:

Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Ich wüßte keine eindringlichere Veranschaulichung des poetischen Schaffens unseres Meisters als diese Worte: zu jedem „Es werde!" e r k l i n g t bei ihm mit Naturnotwendigkeit ein Vernehmbares; kein Bild „bricht" für ihn „in die Wirklichkeit", außer es erweist sich als solche durch ihm entfließenden Tongehalt. Das Gesagte gilt,

wie von der Grundidee jedes seiner Dramen — weswegen sich auch jedes durch einen besonderen Stil von jedem anderen unterscheidet — so auch von jeder letzten Einzelheit der erblickten und vernommenen Vorgänge. Daher die Unfähigkeit unserer Operntheater, diese Werke zur Darstellung zu bringen, da es eine Sinnwidrigkeit ist, wenn Gebärden oder szenische Bewegungen vorkommen, welche die Musik nicht als „Wirklichkeiten" kundgibt, und eine ebensolche Sinnwidrigkeit, wenn der Tonkörper diese Wirklichkeiten laut verkündet und das Auge leer ausgeht. Was man den „Bayreuther Stil" nennt, ist nichts anderes als der Versuch, die Übereinstimmung zwischen Augenbild und Tonkörper — im Großen und im Kleinen — durchzuführen, womit erst ein Drama Wagner's tatsächliches Dasein gewinnt. Diese Übereinstimmung bildet, wie gesagt, die Grundfeste, auf der das neue Werk ruht. Dahingegen kommt das Wort — sowie alles was durch Worte ausgedrückt wird — auf eine andere Ebene zu stehen. Denn wenn Wagner, als er Bewußtsein in sein eigenes Verfahren gewann, das Historische und das Konventionelle als seinem Drama fremd erkannte, so müssen wir unsererseits — und einem Winke in „Oper und Drama" folgend — erkennen, daß das W o r t stets mit einem Fuße (wenn nicht mit beiden) im Konventionellen steckt. Das Wort ist im besten Falle ein Wegweiser aus der Konvention hinaus in das, was Schiller das Reinmenschliche nennt, ebenfalls die besondere Umkleidung der Handlung ein Wegweiser aus dem erzählten Einzelfall in die Unbedingtheit des ewig Wahren. Und so ist denn — wenn ich es einem so gewiegten Kenner gegenüber wagen darf, mich mit paradoxer Unumwundenheit auszudrücken — in Wagner's Dramen jede nähere Bezeichnung der Fabel, wie sie das Wort notwendigerweise mit sich bringt, im tiefsten Grunde nebensächlich: was das Bild auf der Bühne unseren Augen zeigt, ist von kosmischer Bedeutung, gleich der Musik, und ebenso verhält es sich mit jenem Teile des Wortgehaltes, den man als reinmenschliche Poesie aus der Dichtung gleichsam „extrahieren" kann; allem übrigen dagegen haftet eine gewisse Zufälligkeit und Bedingtheit an. Das ist eine Wahrheit, die von den naivsten Gemütern erfaßt werden kann und vielleicht, wenn unsere Bildung nicht so viel Verbildung mit sich führte, von allen empfindsamen Seelen unter uns ohne weiteres erfaßt werden würde. Man braucht

sich nur die Reihenfolge der Bilder in *Tannhäuser* oder in *Lohengrin* genau zu vergegenwärtigen, um sich zu überzeugen, daß fast alles, was den ewigen Gehalt dieser wunderbaren Dichtungen ausmacht, dem Auge auch ohne Worte faßbar sein würde — namentlich dem vom Ohre genau geleiteten Auge. Dafür kann ich ein hübsches Beispiel bringen. Als ich in den achtziger Jahren in Dresden lebte und die damals in bezug auf Spielplan und Leistungen vorzügliche Oper viel besuchte, hatte ich auf der oberen Galerie des öfteren einen schlichten Mann aus dem Arbeiterstand beobachtet, dessen Aufmerksamkeit und dessen Teilnahme sich auf dem Antlitz in anziehender Weise widerspiegelten; meistens hatte er auch das Textbuch erstanden, in dem er sich während oder zwischen den Akten ernstlich umsah. Als ich nun einmal bei einer Aufführung der *Walküre* zufällig sein Nachbar wurde, fiel es mir auf, daß er keine Dichtung in der Hand hielt, und zwar fiel mir das um so mehr auf, als das Werk in Dresden neu war, er es also unmöglich schon kennen konnte. Nachdem ich ein freundschaftliches Gespräch mit ihm eingeleitet hatte, stellte ich ihm hierüber eine Frage. Er erwiderte: „Ja, liebster Herr, das verhält sich folgendermaßen: wo ich kann, muß ich sparen; ich habe aber kein Vergnügen, wenn ich die Vorgänge auf der Bühne nicht verstehe; bei den anderen allen weiß ich ohne Textbuch nie, was los ist, und verstehe auch kein Wort, da gehe ich lieber seltener hinein und erstehe mir dafür das Buch; bei Wagner aber braucht der Mensch bloß die Augen aufzuhalten, und er weiß alles genau.“ Ich warf ein: „Aber die Worte?“ — „Ach, wenn ich verstehe, was vorgeht, da errate ich meistens die Worte! Bei Wagner kauf ich das Buch n i e.“ Mancher Schwärmer hätte wohl bei einem solchen Ausspruch das Kreuz geschlagen; mir dagegen war zumute, als müßte ich den braven Mann umarmen; er hatte ja instinktiv das tiefste Wesen des neuen Dramas erfaßt, und ich überzeugte mich dann auch, daß er über den dichterischen Gehalt aller ihm bekannten Werke des Meisters Bescheid wußte.

Ich hoffe, mein gütiger Gönner verliert bei diesem langen Exkurs nicht die Geduld? Mir kam es darauf an, deutlich zu machen, warum ein empfindsames, unbefangenes und unerfahrenes Gemüt bei der Anhörung von Wagner's Musik — losgelöst von der Bühne — in eine erwartungsvolle Erregung gerät, die ganz anderer Art ist als

die weltverlorene Entrückung, in welche Beethoven's Muse ihn versetzt. Wagner's Musik fordert eben gebieterisch die Ergänzung durch das Auge, und wer das nicht weiß, wird zwischen Wonne und Weh hin und her geworfen. Wenn z. B. die *Tannhäuser-Ouvertüre* ausdrucksvoll gespielt wird, was unter Herfurth's Leitung geschah, und dann am Schluß kein Vorhang sich über das Innere des Venusberges öffnet, so bleiben die Nerven in einem Zustand fast unerträglicher Spannung; denn diese Musik bedeutet wirklich die Vorbereitung der Seele auf eine verzehrend leidenschaftliche, den Augen vorzuführende Handlung; wogegen die große *Leonoren-Ouvertüre* die Handlung rein seelisch — und insofern unsinnlich — bringt, und demgemäß auch diese seelische Handlung bis zum vollkommenen Abschluß führt. Daher vom ersten Augenblick ab die gänzlich verschiedene Wirkung der Musik Beethoven's und derjenigen Wagner's auf mich naiven Jüngling, bei gleich inbrünstiger Liebe zu beiden Meistern. Zwei Gewaltige hatte ich jetzt kennen gelernt, zwei Gipfel der Schöpferkraft in jener Kunst, von der Goethe sagt, sie allein vermöge es:

> Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
> Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne!

Der Dritte — Johann Sebastian Bach — sollte mir erst einige Jahre später und erst nach und nach vertraut werden.

Auf die geschilderten Eindrücke, die ich Herfurth und seiner wackeren Musikerschar verdankte, war ich begierig, die Dichtungen zu *Rienzi, Holländer, Tannhäuser* und *Lohengrin* kennen zu lernen; doch gelang es mir nicht, in dem theaterlosen Interlaken die „Textbücher" — so nannte man sie damals noch — aufzutreiben, und das Wenige, was meine Freunde mir zu erzählen wußten, war nicht geeignet, meine Neugier zu stillen. In diesem Augenblick — Herbst 1875 — trat nun, wie oben mitgeteilt, jener Wiener Blumenfeld als *deus ex machina* auf, erzählte mir von Bayreuth und führte mich vor das Schaufenster eines abgelegenen Krämerladens, wo er ein Exemplar des zu den kommenden Festspielen neuverlegten *Ring des Nibelungen* entdeckt hatte. Das war wieder einmal eine merkwürdige Schicksalsfügung: unmittelbar auf die hinreißende Wirkung von Bruchstücken aus Wagner's Musik der fürs ganze Leben

bestimmende Eindruck der gewaltigsten unter seinen Dichtungen — und zwar dieser gleich als allererster! Zu dem Erlebnis einer guten Bühnenaufführung wäre ich gewiß noch unreif gewesen, und das Opernmäßige an der äußeren Form der Dichtungen aus der ersten Lebenshälfte hätte mich wahrscheinlich befangen gefunden und befangen gemacht. So dagegen offenbarte sich der Dichter mir sofort in seiner ganzen Größe und mit einer solchen Bestimmtheit, daß ich von der ersten Stunde an ihn den erhabensten aller Zeiten gleichstellte. Mit welcher Sicherheit dies geschah, beweisen Briefstellen aus jenem Herbste.

Das Studium der Dichtung des *Ringes* war für einen in der deutschen Sprache noch so wenig bewanderten Mann wohlbetrachtet ein überkühnes Unternehmen, bei welchem Instinkt und keckes Erraten dem Verständnis gar oft zu Hilfe kommen mußten. Nicht bloß enthielt mein guter „Grieb" manche Worte nicht, sondern wie viele Wörter trugen eine von der heutigen abweichende Bedeutung, und wie viele der reichen alten Sprache abgelauschten Satzbildungen mußten mir — auf die eigenen Kräfte Angewiesenen — schwer lösbare Rätsel stellen! Und doch ist mir keine Erinnerung einer Mühseligkeit geblieben, vielmehr nur die eines freudigen und erregten Kampfes. Zwei ganze Tage blieb ich der Heimwehfluh und der Kurmusik untreu, an dem einen verzichtete ich sogar auf mein Mittagessen — was im zwanzigsten Jahre etwas bedeuten will —, ich konnte mich nicht losreißen. Mit zitternden Händen schlug ich im „Grieb" nach, unfähig die Erregung zu meistern. Der Zustand glich genau dem des ersten Shakespeare-Rausches, nur traf er mich jetzt nach außen ungebunden und nach innen um sechs wichtige Jahre auf dem Wege von Kindhaftigkeit zu Manneswert reifer. Der übermäßig starke Eindruck kommt gewiß daher, daß diese beiden großen Dichter — Shakespeare und Wagner — ohne jede stufenweise Annäherung, ohne jegliche Begleitung kundiger Erläuterung und geschichtlicher Vermittelung urplötzlich vor meinem unerfahrenen Gemüte dastanden, was der Seele Gleichgewicht stören mußte.... Es war spät im Herbst; meine neuen deutschen Freunde waren nacheinander fortgezogen; auch Herr Blumenfeld, der wackere Sohn Sem's, dampfte ab nach seinem heimatlichen Wien:

die Orchestermitglieder folgten; ich blieb allein mit meinem *Ring* und den durch diesen gesteigerten Bemühungen um die Beherrschung der deutschen Sprache. Eine ungewöhnliche Vertrautheit mit dem von den meisten Deutschen damals für schwierig und unzugänglich gehaltenen Werke war das Ergebnis dieses einsamen Herbstes. Fortan war für mich Wagner in erster Reihe „der Dichter des Ringes", und nie mehr habe ich irgendeinen unter den Lebenden mit ihm verglichen.

Die Sonne seines Lebens, von der die einleitenden Worte zu diesem Briefe sprechen, war dem Jüngling aufgegangen.

*

Von dem mißlungenen Versuch, die Festspiele 1876 mitzuerleben, habe ich schon oben das Wesentliche mitgeteilt. In der Not frißt der Teufel Fliegen: ich wanderte — statt nach Bayreuth — zum Pfarrer des Dörfchens Gsteigwyler hinaus, eine Stunde von Interlaken entfernt; der Mann war mir von seinen gesund derben Predigten her bekannt und lieb; von ihm bat ich mir die Erlaubnis aus, auf seiner Orgel .... zu spielen kann ich nicht sagen, aber mich zu ergehen, — was mir gestattet wurde gegen die Erlegung von fünfzig Rappen die Stunde an den alterskranken Bauern, der den Blasebalg trat. Der Klavierunterricht meiner frühen Kindheit hatte so wenig Spuren hinterlassen, daß ich die Noten nicht mehr lesen konnte; aber ich kalkulierte: wenn du es auf einer Orgel versuchst, so tönt der erste Ton solange du willst, also auch bis du den zweiten gefunden hast; diese Rechnung hat sich bewährt. Ein gewisser Emmerich Kastner hatte ein Heftchen mit Motiven und besonders anmutenden kleinen Stellen aus dem *Ring* zusammengestellt und in leichtester Fassung für das Harmonium gesetzt: dies wurde mein Ersatz für die mir unerreichbaren Festspiele! Genau erinnere ich mich, mit dem sogenannten Schwertmotiv — eigentlich der blitzartig auftauchende Gedanke Wotan's, durch Heldentum die Welt zu beherrschen — begonnen zu haben, weil die Noten hier die einfachste Folge boten und dem C-Dur gemäß (wie ich später erfuhr)

keine Vorzeichen mich beängstigten. Nie werde ich den Eindruck vergessen, als ich — nach wieviel Zeit weiß ich nicht — endlich die Töne

richtig herausgefunden und mehrmals wiederholt hatte; ohne jede Übertreibung darf ich behaupten, daß mir in diesen wenigen Noten der Charakter der Musik des *Ringes* — ihre Monumentalität oder soll ich sagen ihre Naturgewalt? — aufging und mich begeisterte. Tag für Tag pflegte ich frühmorgens nach Gsteigwyler zu eilen, und immer begann ich mit dem Wotansgedanken, an dem ich mich nicht satt hören konnte; täglich aber kam etwas Neues hinzu, so mühsam es auch ging, bis ich endlich Kastner's Heftchen so ziemlich innehatte. An der Musik des *Ringes* habe ich die Noten gelernt!

Ermutigt durch diesen bescheidenen Erfolg, mietete ich im folgenden Winter ein Harmonium. Ob es meinen Nachbarn zur Freude geschah, weiß ich nicht, ich aber lernte das vielverlästerte Instrument sehr schätzen; mein Repertoire erweiterte sich allmählich und — was die Hauptsache war — auf diesem Wege wurde ich mit unserer Notenschrift vertraut genug, um schließlich auch zum Klavier übergehen zu können. Die Orgel ließ ich auch nicht ganz im Stich und amtete einen ganzen Winter über als Registerzieher des Organisten der Stadtkirche in Cannes — wovon Gehör und Notenkenntnis Vorteil zogen. Der nächstweitere Schritt geschah, als ich mich imstande fand, zum Vierhändigspielen auf dem Klavier überzugehen. Zwar war es ein kühnes Unternehmen, da ich gar keinen Unterricht genossen hatte und meine Naturstudien mir zum Nachholen des Versäumten keine Muße ließen: eine gewisse natürliche Fertigkeit im Vomblattelesen, Liebe und Instinkt zur Musik, ein geübter Partner im Diskant — mehr brauchte es nicht. Bald brach die Zeit an, wo fast nie ein Tag verstrich, ohne daß eine Symphonie Beethoven's durchgespielt worden wäre! Diese Werke — welche das Evangelium jedes den Offenbarungen der Tonwelt empfänglichen Herzens bilden — in der Originalfassung vom Orchester zu hören, blieb ein mir damals unzugängliches Glück . . . ein einzigesmal hörte ich einen einzigen Satz vom Orchester der Spielhölle in Monte Carlo, empfand aber die ganze Umgebung als einen so

schreienden Mißklang zu der himmelspendenden Kunst des Gottgesandten, daß ich den Versuch nicht wiederholte; auf dem bescheidenen Klavier dagegen lernte ich diese Werke Ton für Ton auswendig kennen, und sie haben mich seitdem im Wachen und im Träumen durchs Leben begleitet. Bald kamen alle Ouvertüren des selben Meisters dazu, auch die Ouvertüren Mozart's und einige seiner Symphonien, viel Haydn, manches von Schubert und von Händel und endlich — oh des glücklichen Tages! — für Klavier gesetzte Orgelmusik von Bach.

Hier möchte ich ein Buch nicht unerwähnt lassen, das auf mich — der ich bisher als Kunstparia aufgewachsen war — einen dauernden Einfluß ausüben sollte, indem es mich nicht bloß über die Geschichte der Tonkunst unterrichtete, sondern meinen Geistesbedürfnissen namentlich dadurch entsprach, daß es die Tonkunst in Zusammenhang mit der Gesamtheit der Kulturerscheinungen brachte, wodurch sie zu einem lebendigen Bestandteil eines würdigen Menschenlebens erhoben wird, wie das meiner eigenen Erfahrung entsprach: ich rede von Brendel's *Geschichte der Musik.* Dieses Werk habe ich mit Eifer wiederholt durch und durch gearbeitet; was dagegen einzuwenden ist, weiß ich; nichtsdestoweniger halte ich es für unersetzlich und beklage es, wenn es der heutigen Jugend vorenthalten bleibt.

*

Inzwischen hatten die Festspiele des Jahres 1876 stattgefunden; ihrem Verlauf war ich mit leidenschaftlichstem Interesse gefolgt. Im Juli 1876 schreibe ich aus Interlaken an meine Tante: „Hätte ich nur Geld genug zur Verfügung, so sollte mich der zwölfte August sicher in Bayreuth finden. Es wird ein wunderbares Erlebnis sein, und diejenigen, welche diesen Aufführungen beiwohnen, werden die Zeugen eines der Wendepunkte der Geschichte der Kunst gewesen sein.“ Da es mir nun vom Schicksal verweigert war, an diesem Erlebnis teilzunehmen, so leistete mir meine *Kölnische Zeitung* insofern gute Dienste, als die Berichte des „Patronatsherrn“ (Dr. Mohr) sich von denen vieler anderen deutschen Zeitungen durch Intelligenz und Ahnung der Bedeutung des Dargebotenen auszeich-

neten. Stand auch manches Haarsträubende darin, so fanden sich dagegen Sätze, wie die folgenden: „Der von der Macht der Töne getragene Gesamteindruck ist und bleibt doch ein großartiger . . . . der Eindruck ist einer der mächtigsten, den je ein Bühnenwerk auf mich gemacht, und hat für mich etwas Ähnliches nur in Gebilden, die zwei Meister aller Meister geschaffen: Shakespeare und Beethoven." Sehr wohltuend wirkte auch seine Wut über das Verhalten der deutschen Kritik; nach einer Erwähnung der begeisterten Bewunderung, die Wagner's Werke in Frankreich und in England, in Italien und in Spanien genössen, fährt er fort: „Nur die hochgelobte deutsche Kritik gebärdet sich so, als ob es ihrer kostbaren Würde Eintrag tun müsse, wenn sie sich im geringsten für den Mann erwärmte. Sie ist die richtige Prüde, wie Wagner sie irgendwo schildert, die egoistisch und lieblosen Herzens dem Götzen des konventionellen Anstandes opfert, um gelegentlich desto tiefer in den Kot zu fallen. In einer Zeit der vollständigsten Dürre auf dem Gebiete der musikalisch-dramatischen Literatur, in den Tagen der blühendsten Kapellmeistermusik tritt ein mit wirklich schöpferischer Kraft begabter Geist auf, weist mit der Kühnheit des Gedankens, wie sie nur dem deutschen Geiste eigen ist, auf neue Bahnen hin, bemüht sich, selbst mit enormer und fast übermenschlicher Kraftanstrengung, sein künstlerisches Ideal in großen Schöpfungen zu verwirklichen, überwindet die unabsehbaren Hindernisse, die der Darstellung seiner Werke im Wege stehen, gibt auf eigene Rechnung und Gefahr sein Bühnenfestspiel so, wie es ihm vor der Seele schwebte, und da kommt die deutsche Kritik und weiß nichts mehr zu erzählen, als daß man in Bayreuth viele unmoralische Dinge zu sehen und zu hören bekommt, und daß man im Wagnerschen Theater so sehr schwitze wie anderswo. Das ist echt berlinerisch, um nicht zu sagen echt deutsch. Wäre Wagner ein Franzose oder Italiener, ich bin überzeugt, daß die dortige Kritik schon aus purem vaterländischen Stolze den Künstler mit mehr Achtung behandelt haben und sich nicht ein so trauriges Zeugnis von Impotenz und dünkelhafter Befangenheit ausgestellt haben würde. Jedenfalls aber stehen die unbedingten und kritiklosen Enthusiasten unendlich höher in meiner sittlichen Wertschätzung als jene gewiegten Kunstkritiker, die sich nicht bedenken, eine derartige künstlerische Kraft als Brandopfer

auf den Altar ihrer persönlichen Eitelkeit zu legen.“ Besonderen Eindruck machte auf mich die Art, wie der „Patronatsherr“ zu dieser Erkenntnis von der hohen Bedeutung des Werkes erst im Laufe der Aufführung selber gelangte. Bei *Rheingold* wäre es schwer, seinen Spott von dem berlinerischen zu unterscheiden; am nächsten Tag reut es ihn, so leichtfertig verfahren zu sein, denn die *Walküre* hat ihn insofern eines Besseren belehrt, daß er jetzt einsieht, „das Ganze sei aus einem triebkräftigen Lebenskeim entsprungen und der Ausfluß eines mit schöpferischer Kraft gesegneten Geistes“. Das ist zwar nicht viel, aber immerhin ein Schritt auf dem Wege zum Verständnis. *Siegfried* versetzt den braven Mann in noch ärgeren inneren Zwist zwischen höchster Bewunderung und völligem Unverständnis. Und erst nach der *Götterdämmerung* geht's ihm auf, daß er alle seine Urteile zu früh ausgesprochen hat: „Nachdem nun auch der vierte Teil des *Ringes* an uns vorübergezogen, ist uns ein großer Vorzug des ganzen Werkes zum Bewußtsein gekommen. Das ist die ununterbrochene, von Anfang an bis zum Schluß gehende Steigerung, — ein in seinen Anfängen kaum merkliches, aber immer mächtiger anschwellendes Kreszendo des poetischen wie des musikalischen Ausdrucks, das unser Interesse trotz der alle Nerven erschütternden Arbeit des Aufmerkens nicht erlahmen läßt“; so daß er den Eindruck gewinnt, der letzte Teil „lasse die vorhergegangenen weit hinter sich“, und schließlich beim weiteren Nachdenken zu seiner Parallelisierung mit Shakespeare und Beethoven gelangt.

*

Bald sollten eigene Erlebnisse folgen. In einer deutschen Provinzstadt wohnte ich im Herbste 1878 zum erstenmal der Aufführung eines Werkes Wagner's bei: es war *Tannhäuser;* das Ergebnis: eine niederschmetternde Enttäuschung! Zwar machte mich diese Enttäuschung keinen Augenblick am Meister irre, doch aber an diesem Werke, das mir als unharmonisches Zwischending erschien; und da ich (einige Jahre darauf) von einer *Lohengrin*-Aufführung so schmerzlich berührt wurde, daß ich mitten im zweiten Akt davonlief, so habe ich einige Zeit lang — ja eigentlich bis zu der Offen-

barung des wahren Wesens dieser vollendeten Meisterwerke menschlicher Kunst in Bayreuth — unter dem Wahn gelitten, als seien sie Durchgangserscheinungen auf dem Wege zu einer Kunst, die im *Ring* ihren ersten wahren Ausdruck fand. Hiervon zeugt der erste Aufsatz, der jemals aus meiner Feder in der Öffentlichkeit erschien: *Notes sur Lohengrin (Revue Wagnérienne, 1886).* Mein Irrtum ist nicht schwer zu erklären: die Partituren zu studieren war ich unfähig, ich richtete mich — wie bisher bei allem — nach der unmittelbaren Wirkung des empfangenen Eindruckes, und dieser war ein so verworrener, widerspruchsvoller, daß ich mehr Schmerz als Freude davontrug. Später jedoch erfuhr ich aus den Briefen des Meisters, daß es ihm nicht besser als mir erging und er unfähig war, der Verballhornung dieser Werke durch unsere Opernbühnen beizuwohnen. An Liszt schrieb er: „Mit größter Bestimmtheit weiß ich, daß alle meine Erfolge sich auf schlechte, sehr schlechte Aufführungen von meinen Werken gründen: daß sie somit auf Mißverständnissen beruhen und daß mein öffentlicher Ruhm nicht eine taube Nuß wert ist. . . Den *Tannhäuser* und den *Lohengrin* habe ich in den Wind gegeben: ich mag nichts mehr von ihnen wissen; als ich sie dem Theaterschacher übergab, habe ich sie verstoßen; sie sind von mir verflucht worden, für mich zu betteln und nur noch Geld zu bringen“ (I. Aufl. 1887, 2. 41; III. Aufl. 1910, 2. 39). Feiner Empfindende werden, hoffe ich, meine damalige Abwendung von diesen Werken verstehen. Außer dem *Don Giovanni* des *Théâtre des Italiens* (vergl. S. 172) hatte ich selten ein Operntheater besucht und war von diesem ganzen Apparat von Unnatur und Unsinn einfach angewidert; es handelt sich um den gesunden Instinkt jedes rein und stark empfindenden Menschen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf den wundervollen und leider wenig bekannten Aufsatz Carlyle's — *The Opera* — aus dem Jahre 1852 verweisen: „Mit Recht wird behauptet, Musik sei die Sprache der Engel; in der Tat, unter menschlichen Äußerungen gibt es keine, die den göttlichen Ursprung so sicher verrät. Sie hebt uns an das Unendliche hinan; vom Gesang geführt und begeistert, schauen wir auf Augenblicke über die dunklen Wolkenelemente hinüber in das ewige Meer des Lichtes. . . . Heute aber und seit geraumer Zeit ist die Musik — von allem Sinn und von aller

Wirklichkeit geschieden — wahnsinnig geworden; wie ein Verrückter rennt sie umher, eitel darauf, daß sie mit Sinnvollem und Wirklichem nichts zu tun habe, sondern nur mit Unwirklichem und Fieberwahn.... In der Gestalt der Oper dient jetzt die göttliche Kunst, eine Stunde durch Unterhaltung auszufüllen, und ist nicht einmal unterhaltend, sondern langweilig und öde, wie die angeputzten Zuhörer männlichen und weiblichen Geschlechtes es sind, die — soweit mein Auge mir ein Urteil erlaubte — in keiner Beziehung wert waren, unterhalten zu werden.... Ein merkwürdiger Anblick, und für den, der Augen zum Sehen hat, ein trauriger.... Hinter der Oper erblicken meine Augen den Schatten des ewigen Todes, wie er vorüberschreitet; die Musik dient nicht mehr dazu, gottwärts, himmelwärts, nach dem Throne ewiger Wahrheit, sondern abwärts in das Falsche, das Leere und in die Wohnung nie endender Verzweiflung zu blicken.... Meine lieben Herren, seien Sie versichert, ich erwarte keineswegs, daß die Oper sich dieses Jahr oder nächstes Jahr von selbst abschaffen werde; fragt Ihr mich jedoch, warum Helden heutigentages nicht geboren, warum Heldentaten nicht getan werden, so will ich Euch antworten: wir leben in einer Welt, in der alles darauf berechnet ist, das Heldenhafte zu erdrosseln. An jedem Eingang ins Leben harren die Dämonen dieser Welt auf heldenhafte Anlagen und legen alles darauf an, sei es durch Verführung, sei es durch Nötigung, sie zu verderben oder auszulöschen. Und für diese Hölle bildet Eure Oper den angemessenen Himmel!“

Zum Glück brachte wenige Wochen nach dieser unersprießlichen *Tannhäuser*-Aufführung ein zweites Bühnenerlebnis ein vollwiegendes Gegengewicht. Mitte November 1878 fand nämlich in München die erste dortige zyklische Aufführung des *Ringes* statt, zugleich die allererste außerhalb Bayreuth's: ihr wohnte ich bei. Zwar war der Andrang so groß, daß ich nur einen Hinterplatz in der letzten Seitenloge links des dritten Ranges erhielt — was mir allerdings eindringliche Belehrung über die Notwendigkeit von Wagner's Reform des Theaterbaues erteilte: von meinem Stuhle aus sah ich die Bühne überhaupt nicht; stand ich auf und belästigte in ungebührlicher Weise die vorderen Reihen, so erblickte ich glücklich einen großen Teil der Rampe sowie die rechte Seite des Bühnenbildes — Szenerie und Gestalten der Darsteller, alles aus der Vogel-

schau und dadurch oft bis zur Lächerlichkeit entstellt. Ebenso jämmerlich gestaltete sich für mich die Akustik des nach den alten italienischen Prinzipien aufgestellten Orchesters: die rechts massierten Trompeten und Posaunen schmetterten mir in die Ohren, daß ich manchmal die übrigen Instrumente nicht hörte, wogegen die Hörner und Holzbläser, nach der entgegengesetzten Richtung hingewendet, zudem durch den vorspringenden Balkon verdeckt, wie ermattet mein Gehör erreichten. Und nun denke man sich einen jungen Mann, dem jede Übung im Zurechtrücken und Ausgleichen der tollen Ungeheuerlichkeiten unseres unsinnigen modernen Theaterwesens abging, und man wird sich vorstellen, welche verwirrenden Eindrücke er empfangen mußte. Nur zwei Momente haften mir noch heute lebendig im Ohre: die *Todesverkündung* als das Feierlich-Erhabenste, was jemals Ausdruck fand, und *Siegfried's Rheinfahrt* als musikalisch-poetischer Klangzauber — beides von Hermann Levi breit und groß erfaßt. Ich besitze aber Briefe aus jenen Tagen, die den unmittelbaren Eindruck widerspiegeln und außerdem einiges Beachtenswerte zur Veranschaulichung der Verständnisstufe bringen, die ich auf meinem Wege nach Bayreuth damals erreicht hatte. Den größten Teil des ersten dieser Briefe, vom 18. November 1878 datiert — also vom Morgen nach der Aufführung des *Rheingold* — will ich jetzt, aus dem Englischen ins Deutsche übertragen, mitteilen. Vorausgeschickt sei, daß er an die geliebte Tante gerichtet ist, die Mutterstelle bei mir vertreten hatte, und der ich unmittelbar nach jeder Aufführung einen eingehenden Bericht schickte.

„Als erstes laß mich Dir sagen, daß im ganzen Stück keine Stelle vorkam, die mir im geringsten verworren oder unharmonisch erschienen wäre, oder die dem Ohre den sofortigen vollen Genuß erschwert hätte; ganz im Gegenteil, was mich am meisten überraschte, war die mirakulöse Einfachheit und kristallene Klarheit — die mir bei französischen und italienischen Opern mit ihren mehrfachen Sängern und der unzusammengehörigen Begleitung fehlten. Im *Rheingold* liegt immer die einzelne Stimme obenauf; hin und wieder von einem mit ihr verschmelzenden Instrumente gleichsam getragen. Das wunderbare Orchester entzückt das Ohr und bietet jedem, der befähigt ist, tiefer zu schauen und seine Freude darin findet, den ethischen und philosophischen Ideen des Tondichters

nachzugehen, einen wahren Ozean, in welchen er wonnig untertauchen kann, um endlos daraus zu lernen; dieses Orchester, mit seinen vielen Stimmen, mit den Rückerinnerungen und den Vorahnungen, die sich — wie das im Menschengeist geschieht — kreuzend verweben, und welches ganze Ideenfolgen, sowie Hoffnungen und Befürchtungen in uns hervorruft, die vielleicht ein einziges Wort in der Seele des Helden geweckt hat, — dieses Orchester läßt der Genius Wagner's in einer Weise fließen, daß es niemals die Aufmerksamkeit von der Handlung auf der Bühne ablenkt, zugleich so, daß die „Motive", wie zahlreich sie auch auftauchen mögen, alle mit eindeutiger Klarheit vor uns stehen. Ich meine, es muß wohl die Vollkommenheit des reinen Genies sein, wenn ein großes, tiefes und verwickeltes Werk den Eindruck des Einfachen, Unverwickelten macht. Man hört viel von den „Disharmonien" in Wagner's Musik reden, es wird behauptet, das Ohr müsse sich erst an die Wirrnis gewöhnen, ehe es sich darin zurechtfinde — und ich muß gestehen, ich glaubte bisher, die Leute, die das sagten, hätten teilweise recht; heute aber kann ich nur sagen: im *Rheingold* war von dem allen keine Rede. In dem Gewittersturm z. B. gibt es Stellen, wo schon die bloßen Violinen sechzehnfach geteilt sind! Und nichtsdestoweniger, welche Gelassenheit — ein Wort, das hier vielleicht nicht am Orte ist, dasjenige aber, was ich zu vermitteln versuche, am besten ausdrückt! Ich hatte mir vorgestellt, einzig die angespannteste Aufmerksamkeit des Ohres würde mich befähigen, mich in diesem Wirrwarr zurechtzufinden, und ich drängte mich vor, um das Auge zu Hilfe zu nehmen, indem ich die Geiger beobachtete — doch, welch' ein Irrtum! Wir sind ja nicht auf Erden, sondern im Himmel, und die waltende Stimmung ist die der über Freya's Rückgabe erfreuten Götter; nicht handelt es sich hier, wie in der *Pastoral-Symphonie,* um Blitz und Donner, die in den ländlichen Bauerntanz störend hineinfahren; hier sind wir über den Wolken daheim, und Donner ruft sie herbei zur Bildung der Regenbogenbrücke, welche die Götter nach Walhall hinüberführen soll. ‚Zu mir, du Gedüft! Ihr Dünste zu mir! . . . . Auf des Hammers Schwung schwebet herbei!' Dieses friedliche Herbeischweben des Gedüftes ist es, dem das Orchesterbild gilt und das beschreiben zu wollen ein unnützes Beginnen wäre."

„Du weißt, wie schwierig es ist, über solche Erlebnisse zu schreiben, besonders am nächsten Morgen, den Kopf noch voll der verschiedenartigsten Eindrücke und keineswegs fähig, einen zusammenhängenden Überblick zu gestalten. Außerdem, wie Du weißt, hatte ich bisher nur selten Gelegenheit, ein Opernhaus zu betreten, und so mag denn wenig an meiner Meinung liegen. In Kürze sei gesagt: Wagner's Werk — als solches — hat meine Erwartungen in allen Teilen erfüllt und in einigen weit übertroffen; von den Darstellern kann ich das Gleiche nicht behaupten; was aber Wagner's Ideal eines neuen Theatergebäudes betrifft, es hat der eine Abend genügt, mich völlig zu bekehren und meine letzten Bedenken zu zerstreuen. Wenn ein wahres Musikdrama überhaupt existieren soll, so müssen unbedingt Stätten gebaut werden, würdig dieser höheren Kunst. Erstens dürfte kein Theater für Musik so groß sein wie das Hoftheater in München, denn die menschliche Stimme ist nicht geschaffen, solche Räume auszufüllen; zweitens muß unbedingt das Orchester unsichtbar sein, und da es eine höhere Bedeutung im Drama gewonnen hat und seine Stimme ununterbrochen gehört werden muß, so ist ein Ausgleich der verschieden gearteten Tonmassen durch die Entfernung einiger Gruppen — ich nenne nur die Posaunen und die Trompeten — bis unter die Bühne zu empfehlen; drittens muß das Theater dunkel werden, ehe der erste Ton erschallt. Diese Erfordernisse zu einem wahren künstlerischen Genuß liegen auf der Hand, und es ist mir unbegreiflich, daß sie nicht jedermann sofort einsieht, und daß vielmehr die große Mehrzahl gebildeter Menschen sie noch heute bekämpft und über das Bayreuther Theater ihren Spott treibt; jedenfalls zeigt es, wie seicht diese Mehrzahl ist und wie oberflächlich ihre Vorstellung von der Bedeutung der Kunst. Ich kann Dir gar nicht sagen, wieviel ich von meiner Umgebung gelitten habe; bei der Einleitung und den Zwischenmusiken schwatzten die Menschen unaufhörlich und streckten die Köpfe nach allen Seiten des Theaters umher; mir wurde dadurch der Genuß so verdorben und die feierliche Stimmung, die mich erfüllte, dermaßen verletzt, daß ich behaupten darf: ich habe mehr Freude daran, das Erlebte mir im Gedächtnis wieder vorzuführen, als ich hatte, der Aufführung beizuwohnen.“

„Wie Du weißt, ist *Rheingold* ein Vorspiel; es dauert knapp zweieinhalb Stunden, aber zweieinhalb Stunden hintereinander; jede der vier Szenen geht ohne Unterbrechung in die folgende über, mit anderen Worten, die Musik setzt keinen Augenblick aus. Diese Anordnung scheint mir einer tieferen Ursache zu gehorchen; denn was wir hier erleben, ist nicht eine dramatische Handlung, welche nach Entwickelungsmomenten in Akte eingeteilt werden könnte; was wir hier sehen, sind die ursprünglichen Kräfte der Natur, dargestellt in ihren symbolischen Beziehungen zu dem Wesen und zu den Hauptleidenschaften des Menschen, wozu die Vorstellungen uralter Mythologie den Rahmen abgegeben haben. Man darf nie vergessen, daß im Laufe des ganzen *Rheingold* kein eigentlicher Mensch die Bühne betritt! Freilich erblicken wir in den Handelnden unsere eigenen guten und schlechten Leidenschaften — wäre das nicht der Fall, wir würden die Vorgänge nicht verstehen: wir erblicken die reine Liebe, die sinnliche Liebe, die Liebe zu Macht und Reichtum, edlen Ehrgeiz, Charakterschwäche, Schlauheit und noch vieles andere; wenn uns aber die Sprache zwingt, von allen diesen Dingen mit den gleichen Worten zu reden, wir dürfen doch nicht übersehen, daß diese Gefühle und Leidenschaften, wie sie in den Handelnden des *Rheingold* zu Worte kommen, nicht den selben Sinn und den selben Beurteilungswert besitzen, als wenn es Menschen wie wir es sind, beträfe. Die Handelnden im *Rheingold* möchte ich mit platonischen Ideen vergleichen; treten sie auch als vielseitige Persönlichkeiten auf, so ist diese Persönlichkeit gleichsam ein Überwurf, der die Naturkräfte uns sichtbar und betastbar machen soll. Die Seele einer menschlichen dramatischen Handlung bildet eine fortschreitende Wandlung, und deren ethischer Wert beruht in der Aufzeigung des Verhältnisses zwischen der Kraft, die von außen auf den Menschen wirkt, und der Kraft des Willens, die aus seinem Inneren jener entgegendringt: Voraussetzung bilden das Wesen und die wechselnden Ideen des Menschen. In dem Vorspiel zum *Ring* fehlen alle diese Bestandteile eines menschlichen Dramas — und zwar aus dichterischer Absicht. Was wir hier erblicken, sind die Naturmächte, durch welche das kommende Drama seinen unabwendbaren Lauf geführt werden wird; wollte aber jemand voraussetzen, der Gang der Begebnisse könnte (wie das beim Menschen

der Fall sein würde) möglicherweise Loge's Schlauheit und lügnerische Erfindungskraft auf bessere, edlere Wege leiten, so wäre das genau ebenso absurd, als wollte man verlangen, das Feuer solle nicht mehr brennen; brennt Feuer nicht, so ist es eben kein Feuer. Die Götter und Dämonen des *Rheingold* können nur bekennen: ‚Ich bin, der ich bin.' In diesem Sinne behaupte ich, Wagner's Dichtung trage wahrhaft antiken Charakter; er besitzt aber ein Werkzeug des Geistes, welches die Alten nicht kannten und mit dessen Hilfe er lebende antike Statuen gemeißelt aufstellt. Die Töne, in welchen die Haupthandelnden im *Rheingold* Gestalt erhalten, erinnerten mich an die auf uns gekommenen Schilderungen gewisser Statuen des Phidias, die zwar Menschengestalt trugen, doch vom Hauch des Übermenschlichen belebt erschienen. Zugleich mußte ich bei der vollkommenen Einfachheit dieser leitenden musikalischen Themen an Shakespeare denken. Wenn, wie Wolzogen es in seiner bekannten Schrift tut, Du jedem dieser musikalischen Gebilde einen Namen gibst und z. B. von einem „Regenbogenmotiv" sprichst, so läufst Du natürlich Gefahr, die Schwelle des Absurden bald zu überschreiten; doch kann ich nichts Unnatürliches oder Gezwungenes darin finden, daß man eine eigentümlich wehmütige, fast unirdisch anmutende musikalische Tonfolge, der eine langsam und doch unabweislich vordrängende Bewegung eignet, mit den Nornen und ihrer Mutter Erda verbindet; und vollkommen natürlich wirkt es, wenn diese Tonfolge als eine Umwandlung des Themas erkannt wird, das der elementaren Natur angehört, insbesondere dem Wasser, in welchem die elementarsten, unschuldigen Wesen — die Rheintöchter — umherschwimmen. Doch unterliegen alle diese „Motive" einem unbedingten Erfordernis: sie müssen wahrhaft natürlich und sozusagen notwendig sein. In allen anderen Händen, außer denen des Genies, wird diese architektonische Idee unfehlbar zu einem bloßen mechanischen Notbehelf entarten; wie Wagner sie handhabt, bewirkt sie wahrhafte Wunder des Ausdrucks. Einige behaupten, er habe diese Methode übertrieben; das wäre sehr schade; das *Rheingold* wird jedenfalls von diesem Vorwurf nicht getroffen. Du kennst das exquisite: ‚Nur wer der Minne Macht versagt'; dies nennt Wolzogen das Motiv der Entsagung. Kannst Du Dir einen vollkommeneren Ausdruck für eine feierliche Verzichtleistung den-

ken? Und hältst Du es für möglich, Dir einen Wagner an seinem Tische vorzustellen, wie er an der Komposition dieser Melodie arbeitet? Nein, gewißlich nicht! Hier handelt es sich um wahre Eingebung, um eine Eingebung, die den absoluten Wert der Wahrheit besitzt. Und wenn wir diese Töne dann wieder vernehmen — sei es als Gesang, sei es aus dem Orchester heraus — in Augenblicken, wo einer oder der andere der Handelnden ein Gutes aufgibt und ein Übles erwählt, so erscheint es uns natürlich und schön und notwendig, — wie wäre es möglich, für diese Stimmung einen anderen Ausdruck zu finden? Doch darfst Du nicht glauben, dieses Motiv komme ausschließlich in dem genannten Sinne zur Anwendung. Ein Beispiel: Erzählt einer der beiden Riesen von der mühseligen Arbeit, die er und sein Bruder beim Auftürmen der Mauern Walhalls verrichtet haben, und von der Hoffnung, die sie dabei belebte: ‚ein Weib zu gewinnen, das wonnig und mild bei uns Armen lebe‘, — so flüstern die unaussprechlich wehmütigen Töne des Entsagungsmotivs ihm ins Ohr, daß das niemals sein, daß er der Liebe nie teilhaftig werden kann. Der Eindruck derartiger Stellen — die sich dem Ohre vollendet einfach mitteilen und jeder Spur von Sentimentalität entraten — ist herzzerbrechend.“

„Zum Schluß: Ein Haupteindruck, den ich gestern abend gewonnen habe, ist die Überzeugung, daß dieses Werk — ich kann vorläufig nur vom *Rheingold* sprechen — die Jahrhunderte überdauern wird. Hatten Wagner's Werke so viele Schwierigkeiten zu überwinden, so mag das wohl zum Teil in der Originalität des Stiles begründet sein, ungleich mehr aber, glaube ich, an der Unzulänglichkeit der Sänger und der Orchesterleistungen liegen. Sind erst diese vorangehenden Schwierigkeiten jeder Aufführung überwunden, und tritt das wahre Volk als Zuschauer ein, so wird die Volkstümlichkeit des *Ringes* derjenigen *Tannhäuser's* und *Lohengrin's* nicht allein gleichkommen, sondern sie übertreffen. Augenblicklich bildet die Mehrzahl ihre Meinung notwendig nach derjenigen der Zeitungskritiker — jener elenden Rasse hungriger Menschen; laßt sie aber erst für sich selbst urteilen, und ich bin überzeugt, die große Mehrzahl der Menschen ist dem Einfluß des wirklich Genialen unterworfen und kann ihm nicht widerstehen.“

Die weiteren Briefe fügen für die Beurteilung des Grades meiner damaligen Erkenntnis und Einsicht wenig Neues hinzu; und so mag es denn bei diesem Auszug aus dem *Rheingold*-Brief sein Bewenden haben.

*

Die Tage in München benützte ich auch dazu, mich als Mitglied des neu gegründeten „Bayreuther Patronatsvereins“ aufnehmen zu lassen. Dies geschah durch Anmeldung bei Hermann Levi, wodurch ich zum erstenmal in meinem Leben mit einer Persönlichkeit aus dem Bayreuther Kreise in Berührung trat; ehrfürchtig durchschauerte es mich, als Levi erzählte, er sei vor zwei Tagen aus Bayreuth zurückgekehrt, wobei er Äußerungen des Meisters über seinen *Nibelungenring* anführte. Leider erfolgte aus diesem Besuch keine Anknüpfung irgendwelcher Art; der berühmte Kapellmeister staunte zwar über den Engländer, der so wenig von Wagner wußte und doch mit solcher Begeisterung dem Patronatsverein anzugehören wünschte, aber der Weg von Mensch zu Mensch tat sich zwischen uns beiden erst nach weiteren 15 Jahren, infolge meines Vortrages *Der Tod bei Wagner* auf, wogegen ich diesem später so eifrigen Freunde und Förderer meiner Schriften bis dahin — bei unseren verschiedenen Begegnungen in Bayreuth — als *quantité négligeable* zu gelten schien. Wie viel hängt doch manchmal im Leben von dem Eindruck und dem Eingreifen Anderer ab!

In ähnlicher Weise machte sich dies im selben Winter noch einmal geltend. Der Eindruck von der Aufführung des *Ringes* in München gärte stark in meinem Innern und veranlaßte mich, nicht nur die Dichtung wieder vorzunehmen, sondern, soweit es ging, den musikalischen Aufbau des gewaltigen Werkes aus den Klavierauszügen mir näher vertraut zu machen. Zu gleicher Zeit erhielt ich als Patronatsherr die ersten Stücke der *Bayreuther Blätter*, in denen Worte des Meisters tiefen Eindruck auf mich machten, einiges andere dagegen zu lebhaftem Widerspruch aufreizte — so z. B. ein Aufsatz des von mir später sehr wertgeschätzten, vortrefflichen Heinrich Porges *Über die Begründung der Kunst durch die Religion*. Das alles brodelte nun in meinem jungen Kopfe und gab mir die

Kühnheit zu einer gewiß nicht unbescheiden gemeinten, nichtsdestoweniger erstaunlich kecken Tat ein. Ich setzte mich hin und schrieb — zum erstenmal in meinem Leben — einen Aufsatz, und zwar in deutscher Sprache, für die *Bayreuther Blätter* bestimmt! So sehr es mich freut, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, daß der allerfrüheste Versuch zu schriftstellern dem Bayreuther Werke und Gedanken galt, so muß ich dessenungeachtet über die naive Unbefangenheit meines Unternehmens staunen; es bleibt ein Zeugnis von der gehobenen Stimmung, in die mich das Erlebnis der Münchner Aufführung versetzt hatte. Daß Hans von Wolzogen — später ein so innig verehrter, teurer Freund — dieses Elaborat in sein Blatt nicht aufnehmen konnte, liegt auf der Hand; hätte er sich aber vorgestellt, wie jung und unerfahren der Verfasser war und wieviel Intuition und Begeisterungskraft sich hier kundtat, so hätten wohl schon damals Beziehungen entstehen können, die erst volle zehn Jahre später angeknüpft wurden. Zufällig aber traf es sich, daß in dem nächsten Stück der Blätter ein Aufsatz von ihm erschien, in welchem er das spezifisch D e u t s c h e an Wagner's Werk betont, zugleich die Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit für einen Nichtdeutschen, in das unterscheidende Wesen dieses Kunstwerkes, sowie namentlich seiner „Kulturbedeutung", verständnisvoll einzudringen; denn, so sagt er: „Das, was uns Deutschen bei der Beteiligung an den Bayreuther Bestrebungen zumeist am Herzen liegen sollte .... kann n u r d e r D e u t s c h e in seiner tiefsten Notwendigkeit empfinden und begreifen." Hierzu hat er nun eine Anmerkung eingeschoben, in welcher es heißt: „Einer Zusendung aus Italien, von seiten eines begeisterten englischen Verehrers der Wagner'schen Kunst, haben wir erst neuerdings wiederum eine merkwürdige Bestätigung der oben geäußerten Ansicht über die Stellung des Ausländers zu unseren Bestrebungen entnehmen dürfen." Worauf es dann im Text weitergeht: „So kann denn n u r d e r D e u t s c h e wirklich dazu gelangen, die Eigenart unserer Bestrebungen und ihrer Ziele ganz zu begreifen." Meinem Herzen voll von Liebe und Begeisterung sowie von dem Wunsche, der gemeinsamen Sache zu dienen, haben diese Worte eine schmerzhafte Wunde geschlagen und zugleich in ihm Erbitterung erzeugt; ich fühlte mich wie hinausgestoßen aus einer Sphäre, die mir als Heiligtum galt. Dem Meister und seinem Werke

wurde ich zwar nicht untreu; ich zahlte weiter meine Patronatsbeiträge und lebte in der freudigen Erwartung künftiger Festspiele; doch die *Bayreuther Blätter* schlug ich jahrelang grundsätzlich nicht mehr auf, verlor dadurch jede Fühlung mit dem betreffenden Kreise, und es entgingen mir infolgedessen sogar die herrlichen letzten Arbeiten Wagner's. Inzwischen hatte ich mich mit aller Energie auf das Studium der Naturwissenschaften geworfen, steckte den ganzen Tag über in Laboratorien und Hörsälen und studierte in den Ferien bis zu dreizehn Stunden am Tage (vergl. S. 101 fg.). Das ist die Geschichte meines ersten Aufsatzes.

Vielleicht ist es aber doch — wenigstens für meine näheren Freunde — nicht ohne Interesse, einiges über dieses Op. 1 zu erfahren, weswegen ich hier eine kurze Analyse mit einigen wörtlichen Anführungen bringe.

Der eigentliche Inhalt des kurzen Aufsatzes richtet sich polemisch gegen die ausgesprochene Tendenz der *Bayreuther Blätter*, die Mitglieder des neuen Patronatsvereines zu bestimmten philosophischen, religiösen und politischen Glaubensbekenntnissen zu verpflichten; hin und wieder geschieht das sogar mit beißender Ironie, so z. B. wenn es heißt: „Wir werden aufgefordert, zu der Denkweise des Buddhismus zurückzukehren und unsere von der Wissenschaft beschmutzten Glieder in den heiligen Fluten des Ganges rein zu waschen!“ Wogegen der Aufsatz den Standpunkt vertritt: „Es ist ein ganz falsches und stark zu tadelndes Verfahren, bestimmte philosophische Lehren aus einem Kunstwerk zu ziehen. Auch auf des Künstlers persönliche Ansichten brauchen wir bei der Betrachtung seiner Schöpfungen nicht einzugehen; denn diese atmen einen höheren Geist; und es kann wohl kaum eine unglücklichere und der Sache, welche der Verein vertritt, mehr Schaden zufügende Idee geben, als diejenige, ‚die philosophischen Anschauungen des Meisters an der Hand seiner Werke darzulegen‘ (Anspielung auf den Nebentitel eines Aufsatzes der *B. B.)*. Außer dem reinen Gefallen an dem Schönen ist und kann die Wirkung des Kunstwerkes nur eine ästhetische und — indirekt — eine ethische sein. ‚Unter einer ästhetischen Idee aber‘, sagt Kant, ‚verstehe ich diejenige Vorstellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgendein bestimmter Gedanke, d. i. Begriff, adäquat sein kann.‘ Die Kunst wirkt

unmittelbar auf uns, und ihr sittliches Verdienst ist, daß sie den Menschen gewissermaßen über sich selbst erhebt und seinen Geist läutert, ohne daß er erst die vielen Stufen des denkend erfassenden Gehirnes zurücklegen müßte. Eine Folge hiervon beim intelligenten Menschen wird natürlich sein, daß er viel zu denken veranlaßt wird; nichtsdestoweniger kann die Kunst, welche als ein Produkt des Genies das allgemein und absolut Schöne und Wahre widerspiegelt, niemals die Trägerin besonderer, bestimmter Lehren sein." Diese Anführung genügt, um eine Vorstellung des Zweckes und Zieles der kleinen Arbeit zu geben. Das eigentliche Urteil über die Bedeutung Richard Wagner's bringt die letzte Seite der Handschrift, die ich deswegen hier einrücke. „Wer eine Nibelungenvorstellung erlebt hat in einem Theater, in welchem sich die verschiedensten Volksklassen aneinanderdrängten und beobachten konnte, welchen ungeheuren Eindruck sie selbst auf diese gänzlich unvorbereitete Masse machte, wird an dem Siege der Wagnerischen Ideen nicht zweifeln. Wie Köstlin in seiner Broschüre sagt: ‚Nur wiederholen und immer wiederholen!' Wer aber durch tägliches Studium und langes, liebevolles Sichvertiefen in Wagner's Werke eine noch so geringe Einsicht erlangt hat in die wunderbare, durch ihn offenbarte Welt, der versteht es, daß die Menschheit ihn bis jetzt so wenig begriffen hat, denn e r w e i ß, daß Wagner nicht ein bloßes Genie ist, sondern einer jener Sterne, wie sie die Natur nur selten hervorgebracht hat. Neben Sophokles, Shakespeare und Beethoven wird er genannt werden; ja sogar über diesen, denn seine Schöpfungen sind noch gewaltiger. Er ist der Erste, der die Musik zu einer wirklich sittlichen Macht erhoben hat, und sein Kunstwerksideal ist ein so unermeßlich großes, erhabenes und tiefes, daß man von dem Glanze eines solchen Geistes fast geblendet wird. Und man sollte an dem Triumph zweifeln? Nein, wir bedürfen der scharfen Waffen nicht! Vor allem bedürfen wir weder der philosophischen, noch der moralischen, noch der politischen Systeme. Nur d a s V e r s t ä n d n i s für die wahre, reine Kunst — wie sie aus ihrem zeitweiligen Tode größer und heiliger als je erstehen soll — verbreiten und erweitern: das ist die wahre Aufgabe!"

*

Genau in dem selben Augenblick, in welchem dieser Aufsatz entstand und in welchem ich als ein neuer Tor und „Gänserich“ vom getreuen Gurnemanz hinausgeworfen wurde, spielte sich eine vorübergehende, aber wichtige Episode meines Lebens ab, deren Wirkung auf Inhalt und Gestaltung meines Geistes dauernden Einfluß gewinnen sollte; schon in dem Briefe an Baron Uexküll habe ich diese Episode erwähnt, kann aber nicht umhin, in anderem Zusammenhang hier darauf zurückzukommen. Es handelt sich um den Winter 1878—1879, den ich in Florenz verlebte. Diese letzten Monate vor der entschlossenen Wendung zu der fachmännischen Ausbildung als Student der Natur bin ich nämlich in eine Begeisterung für die Kunst geraten, die meinem Leben leicht eine andere Richtung gegeben hätte: zugrunde lagen ohne Frage die übermächtigen Eindrücke des Gesamtkunstwerkes, gesteigert durch die mehrjährige Beschäftigung mit Musik überhaupt, und nunmehr plötzlich und unerwartet durch die Offenbarung der mir bisher völlig fremd gebliebenen Welt der bildenden Kunst zum Überfließen gebracht.

Was die Musik betrifft, so geriet die Leidenschaft für sie in eine neue, anspruchsvollere Richtung. Das Klavier nämlich — soviel Genuß und Belehrung ich diesem Instrumente auch verdankte — war mir als Organ des Ausdruckes immer fremd geblieben, und zwar glaube ich, nicht allein wegen des völligen Mangels an technischer Beherrschung, sondern auch wegen eines mangelnden Instinktes für die „elende Drahtkiste“ (um das Wort Anton Rubinstein’s anzuwenden); die herrlichen Streicher des damaligen Florentiner Orchesters verführten mich nun, es mit dem Violoncello zu versuchen, wobei das dort fehlende Talent sich hier bald beglückend zeigte, indem ich ungewöhnlich schnelle Fortschritte machte und sofort — was mir auf dem Klavier niemals gelungen ist — nach dem Gehör instinktiv mich zurechtfand; freilich machte mir die Bogenführung Schwierigkeiten, da man aber in Florenz für die erste Zeit alles Gewicht aufs Pizzicato zu legen pflegte, so begann ich fast von der ersten Unterrichtsstunde an, mir allerhand Melodien vorzumusizieren. Mit den vier Saiten des teueren Instrumentes fühlte ich mich bald verwachsen, und bereits nach drei Monaten wagte es mein lieber Professore Castagnoli, mit seinem Schüler vor einem kleinen

eingeladenen Kreise stolz zu tun. Hätte ich zehn Jahre früher angefangen, ich glaube, ich hätte es auf diesem Instrument zu etwas gebracht.

Ihre besondere Farbe erhielt diese eindringliche Beschäftigung mit Musik durch den Umstand, daß sie Hand in Hand mit einer ebenso leidenschaftlichen Hingabe an die bildenden Künste ging. Wie oben angedeutet, letztere Leidenschaft überfiel mich wieder wie ein Rausch — ähnlich wie seinerzeit die Sterne, die Blumen, Shakespeare, Beethoven, Wagner. Alles, was ich sonst in Florenz vorgehabt hatte, fiel der Vergessenheit anheim; von früh bis in die Nacht gehörten meine Stunden, außer den vom Cello beanspruchten, dem Studium der Architektur, der Plastik und der Malerei; jeder Gang aus dem Hause hatte die Betrachtung von Werken der Kunst zum Ziel. Der begeisternden Führung Ruskin's hatte ich mich übergeben; die entzückenden Schriftchen *Mornings in Florence* leiteten meine ersten Schritte. Die Folge war, daß ich ein guter Kenner der Präraffaeliten wurde, die Ruskin mehr als irgendein anderer in ihrer reinen Naivität und in dem halbverborgenen — weil nur halb zum Ausdruck kommenden — Reichtum ihrer poetischen Eingebung zu sehen lehrt. So eingehende Studien stellte ich in der *capella dei spagnioli* an, daß diese wirklich noch recht spröden Erzeugnisse einer tastenden Kunst heute nach vierzig Jahren mir vollkommen gegenwärtig sind. Wer auf diesem Wege anhebt, genießt den Vorzug, von der richtigen Seite her an den großen Giotto heranzutreten — ihn nicht als den noch unbeholfenen Vorläufer späterer Meister und daher nur als historisch interessante Erscheinung flüchtig zu begrüßen, vielmehr in Giotto einen der erfinderischsten, reichsten Genien mit Entzücken am Werke zu beobachten, der das Halbtote zu Leben aufruft, der den kleinsten Vorgang mit dramatischer Bewegung zu erfüllen weiß, und der alles Kommende vorahnt und gleichsam vorzeichnet; wie bei jedem wahrhaften Meister bedeutet sein Werk eine Vollendung, wie bei sehr wenigen bedeutet es zugleich den Anfang einer reichsten Epoche, und sein Geist schwebt noch über Raffael. Es wäre ein überflüssiges Beginnen, hier Namen aufzählen zu wollen: jeder Kunstfreund kennt die Schar, die sich an Giotto anschloß, und wer sie nicht kennt, dem sagen die Namen nichts; nur zur Andeutung meiner eigenen Ge-

schmacks- und Seelenrichtung bemerke ich, daß neben Giotto mir Donatello besondere Begeisterung einflößte, und daß ich im Campo Santo zu Pisa das mich ansprechendste Denkmal fand: dorthin zog mich der Zauber Benozzo Gozzoli's immer von neuem, sowie die unerschöpfliche Anregung des *Trionfo della morte* von Orcagna, eines Werkes, von dem ich damals nicht ahnte, daß es Goethe zu der Schlußszene seines *Faust* die bildlichen Vorstellungen gespendet hatte. Etwas später ergriff mich inbrünstige Liebe zu Fra Angelico, dessen Werke — in Florenz so reich vertreten — ich sozusagen auswendig lernte. Da ich nicht voraussehen konnte, daß mein Aufenthalt in diesem Paradiese der Kunst jäh abgebrochen werden würde, habe ich die Werke, die nach Masaccio entstanden, nur flüchtig betrachtet: mein Herz blieb befangen im *Trecento* und *Quattrocento*. Diese Stimmung führte von selbst zu der eingehenden Beschäftigung mit dem heiligen Franziskus von Assisi — soweit das die damaligen Mittel erlaubten; schon Ruskin macht wiederholt darauf aufmerksam, daß hier der wahre Brunnquell der italienischen Malerei fließe, und gewiß vermag es keiner, die richtige Stimmung für die Werke aus der Zeit, die von Giotto bis Masaccio reicht, zu gewinnen, dessen Seele nicht von dem seraphischen Heiligen beflügelt worden ist.

Eine Tatsache möchte ich nicht unerwähnt lassen, die nicht unmittelbar zu dem Gegenstand dieses Briefes gehört, an meine Präraffaeliten aber anknüpft und für den Mechanismus meines Geistes in absonderlicher Weise bezeichnend ist: erst durch diese Meister ist es mir möglich geworden, über die Chronologie des europäischen Mittelalters geordnete Vorstellungen zu gewinnen. Meine eingeborene Abneigung gegen das Vernunftlose, das Zufällige und das Chaotische aller Geschichte brachte mit sich die Unfähigkeit, mir Daten einzuprägen, da diese mir ohne jeden logischen Zusammenhang, als Inbegriff der Willkür erschienen. Wenn nicht ein Dichter Geschichte dramatisch gestaltet, allenfalls ein Moralist sie zur Belehrung der Gegenwart und somit zur Umsetzung in die Tat verwendet, finde ich Geschichte immer und überall empörend und zum Verzweifeln unzusammenhängend. Nun aber entdeckte ich in der Kunst eine geschichtliche Erscheinung, die sowohl betreffs der logischen Auseinanderentwickelung und Aneinandergliederung der Erscheinungen wie auch durch den nie wiederkehrenden Zauber bestimmter Per-

sönlichkeiten und auch bestimmter Zeitalter, wissenschaftlichen und philosophischen Denkforderungen entsprach und somit Material lieferte, das sich mühelos dem Gedächtnis einverleibte. Die mir bisher dunkel gebliebenen Jahrhunderte, die etwa vom zehnten bis zum sechzehnten reichen, lebten nunmehr — ein jedes mit seiner eigenen Physiognomie — für mich auf, indem mir geschaute Kunstwerke und deutlich vorgestellte Künstlerindividualitäten vor Augen standen, an die ich alle sonstigen Ereignisse politischer und sozialer Natur anzugliedern mich gewöhnte. Auf diesem Wege entstand meine spätere ziemlich eingehende Beschäftigung mit den nicht sehr glücklich als „Mittelalter“ bezeichneten Jahrhunderten, von denen mir namentlich das dreizehnte und das vierzehnte — bis hinunter in den Anfang des fünfzehnten — als ein Blütepunkt europäischen Gesamtlebens erschienen, als der Augenblick, in welchem man mit Freuden am öffentlichen Leben teilgenommen hätte. Wie dem auch sei, es bleibt possierlich, daß ich an Werken der Kunst es lernte, Daten zu memorieren und an Geschichte Geschmack zu finden; denn die Methode, die mir die Tre- und Quattrocentisten eingegeben hatten, dehnte ich später auf die gesamte mir erreichbare Weltgeschichte aus.

Mitten in diesen Monaten erregter und zugleich gemütlicher Freude fiel ein Ereignis wie ein Blitz aus heiterem Himmel, zerschlug meine gutgemeinten pedantischen Bemühungen und meine chronologische Ordnung und führte mich — durch einen einzigen Blick der Augen, durch ein einziges wonnevolles Erschrecken des Herzens — aus der Zeit in die Zeitlosigkeit, das heißt in das Reich der ewigen, weil vollkommen gestalteten Gegenwart. Wie oben angedeutet, hatte ich es mir grundsätzlich versagt, die Werke der eigentlichen Renaissance in Florenz zu studieren und hatte nur verstohlene Blicke auf diejenigen geworfen, die ich auf meinem Wege zufällig antraf. So geschah es denn, daß ich schon sechs Monate in Florenz weilte und noch niemals die *Sagrestia nuova* der Kirche *San Lorenzo* betreten hatte. Als aber an einem schönen Frühlingstag mein Weg mich dort vorbeiführte, trat ich ohne vorherige Überlegung doch hinein — und da war's geschehen! Wer in die Betrachtung der Figuren der *Nacht* und der *Morgendämmerung* versenkt war, findet nicht leicht in die Zeitenfolge zurück. Hier wird alle Künstlichkeit der Kunst aufgehoben. Goethe's Wort über Bach: man

glaube an Gottes Busen kurz vor der Erschaffung der Welt zu ruhen, gilt in gleichem Maße bei diesen Gestalten. Man wird gegen die menschlichen Bestrebungen ungerecht und weiß nicht, warum man sich mit diesen berghohen Anhäufungen guten Willens abmühen soll. Zwar hatten mir — wie oben erzählt — die Werke der Kunst dazu geholfen, mich in der politischen und sozialen Geschichte Europa's zurechtzufinden; ein einziges Erlebnis aber, wie dieses an den Grabmälern der Medicäer, vernichtet den Begriff einer „Kunstgeschichte“: gipfelnde Kunst steht außerhalb aller Geschichte, Gipfel grüßt Gipfel, und die Niederungen bleiben im Schatten.

Für einen der abenteuerlichsten Wahngedanken habe ich stets Hegel's Lehre gehalten, die Geschichte sei die Offenbarung Gottes: das genaue Gegenteil halte ich für wahr. Selbst von den großen Helden gilt nur uneigentlich, daß sie „Geschichte machen“; in Wirklichkeit vernichten sie Geschichte — d. h. den vernunftlosen Wirrwarr von nie das Ziel erreichenden Bestrebungen, welcher den Inhalt aller sonstigen Geschichte ausmacht; in diesem Chaos schafft der Held Ordnung, er gründet Vernünftiges, wert zu beharren; er selber wird aber meistens und sein Werk immer gerade von der „Geschichte“ vernichtet. Unsere Gegenwart hat es uns wieder einmal gezeigt: eine kurze Lebensspanne wie die meine umfaßt die Erschaffung des Deutschen Reiches als das ausschließliche Werk eines einzigen Mannes und dessen Niedergang als das Werk und die Unterlassung aller. Mancher, dessen Geistesblick sich aus dem umgebenden Pestsumpf reichstäglicher Verblödung und Niedertracht zu der Grabesgestalt Lorenzo de Medici's voll Gram und Sehnsucht erhebt, wird ihre Bedeutung für den heutigen Tag empfinden und Michel Angelo's Worte nachsprechen:

Mentre che 'l danno e la vergogna dura:
Non veder, non sentir, m'é gran ventura.

In dem Brief an Baron Uexküll habe ich mit genügender Ausführlichkeit über den plötzlichen Abbruch meines Florentiner Kunstidylles und die entschlossene Hinwendung zum fachmännischen Studium der Naturwissenschaften berichtet. Eines aber — und gerade das Wichtigste — konnte in jenem Zusammenhang keine Erwähnung finden: rückblickend ist es mir zweifellos, daß der von

Michelangelo empfangene Eindruck hierbei entscheidend gewirkt haben muß, — und zwar nicht bloß und nicht hauptsächlich, indem er das Interesse für Kunstgeschichte lahmlegte, sondern weil in Gegenwart solcher Meisterschaft alle Stümperei und Dilettiererei unerträglich wird und ein jeder sich angefeuert fühlt, ein noch so beschränktes, bedingtes, ihm erreichbares Höchstes zu leisten.

Anfang Mai 1879 reiste ich nach Genf, um mich an der dortigen Universität naturwissenschaftlichen Studien zu widmen.

*

Während der nun folgenden Jahre gehörten alle Kräfte und fast alle Stunden des arbeitsreichen Tages der Naturwissenschaft; auch die abendlichen Lektüren galten in dieser Zeit weniger der Poesie als der Geschichte (z. B. Buckle) und der Philosophie der Naturwissenschaft (z. B. Darwin). Zum Musizieren fand sich trotzdem täglich Zeit, wenn auch manchmal nur in fliegender Eile. Freilich zwang mich die Not eines durchschnittlich zwölfstündigen Arbeitstages, das Cello aufzugeben; woher sollten noch Muße und Nervenkraft zum Üben auf dem schwierigen Instrumente kommen? Vierhändig aber wurde wacker darauf losgepaukt; vor allem unerschöpflich Beethoven — Symphonien, Ouvertüren, Quartette, Instrumentalsonaten. Erst nach und nach, bei steigender Fähigkeit, kamen Bruchstücke aus dem *Ring* und aus den *Meistersingern* daran. Theoretisch beschäftigte ich mich seit jener Abweisung durch die *Bayreuther Blätter* mit Wagner's Kunst gar nicht mehr.

Einen Mann muß ich hier nennen, der zu meiner musikalischen Förderung und dadurch auch zu allen späteren Genüssen und Studien Bedeutendes beigetragen hat: Adolf Ruthardt, damals Musiklehrer in Genf, später ein Menschenalter hindurch Professor am Leipziger Konservatorium und als solcher weit und breit bekannt. Durch einen Zufall geriet ich in Berührung mit ihm; sofort wurden wir befreundet. Ein echter Schwabe: derb, drastisch, voll Humor, von empfindungsreichem Gemüt; dazu eigenartig gebildet. Ruthardt behauptete, ich hätte eine „Klavierhand“, und beklagte den Mangel an jeglicher Schulung, der meinem Spiel Abbruch tat; in seiner Güte wollte er sich des verwilderten Kunstbegeisterten annehmen und

hat mir auch wirklich einige Wochen lang — es mögen wohl drei Monate gewesen sein — Unterricht erteilt. Mit pedantischer Strenge wurden Tonleitern, Fingerübungen, Cramer, Clementi und Bach's leichtere *Inventionen* durchgenommen; als Lohn für Fleiß und Fortschritte studierte mir mein geduldiger Lehrer sogar eine kleinste Sonate Beethoven's ein, Op. 49, Nr. 2 in G-Dur. Das ist und bleibt der einzige Klavierunterricht, den ich in meinem Leben genossen habe! Übrigens schulde ich noch heute Ruthardt dafür Dank; denn die Grundsätze, die er mir beibrachte, verhalfen mir zu einer gewissen bescheidenen Fertigkeit und zu der Fähigkeit zu üben, welch' beides mir mein Lebenlang viel Genuß verschafft hat. Nichtsdestoweniger mußte ich damals nach kurzen Wochen schweren Herzens entsagen, denn die Unmöglichkeit für mich, der ich außer dem Besuch der Kollegien und den ergänzenden eifrigen Studien daheim täglich bis zu acht Stunden im chemischen Laboratorium arbeitete, Muße zum Klavierüben aufzubringen, stellte sich bald heraus. Einige Zeit später jedoch, als ich aus dem Gröbsten heraus war, meinen *bachelier ès Sciences physiques et naturelles* hinter mir hatte, und die Arbeit an meiner Doktordissertation zwar große Ansprüche an meine Leistungsfähigkeit stellte, immerhin aber eine freiere Verfügung über die Tageseinteilung erlaubte, nahm ich von neuem Unterricht bei Ruthardt, und zwar diesmal eindringlicher und beharrlicher, weil ohne die Ermüdung, die das Technische verursacht: er unterwies mich nämlich in den Grundzügen der musikalischen Theorie: es wurde fleißig bezifferter Baß eingeübt, dann Harmonie- und Modulationslehre, schließlich Kontrapunkt und die Anfänge der Kunst der Fuge. Diese Studien — die ich mit besonderer Freude und mit Leichtigkeit betrieb — fanden durch einen seltsamen Vorfall ein plötzliches Ende. Eines Tages konnte ich mein Laboratorium, als Ruthardt gemeldet wurde, nicht sofort verlassen; als ich hinauf kam, erscholl es mir vom Klavier unter des gewandten Spielers Händen majestätisch entgegen; er hatte sich inzwischen über meine letzte Arbeit hergemacht, und indem er die Akkorde ausfüllte, wohl auch durch Übergänge und Figuren bereicherte, entstand ein imponierendes Stück. Vom Klavier aus rief er mir zu: „Das ist ja wirklich schön; es gemahnt an Gluck! Sie werden noch großartig komponieren!“ Diese Worte aus dem Munde eines

Mannes, der selbst die harmloseste Schmeichelei als Lüge vermied, jagten mir einen komischen Schrecken ein. Das fehlte mir noch: Komponist zu werden! Schon in Florenz hatte ich mehrere Lieder verbrochen, die mein Lehrer Castagnoli zu Glanzstücken für's Violoncello umarbeitete; damals aber, da ich von Theorie keinen Dunst besaß, war die Gefahr nicht groß; jetzt dagegen konnte sie bedrohlich werden .... und ich brach sofort dieses Studium ab. Hatte ich mir doch schon genügend angeeignet, um ein gegründetes Verständnis des Aufbaues von Werken der Musik zu besitzen, was hinreicht, den Genuß zu steigern und das Gedächtnis zu stärken.

Ehe ich von dem vortrefflichen Ruthardt Abschied nehme, will ich noch erwähnen, daß ich manche Bereicherung meiner Kenntnisse unsterblicher Tonwerke deutscher Kunst durch sein Vorspielen gewann: so z. B. das *Wohltemperierte Klavier* und die letzten *Sonaten* Beethoven's, sowie auch Liszt's *H-Moll-Klaviersonate.*

In diesen selben Genfer Jahren trug sich ein unvergeßliches musikalisches Erlebnis zu: ich hörte Anton Rubinstein, und zwar wiederholt. Dem Schicksal bleibe ich für diese Gunst dankbar, denn Rubinstein war als Virtuos eine Erscheinung von unbedingter, individueller Größe; das will etwas sagen, da nach meiner Erfahrung die Virtuosität gewöhnlich die Persönlichkeit aufsaugt. Rubinstein war so ganz er selber, daß man den Interpreten als solchen stets vom ersten Takt an empfand — gleichviel ob die empfindsame Nervenorganisation ihm einen guten oder einen schlechten Tag bereitete; kein anderer Spieler erinnert an ihn. An dem ersten Abend in Genf, wo Rubinstein in dem großen vollgepfropften Reformationssaal spielte, geriet ich so außer Rand und Band, daß ich mir eine Hand wund klatschte; wobei die kindliche Dankbarkeit des Virtuosen für derartigen frenetischen Beifall rührend wirkte. Der Saal hatte sich nach und nach geleert, und wir Fanatiker — etwa zwanzig an der Zahl — hatten uns aus den verschiedenen Ecken bis dicht um den Flügel herum gesammelt; immer noch ein Stück gab der glänzend Aufgelegte, und als wir uns unserer Aufdringlichkeit zuletzt schämten, flüsterte er uns leise und hastig zu: „*Attendez que ces gens soient partis!*“ und sobald der Lärm an den Türen aufgehört hatte, spielte er weiter. Seine vom Glanz der Lichter ermüdeten Augen hielt er meist geschlossen; das erhöhte den Eindruck des Traumhaften; und

stand man ganz nahe, sah man die Hände über die Tasten gleiten, als ob sie sie kaum berührten, oder einen lang gehaltenen Ton durch immer wiederholtes, unwahrnehmbares Anschlagen, klingend wach-erhalten, so konnte man sich wohl des Eindruckes der Zauberei nicht erwehren. An jenem Abend bestanden seine Zugaben aus lauter feenhaft zarten, pianissimo hingehauchten Stücken — von Chopin, Schubert, Liszt und anderen. Eine Episode aus jenen Tagen verdarb mir zwar ein Konzert, verschaffte mir aber dafür eine nähere Berührung mit dem Künstler und namentlich die Gelegenheit, seine wunderbare Hand genau betrachten zu können. Er gab ein Konzert in Territet bei Montreux; ich war ihm nachgereist, der überfüllte ziemlich niedrige Saal war ohne Liebe und Verständnis hergerichtet; infolge des Mangels eines Podiums war nicht nur der Spieler den meisten schwer sichtbar, was dauernde Unruhe veranlaßte, sondern auch die Akustik dumpf. Ich saß in einer vorgeschobenen vordersten Reihe und bemerkte, daß gleich nach den ersten zwei Takten eine Gewitterwolke über das Antlitz des Künstlers zog; zwar spielte er die Toccata von Bach hinreißend feurig, doch offenbar wutdurchbebt und stürmte nach Beendigung, ohne des Beifalls zu achten, gleich fort ins Künstlerzimmer. Die Pause dauerte ungewöhnlich lange; schon gingen Gerüchte von Erkrankung umher; da tritt er plötzlich wieder herein, die rechte Hand halb umwickelt und beginnt den Vortrag der *Waldsteinsonate;* nach wenigen Takten bricht er jäh ab, verbeugt sich mit einem stotternden „Pardon“ und wankt wieder hinaus; die Klaviertasten zeigten Blutspuren. Es entstand allgemeine Erregung und ein Hin und Her, aus welchem hervorging, der Künstler habe sich verwundet, niemand verstehe es, das Blut zu stillen, das Konzert werde abgesagt werden müssen. Da überwand ich meine Schüchternheit, drang ins Künstlerzimmer und erbat mir vom Impresario die Erlaubnis, an den abseits Grollenden herantreten und die Hand besehen zu dürfen. Die Wunde fand ich zum Glück nicht tief, sie durchquerte aber auf halber Höhe fast den ganzen Handteller: der unbändige Mann, wütend über die Zumutung, in einem solchen Lokal seine Kunst ausüben zu sollen, war, nach Luft begehrend, ans Fenster getreten und hatte, da er es geschlossen fand, eine Scheibe mit dem Ellenbogen durchgestoßen; damit aber nicht genug, hatte er angefangen, die bleibenden Stücke krampfhaft mit

der Hand abzubröckeln; so war die Wunde entstanden. Aus dem chemischen Laboratorium, in welchem ich damals meine Tage zubrachte, waren mir Unfälle ähnlicher Art und ihre Behandlung bekannt: ich versprach, daß der Künstler in zehn Minuten sein Konzert werde wieder aufnehmen können, wenn man mich walten ließe und alle Neugierigen aus dem Zimmer ausweise — was der strahlende Impresario sofort verkündete. Eine Eisenchlorid-Lösung war bald zur Stelle, mit dem allerbesten englischen Pflaster verschiedener Stärke war ich reichlich versehen; ich badete die Hand, bis die Blutung nachließ, und klebte dann die Wunde mit Querbefestigungen so fest zu, daß ich hoffen durfte, der Verband werde selbst den Zumutungen eines Rubinstein Widerstand leisten. Mein Werk bestand; das reiche Programm wickelte sich glatt ab, wenn ich auch für meine Person keinen Ton mehr hörte, da ich unverwandten Blickes, sorgenvoll die Hand im Auge behielt. Dafür erntete ich aber am Schluß den warmen Dank des Künstlers und war ich um die genaue und unvergeßliche Vorstellung seiner wunderbaren Hand reicher. Diese Hand hatte zugleich etwas von der eines Athleten und von der einer weichen, vollen Frau: der Handteller glich einem Kissen, am auffallendsten aber waren mir die fast fingerdicken Muskeln des Handrückens: sie erklärten die Gewalt und die Zartheit. Daß Übung von früher Kindheit an viel zur Ausbildung dieses merkwürdigen Werkzeugs beigetragen hat, bezweifle ich nicht, doch müssen die Grundzüge angeboren gewesen sein. Diese Erwägung führt nun zu einer weiteren: Rubinstein war ganz sicher kein Semit, geschweige ein Jude — weswegen er auch in die von zuständiger jüdischer Seite verfaßte *List of jewish world-celebrities* nicht aufgenommen ist, was in Deutschland aber bemerkt zu werden verdient, weil man hier immer wieder, des Namens wegen, der irrigen Behauptung begegnet. Dem Typus nach stammte er aus Zentralasien, und zwar wahrscheinlich aus einer Mischung von Mongole und Arier. Auch sein Spiel war völlig bar aller semitischen Kennzeichen; so reich begabt die Völker dieser Familie für Musik oft sind, die Eigenart ihrer Begabung unterscheidet sich in toto von derjenigen der Völker aus der arischen Verwandtschaft. Bei der Blutmischung, die dem jüdischen Volke zugrunde liegt, weist auch diese Begabung sehr verschiedene Ab-

arten auf, von der eisigkalten, reinformalen bis zur pathetisch-aufdringlichen und bis zur sinnlich-sentimentalen; was dem Juden aber hier wie überall fehlt, ist die scharfe und sichere plastische Begrenzung, wodurch sich das Hervorgebrachte (sei es als Produktion oder als Reproduktion) mit der einen bestimmten Persönlichkeit unverkennbar deckt — und das ist, was Stil ausmacht. Stil — wahrer, echter, lebendiger Stil — kann nicht gelehrt werden; womit ich sagen will, daß, wenn er gelehrt wird, er dem Betreffenden — wie dies bei Mendelssohn und Joachim der Fall war — nur als lockerer Mantel um die Gestalt hängt und sie verhüllt, anstatt sie zu offenbaren. Das Gegenteil von diesem allen traf bei Anton Rubinstein zu.

In dem Zusammenhang meiner Genfer Jahre — die von Mai 1879 bis September 1885 reichen — muß ich noch, als nicht unwichtige Beiträge zu meiner musikalischen Erfahrung, der *Lamoureux-Konzerte* Erwähnung tun. Kindheitserinnerungen zogen mich immer wieder nach Paris — von Genf aus ein Katzensprung — und war ich dort, ich versäumte keine dieser Darbietungen. Lamoureux gehörte nicht zu den genialen Interpreten nach Art eines Mottl; doch war er ein vortrefflicher Musiker, den seine Kunst erfüllte, und er besaß die in Frankreich traditionelle, in Deutschland leider seltene Leidenschaft der peinlichsten Exaktheit; ihm kam's auf die Zahl der Proben nicht an — die er aus eigener Tasche bezahlte — sondern es wurde fortprobiert, bis die möglichste Vollendung aller Teile erreicht war; diesem Streben kam eine unermüdliche Arbeitskraft und eine eigenwillige Energie zugute. Der erste Akt *Lohengrin,* der mich in elenden deutschen Opernaufführungen an dem Werke irre gemacht hatte, riß mich, wie auch die tausendköpfige Zuhörerschaft, bei Lamoureux — als bloßes Konzertstück aufgeführt — zu heller Begeisterung hin. Gewaltig wirkte unter den selben Bedingungen der erste und auch der zweite Akt *Tristan.* Außerdem hörte ich bei ihm andere gute Musik — vor allem Beethoven, Mozart, Schubert. Weniger erfreulich waren die Eindrücke, die man von Colonne heimbrachte, der durch Übertreibungen und allerhand Willkürlichkeiten das heißblütige gallische Publikum in Raserei zu versetzen verstand.

Mitten in dem Lebensabschnitt, dessen künstlerischen Charakter ich hier zu schildern versuche, fand nun das entscheidende Ereignis statt: die Einkehr in Bayreuth! Das Jahr 1882 brachte die ersten Aufführungen von *Parsifal,* von denen ich sechs hörte.

*

Der im Herbst 1877 gegründete „Bayreuther Patronatsverein“ hatte die Beschaffung eines Kapitals, welches die „dauernde Ermöglichung“ der Bühnenfestspiele sicherstellen sollte, bezweckt. Zu dieser Sicherung war in erster Reihe die Organisation „einer Schule zur Ausbildung junger Dirigenten, Sänger und Musiker unter Richard Wagner's Leitung in Bayreuth“ in Aussicht genommen worden. Nur den Patronen sollten die periodischen Festaufführungen zugänglich sein; des Meisters ursprünglicher Grundsatz galt noch unverändert: die Festspiele bilden keine Quelle des Gelderwerbs, ebensowenig öffnen sie ihre Pforten gegen Zahlung, vielmehr einzig Gesinnungsgenossen. Dieses Ziel vermochte nun der Patronatsverein nicht zu verwirklichen; Feindseligkeit und planmäßiges Stillschweigen umgaben von allen Seiten den hohen Gedanken; nur eine kleine Schar Begeisterter meldete sich, und von diesen vermochten nur Vereinzelte — wie z. B. der durch des Meisters Brief an ihn für immer ausgezeichnete Friedrich Schoen — mehr zu leisten als den ausbedungenen geringfügigen Mindest-Jahresbeitrag. Einzig Hans von Bülow hat sich großmütig an dem Werk beteiligt, indem er ein Kapital von 40 000 M. zu diesem Behuf „erspielte“. Man hätte fünfzig Jahre warten müssen: mit anderen Worten, der Plan war gescheitert. Und so entschloß sich denn der Meister im Jahre 1880, seinem Bayreuth eine andere Grundlage zu geben: unangetastet blieb der Grundsatz, daß die Festspiele keine Quelle des Erwerbes sein dürften, dagegen sollten fortan die Tore des Bühnenhauses jedem Zahlenden offen stehen und auf diesem Wege die Kosten der Festspiele gedeckt werden. Die inzwischen von unserem Verein angesammelte Summe von nicht einmal 200 000 M. diente jetzt, das geplante Unternehmen in Gang zu bringen, und kann als der Keim des heutigen „Festspiel-

fonds“ betrachtet werden. Der Meister schrieb damals: „Sowohl um der bisher mir zugewendeten, meistens aufopferungsvollen Teilnahme meiner Freunde mich dankbar zu erweisen, als auch um die Möglichkeit mir zu wahren, noch während meines Lebens vollkommen stilgerechte Aufführungen meiner sämtlichen Werke mit der nötigen Deutlichkeit und nachhaltigen Eindringlichkeit vorzuführen, habe ich mich dazu entschlossen, zunächst meine neueste Arbeit ausschließlich und einzig für Aufführungen in dem Bühnenfestspielhause in Bayreuth und zwar in der Weise zu bestimmen, daß sie hier dem allgemeinen Publikum dargeboten sein sollen. . . . . Von dem weiteren Erfolge der vorläufig auf *Parsifal* beschränkten Festspiele möge dann der Gewinn der Mittel zur allmählichen Vorführung aller meiner Werke abhängig gemacht sein.“ Auf der Idee, die diesem Entschluß zugrunde liegt, ruhen und blühen seit fünfunddreißig Jahren die Bayreuther Festspiele.

Mir ward der Besuch der Festspiele des Jahres 1882 insofern nicht leicht gemacht, als ich damals mitten in sehr verwickelten pflanzenphysiologischen Versuchen steckte und mir eine große Menge mühevollster Arbeit durch Unterbrechung und Fortgang notwendig vernichtet wurde. Niemand stand zur Hand, fähig mich zu vertreten, und trotz des guten Willens eines Freundes gingen meine sämtlichen Wasserkulturen (vergl. S. 104) tatsächlich zugrunde. Doch welches Opfer hätte ich nicht gebracht, um nach Bayreuth und zum *Parsifal* zu gelangen! Einem Glück ging ich entgegen, dessen kein Heutiger teilhaft werden kann: der allerersten Darstellung eines noch unbekannten Werkes Richard Wagner's beiwohnen zu dürfen — dazu von ihm selber, auf seiner eigenen Bühne vorgeführt! Wenngleich ich bis zur letzten Stunde in meiner Werkstatt emsig und eifrig arbeitete, ich lebte doch seit Wochen, ja seit Monaten in einem Zustand unausgesetzten Glückestaumels. Freund Ruthardt's Versuchen, mir aus dem nicht lange vor den Festspielen erschienenen Klavierauszug vorzuspielen, hatte ich bald mit einiger Ungeduld ein Ende gemacht; durch solchen elenden Notbehelf und so überflüssige „Studien“ wollte ich mir die reine Freude des unmittelbaren Eindruckes nicht rauben lassen; ebenso wies ich die verschiedenen „Führer“ von mir. Die Dichtung war mir sofort bei

ihrem Erscheinen im Jahre 1878 bekannt und seitdem völlig vertraut geworden: die einzige Vorbereitung, die ein Werk Wagner's erfordert.

So wurde denn am 23. Juli 1882 die Reise angetreten, die bei den damaligen Verbindungen mehr als dreißig Stunden von Genf aus erforderte. Bis Nürnberg umgab einen noch die übliche gleichgültige Welt internationaler Touristen; da aber fand ein plötzlicher Wechsel statt, denn es harrte ein Festspiel-Extrazug auf die aus allen Richtungen eintreffenden Bayreuthpilger. Keiner kann sich heute vorstellen, welche begeisterte Stimmung damals herrschte und von Seele zu Seele beglückend sich mitteilte. Auf dem Bahnsteig in Nürnberg erblickte man auf allen Seiten Begrüßungen und stürmische Umarmungen — die Getreuen von 1876 fanden sich jubelnd wieder im selben Gedanken vereint. Ich, der Fremdling und Neophyt, kannte keinen Menschen, erkannte aber in der Nebenabteilung den aus Paris eingetroffenen Lamoureux, begleitet von Vincent d'Indy und anderen lebhaften Franzosen. Mich führte der Zufall in die Mitte einer Gruppe übersprudelnd heiterer, menschenfreundlicher Wiener, die es keine fünf Minuten lang ertrugen, einen schweigenden Unbekannten in ihrer Mitte zu sehen, mich erst mit Gefälligkeiten und dann mit Fragen überschütteten, um schließlich den von weitem hergereisten Ausländer warm zu begrüßen und freundschaftlich zu beraten. Hier lernte ich zum erstenmal in meinem Leben den eingefleischten „Wagnerianer" kennen und hatte sofort Gelegenheit, Dr. Mohr's oben angeführtes Urteil bestätigt zu finden: daß diese Leute geistig und moralisch ungleich höher stehen als ihre Widersacher. Alle fünf waren tüchtige Männer: der eine höherer Justizbeamter, der zweite Professor der Mathematik, der dritte Ingenieur, der vierte Leiter eines großen Handlungshauses, der fünfte eine allerdings E. T. A. Hoffmann'sche Figur von extravaganter Phantastik, aber doch — wie ich später erfuhr — durchaus bewährt im praktischen Leben. Es war dies Nikolaus Österlein, der Begründer des Wagner-Museums. Alle diese Männer besaßen in ihrer Begeisterung für Wagner und sein Kunstideal eine Weihe des Lebens, eine Bereicherung ihrer Seelenfreuden, eine unerschöpfliche Anregung, sich mit hohen Werken der Kunst und mit idealen Zielen der Menschheit dauernd zu beschäftigen; ich war in der Lage, sie auch

später im Auge zu behalten, und ich weiß, daß — wie verschiedene Wege ihr Schicksal sie auch leitete — ein jeder von ihnen dem Bayreuther Gedanken treu blieb und dadurch lebenslänglich einer erträumten besseren Welt teilhaftig wurde. Aufs höchste angeregt durch diese Reisegesellschaft, traf ich abends in Bayreuth ein.

Am nächsten Morgen — ich hatte lange geschlafen — wurde ich durch das wiederholte eindringliche Pfeifen einer Melodie aus Klingsor's Zaubergarten geweckt; und obwohl ich mir nicht schmeicheln konnte, dieser Frühgruß gelte mir — kannte ich doch in Bayreuth keine einzige Seele —, er wirkte doch magisch auf mich, indem er mir bestätigte, daß es kein Traum war und ich wirklich im lange ersehnten Bayreuth erwachte; und so sprang ich schnell aus dem Bette und lief ans Fenster, wo ich einen energischen, Lebensfreude ausströmenden Mann erblickte, der von der Straße aus zu meinem Nachbarfenster hinaufschaute, an dem im selben Augenblick zwischen den Vorhängen zwei Mädchenköpfe hervorlugten, deren Inhaberinnen offenbar, wie ich, bis jetzt geschlafen hatten, wofür der Mann sie unter vielem Gescherze auszankte. Mein freundlicher Hauswirt, der, sobald er meine Schritte hörte, herbeieilte um sich nach meinen Wünschen zu erkundigen, gab dem Fremdling mit dem Behagen eines Wissenden die Erläuterung: „Das ist Felix Mottl von der musikalischen Assistenz, und die beiden Damen sind Soloblumenmädchen.“ Diese kleine Episode erwähne ich nur als tonangebend für den ganzen Tag. Die Luft war von erregtester Erwartungsfreude gleichsam elektrisch geladen: alle Menschen lebten nur dem einen Gedanken, und die Erwartung des Einen steigerte sich an der Erwartung der Anderen. Die zwei ersten Aufführungen des *Parsifal* waren ausschließlich den Mitgliedern des Patronatsvereines zugänglich; aus allen Ecken Deutschlands und auch aus dem Ausland waren sie herbeigeströmt; kein fremdes und entfremdendes Element störte die Harmonie der Liebe, kein bloß Neugieriger oder gar Spötter drängte sich zwischen diejenigen, die gekommen waren, die letzte Offenbarung des großen Meisters in gläubige Herzen aufzunehmen. Ein derartiges Erlebnis eröffnet den Einblick in Möglichkeiten, die sonst ewig für Wahngedanken gehalten werden müßten; nichts überzeugt schneller und gründlicher von der Wirklichkeit der Kulturgedanken Wagner's als die Erfahrung solcher

Tage, welche uns darüber belehren, es genüge zu wollen, damit die Utopie über Nacht Tatsache werde. Goethe's überschwengliche Worte umschwebten uns:

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Endlich waren die Fesseln des Alltäglichen abgestreift; mühelos, aus eigenem Antrieb richtete sich der Kompaß des Denkens „ins Rechte“, und heiß pochte das Herz:

Das Gute zu bewirken ungeduldig.

In dieser Stimmung eilte ich den Hügel hinauf, um den ragenden Mittelpunkt so vieler Hoffnungen — das Festspielhaus — wenigstens von außen in Augenschein zu nehmen. Oben erfuhr ich, daß sich abends — als Abschluß der Probenzeit — Richard Wagner und die Seinigen mit allen Künstlern zu einem Festessen im großen Restaurant versammeln sollten. Im höher gelegenen Teil des Saales, der nicht beansprucht war, hatte der Wirt möglichst viele Längstische aufgestellt und vermietete die Sitze unter dem Vorwand eines Soupers — das uns Unbeteiligte nie erreichte. So konnte ich schon in der Frühe einen Platz belegen und sicher sein, abends den großen Meister und die Schar seiner Künstler aus nächster Nähe zu sehen. Was der Tag noch brachte weiß ich nicht: der eine Gedanke, Richard Wagner mit Augen zu erblicken, hatte jeden anderen Gedanken verdrängt.

Mehrere Stunden vor der angesetzten Zeit irrte ich schon oben umher, und als endlich der Zutritt gestattet war, betrat ich als erster den Saal. In dem großen unteren Raum, an der nach Bayreuth zu gewendeten Wand, zog sich von Osten nach Westen durch die ganze Breite des Saales ein langer Tisch: dieser war für den Meister, die Seinigen, die Kapellmeister und andere leitende Kräfte, sowie für die Spitzen der Stadtbehörde und für die Hauptsänger und -Sängerinnen bestimmt. Ein anderer Tisch trug die Bezeichnung „Blumenmädchen und Blumenvater“, ein dritter „Musikalische Assistenz“, ein vierter „Streicher“, andere „Bläser“ und „Herren und Damen des

Chores". Schon langten viele Teilnehmer an, und wir Eindringlinge mußten uns auf den uns angewiesenen oberen Teil zurückziehen; doch blieben die Eifrigen unter uns auf der Treppe stehen, von wo aus wir alles übersahen. Endlich kam der langersehnte Augenblick: schnellen Schrittes, eine Dame am Arme, betrat Er den Saal, durchschritt die Reihe der sich verneigenden Gäste und erreichte in wenigen Sekunden die mittleren Sitze an der Wandseite — mir also genau gegenüber. Ich glaube, mein Herz hat während dieser Sekunden nicht geschlagen, und ich erinnere mich, mich krampfhaft am Geländer festgehalten zu haben. Kein Mensch, der es nicht erlebt hat, kann sich den Eindruck dieser Erscheinung vorstellen: die stramme Haltung des Oberkörpers — an die Jugendbildnisse Goethe's erinnernd — das zurückgeworfene Haupt, das verklärte Antlitz, das unbezwinglich stolze, sichere Schreiten. Wie — im Gegensatz zum zivilisierten Menschen — bei anderen Lebewesen im Habitus des Körpers der Charakter des Wesens in allen seinen Eigenheiten zum Ausdruck kommt, so auch bei Richard Wagner: an ihm lebte alles vom Kopf bis zum Fuß; bei meiner Kurzsichtigkeit konnte ich in dem Augenblick, von dem ich spreche, die Züge im einzelnen nicht genau erkennen; doch in seinem ganzen Betragen sprach sich eine Überlegenheit des Geistes und eine Energie des Wollens aus, dergleichen ich niemals bei irgendeinem Menschen erblickt habe. Auch Bismarck habe ich das Glück gehabt von nahe zu sehen und trage im Herzen den gewaltigen Eindruck der großen Persönlichkeit; was bei ihm mir aber am meisten auffiel war die unerschütterliche, gebieterische Ruhe, wie die eines Felsens inmitten der Brandung, und hiermit verbunden der Ausdruck unaussprechlicher Trauer in den Augen, als eines in dieser Brandung ganz Vereinsamten; wogegen Wagner — um das Gleichnis des Ozeans beizubehalten — einem stolzen Schiffe glich, alle Segel aufgespannt, das die Wellen durchschneidet und dem erwählten Hafen, den Elementen zum Trotze, sicher zusteuert. Es währte nicht lange, und Bürgermeister Muncker erhob sich zur Festrede auf das neue Werk und dessen Schöpfer. Ein einziger Satz ist mir im Gedächtnis geblieben; Muncker spielte darauf an, die Anwesenden hätten der Generalprobe am Vorabend beigewohnt und „das herrliche Werk habe sich bereits in den tiefsten Falten aller Herzen eingenistet". Als Muncker ausgesprochen

hatte, sprang Wagner von seinem Stuhle auf, gebot durch zwei resolute Schläge auf sein Glas Schweigen und ergriff das Wort zu der Ansprache, von der Glasenapp Seite 631 seines VI. Bandes eine etwas schematische Zusammenfassung gegeben hat. Diese Rede sprach Wagner mit so feierlicher Würde, mit so heiligem Ernste, daß selbst zwei Franzosen in meiner Nähe, die kein Wort verstanden, tief ergriffen waren, so weihevoll wirkten Ton und Gebärde. Der allen wahrhaft Großen gemeinsame Schmerz, der bei Bismarck im stummen Auge Ausdruck fand, offenbarte sich hier in der Stimme. Der Meister hatte an den Schluß der Festspiele des Jahres 1876 erinnert und an die berühmte Rede, die in den Worten gipfelte: „Jetzt ist es an Ihnen zu wollen, und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst“; er erwähnte das allgemeine Mißverstehen dieser Worte, woraus das allgemeine Nicht-Verstehen seiner ganzen Absicht mit den Festspielen unwiderleglich hervorging, ein Nicht-Verstehen, das darin des weiteren sich zeigte, daß man ihn volle sechs Jahre abseits und vergessen tatenlos in seinem Bayreuth hatte sitzen lassen. „Jetzt . . . . .“, bei diesem Worte „jetzt“ brach ihm die Stimme und er schwieg; ich weiß nicht, waren es Sekunden, waren es Minuten; in dem großen Raume und unter den Hunderten von Menschen herrschte ein Schweigen, daß man eine Fliege hätte summen hören; endlich wiederholte der Meister das Wort „jetzt“, aber diesmal im Flüsterton, und dann noch ein drittes Mal, indem er, unmächtig der Stimme, leise flüsterte: „Jetzt habe ich zu schweigen gelernt.“ Der Eindruck, den diese Worte hervorbrachten, gehört in das große Kapitel des Unbeschreiblichen. Ich glaube, jeder Zuhörer hat, wie Parsifal im zweiten Akt, sich ans Herz gegriffen: Die Wunde! Die Wunde! Noch heute erschüttert es mich, wenn ich an diese Worte zurückdenke. Ihn, den Liebevollen, dessen Stimme zu hören ihr so notgetan hätte, ihn hatte die Welt das Schweigen gelehrt! Und aus diesem Schweigen heraus hatte er der großen Undankbaren seinen *Parsifal* geschaffen. Das war der Inhalt dieser Ansprache. Als die lange nachzitternde Erregung sich einigermaßen gelegt hatte, brachte jemand einen Trinkspruch auf Franz Liszt aus; kaum hörte dieser seinen Namen, als er schnell aufstand und in gebückter Stellung hinter den Sitzenden entlang schlich, als wolle er verborgen bleiben, bis er zu dem Stuhl seines großen Freundes kam, wo er

stehen blieb; Wagner stand auf, um — wie er sagte — im Namen Liszt's, der nicht gern das Wort ergreife, zu danken. Über diese Rede berichtet Glasenapp eingehender; sie bildete eine zu Herzen gehende und zugleich historisch interessante Erhebung des ältesten, treuesten Freundes. Namentlich die Stelle über: „den armen, von aller Welt aufgegebenen Musjö" regte zugleich zu Tränen und zum Lachen an. Was mir den größten Eindruck bei dieser Ansprache machte, war, daß jetzt ein anderer Mann, ein anderer Redner vor uns stand; die Verwandlung war eine vollkommene: Behaglichkeit, Traulichkeit, der ungezwungene Ton naiv-warmherziger Erzählung: so würde ich den Charakter dieser Rede bezeichnen, bei der selbst die traurigen Episoden keine Spur tragischen Tiefgefühles verrieten, vielmehr in der Wahl der Worte und in dem Ton der Stimme eine gewisse heitere Überlegenheit über die Schicksalsprüfungen sich kundgab. Kurz nach dieser zweiten Rede begann der Meister im Saal umherzugehen, zur Begrüßung seiner Künstler und Freunde. Auch zu uns kam er hinauf; da hatte ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben das Glück, sein Antlitz aus nächster Nähe zu erblicken. Nur das eine will ich bemerken: um die scharfen, willensstarken Züge schwebte ein Ausdruck unaussprechlicher Güte; Auge und Mund hatten etwas Kindliches, ja fast Holdes. Freilich schwand dieser Ausdruck, als eine imposante ausländische Dame an ihn herantrat, ihn etwas sehr aufdringlich begrüßte und von ihm verlangte, hinunter in den Hauptsaal geführt zu werden: er benahm sich gegen sie keineswegs unhöflich, schüttelte aber diese Traulichkeit und diese Zumutung mit einer derartigen Heftigkeit ab, daß die siegessichere Frau zurückprallte und wir alle erschraken. Im Wegwenden erkannte er Karl Riedel, den vortrefflichen Leipziger Chordirigenten, der seine Sängerschar zu der Grundsteinlegung im Jahre 1872 nach Bayreuth geführt hatte; mit einer Bewegung überströmender Freude ergriff der Meister des wackeren Künstlers beide Hände und umarmte ihn: auch hier, ein plötzlicher Wechsel ohne jeden Übergang. Im Nu stand er schon bei einem anderen Bekannten, den er in wiederum völlig verwandeltem freundlich-höflichen Tone begrüßte. Und so ging es schnell weiter um unsere Tische herum; bald verschwand er wieder nach unten. Inzwischen war die Gesellschaft immer heiterer und geräuschvoller geworden; da, plötz-

lich, erscholl noch einmal über allem Lärm das gebieterische Anklopfen an das Glas, und der Meister hielt die dritte und letzte Ansprache, diesmal eine sehr kurze; auch über sie findet man in Glasenapp einige Worte. Wiederum stand ein vollkommen neuer Mensch vor uns; nicht nur sprühten und sprudelten Witz und Laune, sondern der tollste Übermut eines kecken Zwanzigjährigen schien zu Worte zu kommen. Kein Stenograph vermochte es, diese stürmisch heitere Improvisation festzuhalten, die in der Stärke ihres Übermaßes — namentlich gegen die beiden vorhergehenden Reden gehalten — fast erschreckend wirkte. In diesem Augenblick empfand ich die Verwandtschaft mit Beethoven; es war ganz und gar die Stimmung des letzten Satzes oder vielmehr der Coda des letzten Satzes einiger seiner Streichquartette. In der darauf entstandenen tumultartigen Heiterkeit und Verdutztheit der aus sich herausgerissenen Gäste entschwand der Meister; trotzdem ich mit weit offenen Augen auf der Treppe stand, sah ich ihn nicht fortgehen: auf einmal war er nicht mehr da.

Gewiß bildet diese harmlose Vereinigung kein wichtiges Ereignis in Wagner's Leben; m i r jedoch ward es zu einem solchen, indem es mir zwar blitzartig abgerissene, dafür aber bedeutende und lebhafte Einblicke in das Wesen des wunderbaren Mannes gab — ein Wesen, das jeder Analyse trotzt und jeder Schilderung spottet. Am folgenden Tage, bei Gelegenheit der ersten Aufführung, hörte ich ihn noch dreimal sprechen; es waren aber nur wenige Worte, die er ins Publikum rief, um es bezüglich des sonst üblichen Hervorrufens und des Applauses zu unterrichten. Wichtiger war seine Erscheinung am 28. Juli, am Schluß der zweiten Aufführung, der letzten für die Patronatsherren bestimmten. Einige Minuten nachdem der Vorhang sich auf die Schlußszene des letzten Aktes geschlossen hatte und während sämtliche Zuhörer noch händeklatschend im Saale weilten, öffnete sich der Vorhang von neuem und man erblickte den Meister, umringt von seinen Künstlern und Mitarbeitern. In einem großen Kreissegment, das sich über die ganze Bühne erstreckte, waren sie alle aufgestellt: die Solisten vom Tage, der Chor und die Figuranten noch im Kostüm, die anderen beiden Besetzungen im Straßenanzug; dazu die musikalische Assistenz, das technische Personal und die Maschinisten in ihren blauen Kitteln. Mehr

nach vorne, in der Mitte, den Rücken gegen das Publikum, das Gesicht seinen Künstlern zugewendet, stand Richard Wagner, wie immer vornehm gekleidet, im schwarzen Gehrock und hellen Überzieher, den Zylinder in der Hand. Von der längeren Rede, die er an sein Bühnenpersonal hielt, verstand man im Zuschauerraum nur wenige Worte, da sie nach der entgegengesetzten Richtung gesprochen wurden. Dann aber drehte sich der Meister um und schritt bis an den äußersten Rand der Bühne, von wo aus er bis in die Tiefen des Orchesters hineinzuschauen schien. Seine ersten Worte lauteten: „Und Ihr, meine teuren Musikusse!“ Hierbei klang seine Stimme besonders liebevoll, ja zärtlich und vertraut. Nach Beendigung des kurzen, warmen Dankes an sein Orchester trat er einige Schritte zurück, richtete sich auffallend gerade in die Höhe und mit einer kurzen, trockenen Bewegung der den Zylinder haltenden rechten Hand, sprach er in einem einigermaßen gereizten Tone — den ich noch nicht an ihm gehört hatte — die Worte: „Und somit, meine Herren Patrone, nehme ich von Ihnen Abschied.“ Die Art, wie das Wort „Abschied“ betont wurde, gemahnte stark an Gurnemanzens: „Laß' du hier künftig die Schwäne in Ruh', und suche dir Gänser die Gans!“

Mehr habe ich über den großen Mann nicht zu erzählen. Ich blieb noch für einige Aufführungen und sah ihn, wenn ich nicht irre, noch dreimal: das einemal mit Liszt im lebhaften Gespräch, ein anderesmal mit d'Albert und ein drittesmal im Wagen vorbeifahren. Ich war nicht unbescheiden genug, mich der Aufmerksamkeit irgendeines Menschen aus seinem Kreise aufzudrängen, geschweige denn, mich an ihn selber heranzuwagen. Meine Augen sollten ihn nie mehr erblicken.

Zu den großen, heiligen Eindrücken meines Lebens gehört das allererste Betreten des Festspielhauses. So oft ich es auch seitdem wieder betreten habe, der erste Eindruck kommt immer wieder über mich; in einem solchen Falle muß man zu starken Worten greifen, denn hier sind sie am Platze: ich kann es nur ein seraphisches Glücksgefühl nennen. Erst viele Jahre später, durch meinen Freund Adolphe Appia, habe ich Einsicht in die verschiedenen technischen Geheimnisse gewonnen, welche dieses schlichte Haus auszeichnen und ihm zugleich nicht bloß eine vollkommene Akustik, sondern

auch eine vollkommene, entrückende Perspektive verleihen. Die Weihe aber wirkt sofort unmittelbar auf jedes empfängliche Gemüt. Hier erwartet mich Glück — reines, hohes Glück — heute und immerdar: das wußte ich. So kunstarm mein bisheriges Leben gewesen war, jetzt war ich an den Born reinster Kunst gelangt. Schiller redet von einer „Kultur, welche des Menschen Würde mit seiner Glückseligkeit in Übereinstimmung bringen soll": die Stätte dieser Kultur hatte ich gefunden.

*

Durchlauchtigster Freund! Versprochen hatte ich Ihnen eine Schilderung meines Weges nach Bayreuth; mein Wort darf ich jetzt als gelöst betrachten und mit gutem Gewissen unter diesen langen Brief den Schlußstrich ziehen. Denn jetzt war ich in Bayreuth angelangt und ich darf behaupten: ich habe es nie mehr verlassen. Fortan ward es mir Heimatlosem eine Heimat der Seele, und nicht allein zählte ich meine Lebensjahre von Festspiel zu Festspiel, sondern mein geistiges Dasein faßte dort Wurzel, wo allein auf dieser Welt ich das völlig unselbstsüchtige und zugleich durch die Gaben zielsicheren Genies praktisch zur Verwirklichung führende, ideale Streben gefunden hatte. Auf dem Gebiet der dramatischen Leistungen zeichnet sich Bayreuth durch die Tatsache aus, daß es nicht bloß eine Stätte des Strebens ist, sondern eine Stätte der Verwirklichung: daß hier nicht allein — wie an manchen anderen Orten — Edles erträumt und gewollt, sondern gekonnt und vollbracht wird. Dadurch wurde Bayreuth für jeden, der sein Wesen erkannte, eine Schule der Tat. Die Erfahrung dieses in unserer Zeit einzigen Phänomens spornte den Willen dessen an, der Werden und Wachsen der Bayreuther Festspiele miterlebte; seine Seele ward durch diese Erfahrung geläutert und zugleich energisch gestimmt; er lernte an die siegende Kraft eines auf hohe Ziele gerichteten Willens glauben und begriff die tiefe, allgemeine Bedeutung des Wortes:

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Dazu kommt in der von Wagner geschaffenen Atmosphäre der bewußte arische Hochflug: die Hinlenkung auf alles entscheidend Be-

deutende, was von dieser Menschenart auf uns gekommen ist; die Versenkung in das abgrundtiefe Denken Indiens; die Hochhaltung des hellenischen Erbes: die ununterbrochene Beschäftigung mit den Denkmalen vergangener germanischer Geistesgröße und Geistestiefe; die ins Innerste dringende Ergreifung Shakespeare's; der durch die besondere Art dieser Ton- und Gestaltenwelt geweckte Hang zu philosophischer Besinnung und die herzdurchdringende Anregung, die sie zu religiöser Erhebung bietet; der Zug, der von Richard Wagner so gewaltig ausging, zu allem Größten, was im Deutschland der letzten zwei Jahrhunderte auf den verschiedensten Gebieten geschaffen wurde, — aber eben mit Betonung des „Größten", des Genialen, des absolut Meisterhaften, der reinen Sprache des Gottgegebenen, und die Lehre, das Minderhohe als minderhoch, das Undeutsche als undeutsch zu erkennen und einzuschätzen, es niemals mit dem wahrhaft Großen zu verwechseln, das Talentarme und Gemeine aber überhaupt von sich zu weisen . . . . Was die Kulturbedeutung von Bayreuth ausmacht, ist die Tatsache, daß hier ein „Gipfel der Menschheit" unter uns lebte und schuf und seinen Gedanken unvergängliche Gestalt verlieh; dadurch wird die Lehre, die sonst überall bloße „Lehre" bleibt, zu einem Erlebten; denn in dem Festspielhaus — welches das Ringen eines Einzelnen, aber eines Wollenden und Könnenden, gegen die ganze Welt siegreich versinnbildlicht — erhebt sich das Beispiel leibhaftig vor unseren Augen; wie schon der Heiland uns lehrt: auf das B e i s p i e l kommt es an, die bloße Lehre tut's nicht.

Das ist das Geheimnis der unermeßlichen Wirkung Wagner's auf Männer der verschiedensten Berufe und Geistesrichtungen. Eine Ausnahme bilden vielleicht einzig Musik und Theater. Die Musiker, mit wenigen Ausnahmen, verfielen dem Banne der sterilen und in diesem Falle besonders unerträglichen Nachahmerei; in der Hoffnung, ihr zu entkommen, gerieten sie später in allerhand Spielereien, um zuletzt bei einer grotesken Negermusik anzulangen. Über das moderne deutsche Theater aber bemerkte vor wenigen Jahren zu mir einer der bedeutendsten Bayreuther Künstler — zugleich exakter Naturforscher —: „Richard Wagner hat alle Gebiete des geistigen Lebens beeinflußt — nur nicht das Theater; während die in seinem Bayreuth verkörperte Weltanschauung immer weitere Kreise

zieht, versinkt das deutsche Theater täglich tiefer in Schlendrian, Schacher und antideutsches Wesen.“ Es liegt ein Fluch auf diesem deutschen Theater, das seinen erlösenden Genius von Anfang an verleugnet und betrogen und beschmutzt hat, um zuletzt noch im Jahre 1913 sein heiligstes Erbe des schnöden Mammons wegen zu verraten; aus diesen Kreisen ist zunächst nichts zu hoffen; wenden wir uns von ihnen ab. Es handelt sich bei dem, was unsereiner unter „Bayreuth“ versteht, um eine seelische Atmosphäre, die ich einer hohen Gebirgsluft vergleichen möchte: ebenso wie diese den Körper und seine Kräfte stärkt und beflügelt, ebenso schenkt die Bayreuther Atmosphäre dem Geiste Mut, Selbstvertrauen, ein Etwas, das man vielleicht am besten als heitere Zuversicht zu der eigenen Kraft bezeichnen könnte. Sie schenkt ihm aber noch etwas: nämlich die Zuversicht zu einer h ö h e r e n Kraft, die den Kühnwollenden nicht verläßt, sobald er mit Wagner der gemeinen Welt des Alltags entschlossen den Rücken kehrt und in dieser lichten Welt tiefster Gedanken, kühnster Träume, genialster Verwirklichung heimisch wird. Gleichviel, welche Gaben und welche Aufgaben einem Menschen zugewiesen sind, er wird in dieser Umgebung die Richtung auf edle Ziele, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den höchsten Leistungen seiner Rasse (in ihren ferneren und näheren Verzweigungen), dadurch zugleich ein Gefühl der eigenen organischen Bedingtheit und der harmonischen Einreihung in ein größeres Ganzes gewinnen, ein jeder an seinem Platze und daher unbekümmert, auf welche Stufe der Bedeutung sein Wirken zu stehen kommen werde; steuert doch dieses Ganze einem von Menschen nicht auszudenkenden, göttlichen Ziele zu; der Einzelne wirkt an seinem Platze, das mag ihm genügen. Während die unabsehbare Schar der Trivialen — der Menschen, deren Wissen der Wurzeln entbehrt und darum nicht atmet und wächst, nicht Blütenzauber und Früchtesegen trägt, vielmehr der schematischen Darlegung eines Lehrers mit weißer Kreide am schwarzen Brette gleicht — des Geschlechtes, von dessen Gelehrten Calderon sagt, daß sie zwar „alles wissen, doch nichts erfahren“ — während diese Leute seit bald einem halben Jahrhundert über Bayreuth und die „Wagnerianer“ spotten, worunter sie sich ein Geschlecht phantastischer Narren ausgemalt haben, wissen diejenigen es anders, die in der rechten Stimmung den von

Gott sichtbar gesegneten Zauberkreis des reinen Wollens im Sinne Wagner's betraten. Um ein einziges leuchtendes Beispiel zu nennen, verweise ich auf den weitaus begabtesten, kühnsten und erfolgreichsten Fürsten unserer Tage, auf den Zaren Ferdinand von Bulgarien. Genau in dem Sinne, wie ich es hier zu schildern versucht habe, gehört der jetzt zu so hohem Ruhme gelangte Monarch seit früher Jugend der Bayreuther Kunst- und Gedankenwelt an; kein Festspiel wird von ihm versäumt; inmitten noch so drangvoller Staatsgeschäfte eilt er herbei, um wenigstens an einigen Aufführungen die Seele zu laben und sich in dem Kreise der ihm wohlbekannten Gesinnungsgenossen an der allseitigen Begeisterung zu stärken. Aus seinem eigenen Munde weiß ich es, daß er bei allen Wandlungen und kritischen Wendungen seines dramatisch bewegten Geschickes in der göttlichen Kunst Richard Wagner's und in der beglückenden Atmosphäre seines „Bayreuth" zu Entschlüssen und Taten Kraft geschöpft hat: zugleich Trost und Hoffnung, die unmittelbare Nähe des ewigen Geistes, für dessen Gegenwart uns in der stumpfen Weltumgebung der Sinn verloren geht, sowie die erhebende Überzeugung, daß auch einem der Politik gewidmeten Leben die dauernde Bedeutung eines kunstverwandten Gestaltungswerkes innewohnen kann. Das Gleiche bezeugen zahlreiche tüchtige Männer aus den verschiedensten Weltkreisen: Fürsten, evangelische und katholische Geistliche, Denker und Dichter, Kunstforscher, bildende Künstler, Historiker, Philologen, Lehrer, Ärzte, Juristen, Ingenieure, Offiziere, Mathematiker, Naturforscher, Kaufherren, Industrielle, Staatsbeamte. Fände sich ein Kundiger, der einen *catalogue raisonné* der Bayreuth-Getreuen entwürfe, man würde staunen, welche achtunggebietende Gesellschaft beisammen stünde, — teils Männer von ausgebreitetem Rufe, samt und sonders aber durch gründliche Leistungen in ihrem besonderen Fache ausgezeichnet. So grunddeutsch diese Kunst- und Gedankenwelt auch ist, sie hat stets auf verwandte Geister des Auslandes magische Anziehungskraft ausgeübt: zu den echtesten „Bayreuthern" haben von Anfang an — neben den Deutschen — Spanier, Italiener, Skandinavier, Russen, namentlich aber viele Franzosen (Engländer nur vereinzelt) gehört; und äußerst bezeichnend ist es, daß in dem furchtbaren Kriege, der uns umgibt, und der sonst selbst die nächsten Bande zerrissen hat, diese ausländischen

„Bayreuther" der deutschen Kunst und ihren deutschen Freunden treu geblieben sind: das kann ich aus allen Feindesländern belegen.

Das also war die Heimat, in die ich kurz vor Beschluß meines siebenundzwanzigsten Jahres eintrat, um sie nie wieder zu verlassen. Wohl pilgerte der Leib noch viel umher, die Seele aber hatte den Ruhepunkt gefunden, die umgebende Heimat. Das wiederholte Erleben höchster Kunst, dargeboten von reinster Absicht und bestem Können, gewinnt für das Leben eine nicht zu ermessende Bedeutung: es handelt sich um eine himmlische Speisung, die der Geist nicht mehr entbehren kann, wie ich das soeben an dem Beispiel des Königs Ferdinand fühlbar zu machen versuchte. Nach wenigen Jahren durfte ich außerdem den näheren Kreis betreten und gewann dadurch die weitere Anregung und Stärkung, ein Zeuge zu sein der aufopferungsvollen, nie rastenden Arbeit, welche den Festspielen zugrunde liegt — eine Schule der Selbstverleugnung und Unterordnung im Dienste eines höheren Zieles, wie es nur wenige auf Erden geben mag, zugleich eine Schule der Meisterschaft und eine Schule des nie auf die Oberfläche herabsinkenden geistigen Hochfluges. Es kam der Tag, wo nach Überwindung mancher Bedenken ich mir selber die Reife zutrauen durfte, an der gemeinsamen Arbeit teilzunehmen: ein kundiger Freund schätzt die Zahl meiner Veröffentlichungen über Wagner und Bayreuth — abgesehen von meinen zwei *Wagnerbüchern* — auf etwa 83; ungedruckt blieben viele Vorträge und Skizzen. Außerdem gewann ich in diesem Kreise fast alle die Freundschaften und freundschaftlichen Beziehungen, die mein Leben bereichert und beglückt haben, ja, die im vollen Sinne des Wortes dessen Mitarbeiter geworden sind. Auch andere Verbindungen, die dem innersten Seelenleben angehören, und die ich ebensowenig aus meinem Leben wegdenken kann, wie mich selbst, denn ohne sie wäre ich nicht „ich", Verbindungen, die zum Teil Hunderte von Meilen fern von Bayreuth geschlossen wurden, wurzeln nichtsdestoweniger in dieser selben Gemeinsamkeit, der ich alles Beste verdanken sollte.

Vierzig Jahre nach jenem blitzartigen Erblicken von Tribschen, begleitet von der ersten Nennung des Namens Wagner, sollte ich,

Ferngeborener, nach und nach der wahren Heimat immer Nähergekommener, des Unsterblichen „Wahn-Fried" als Familienangehöriger betreten: wahrlich, Gott hat mich einen wunderbaren, gesegneten Weg nach Bayreuth geleitet!

BAD GASTEIN und BAYREUTH, Juni—August 1917.

V.

MEIN BUCHGADEN

BRIEF AN LOTHAR GOTTLIEB TIRALA, DR. PHIL., DR. MED.

PRIVATDOZENT U. ASSISTENT AM PHYSIOLOG. INSTITUT DER UNIVERSITÄT ZU WIEN

. . . SI MUNUS APOLLINE DIGNUM
VIS COMPLERE LIBRIS . . .
HORAZ

. . . ZU LESEN, ALS OB MAN SÄHE,
FÜHLTE, SELBST EMPFÄNDE!
HERDER

THERE IS CREATIVE READING AS
WELL AS CREATIVE WRITING.
EMERSON

NE LISEZ PAS, COMME LES ENFANTS
LISENT, POUR VOUS AMUSER, NI
COMME LES AMBITIEUX LISENT,
POUR VOUS INSTRUIRE, NON,
LISEZ POUR VIVRE!
GUSTAVE FLAUBERT

Mein teurer, guter Tirala!

Seit dem Tage, an dem Sie vor zwölf Jahren zum erstenmal in meiner Wiener Einsiedelei erschienen, bis zu dem heutigen habe ich an Ihnen so viel Freude erlebt, daß es mir schwer fällt, eine von Ihnen geäußerte Bitte abzuschlagen, wenn ich es auch Anderen gegenüber zu wiederholten Malen getan habe. Schon damals erschienen Sie bei mir mit Fragen; der *studiosus philosophiae* erhoffte sich von dem reiferen und zugleich akademisch nicht eingeengten Manne Winke und Ratschläge auf dem erst angetretenen Wege zur Erforschung der Natur. Gewiß erinnern Sie sich, daß ich nur zögernd und fast befangen antwortete? Denn in solchen Fällen heißt es: jedes „Wort“ der „Antwort“ für immer „verantworten“ können! *„On a charge d'âmes.“* Und so entstand an jenem lieben ersten Abend ein tastendes Hin und Her — wenigstens so empfand i c h es. Mir lag weit mehr daran, das Lebensvolle, das ich, freudeerregt, in Ihrer angeborenen Art entdeckte, zu ermutigen, anzuspornen und günstige Wege zu ersinnen, auf denen es in Freiheit zu voller Entwickelung gelangen mußte, als Sie zu belehren, als Ihnen Meinungen und Auffassungen aufzudrängen und Methoden anzuempfehlen, bevor ich wußte, ob sie Ihrem Wesen entsprachen oder nicht. Es gibt gar viele Gebiete des Lebens, wo einzig durch das Wecken allgemeiner Stimmungen, Ahnungen, Einsichten Gutes geschaffen wird, wogegen die allzu konkreten, festumrissenen Mitteilungen eher wie Schranken die Schritte des Anderen beengen, wenn nicht gar ihn ins Dickicht führen.

Damals ging die Sache gut aus, und der heutige junge Fachgelehrte beglückt mich, indem er mich als einen seiner geistigen Leiter preist, wenngleich ich ihm nie im Leben etwas gelehrt habe, sondern höchstens als eine Art Seelengärtner Dienste leisten durfte. Das läßt mich hoffen, daß es mir Ihnen gegenüber, lieber Freund, vielleicht gelingt, die Frage, die ich bisher als eine gar zu verfängliche empfand — die Frage nach meinem Verhältnis zu den Büchern — so zu beantworten, daß etwas Ersprießliches dabei herauskommt. Freilich habe ich bei diesem Unternehmen einzig meinen guten Tirala vor Augen und rede in der Art, wie ich zu ihm zu reden gewohnt bin — d. h. mit Freiheit und Unbefangenheit und ohne jene

lähmende Vorsicht, die Fremden gegenüber stets am Platze ist. Bis ins einzelne bestimmt diese Erwägung den Stil. In Gegenwart eines wahren Freundes darf man gelegentlich über die Schnur hauen; das schadet nichts; im Gegenteil: auf diesem Wege gelingt es manchmal, Wahrheiten Ausdruck zu verleihen, die sonst unausgesprochen blieben. Der französische Lustspieldichter Marivaux bringt einmal ein entzückendes Wort: *„Dans ce monde il faut être un peu trop bon pour l'être assez"*. Das ist ebenso tief wie anmutsvoll empfunden und entspricht genau der Weisheit Goethe's: „Das Überschwengliche macht überhaupt die Größe." Für den heutigen Zweck will ich die Fassung wählen: dem Unbedingten wird einzig Übertreibung gerecht.

Noch eines muß betont werden. Die Beziehungen zwischen uns beiden wurzeln in der Gemeinsamkeit der Überzeugungen, die das Heiligste im Leben betreffen; doch waren sie — und, wie ich glaube, als eine Folge hiervon — stets heitere, für Frohsinn und Humor empfängliche: das aber tut bei einem Brief über Bücher sehr not. In einem seiner zumeist zitierten Verse, an einer Stelle, wo von Bücherschreibern die Rede ist, spricht Voltaire von dem *„secret d'ennuyer"*; mich hat dieses Wort in dem Munde des geistsprühenden Mannes stets gewundert; denn wenn es hier wirklich ein „G e h e i m n i s z u l a n g w e i l e n" gibt, so ist es — wie der Franzose sagt — *„le secret de polichinelle"*, ein Allerweltsgeheimnis; darf man, wie es Sitte ist, jedes gedruckte Erzeugnis des Menschengeistes mit dem Ehrennamen „Buch" belegen, so muß wohl eingestanden werden, daß 999 Bücher von 1000 „zum Sterben" langweilig sind; ohne Humor und Übermut wäre nicht auszukommen.

So sei's denn gewagt!

*

Trotz der Berufung auf den großen Satiriker kann ich nicht umhin, diesen Brief mit einer methodologischen Betrachtung zu beginnen, indem ich die Frage aufwerfe, was eigentlich als „Buch", und noch eindringlicher, was n i c h t — ob es gleich uns schwarz auf weiß vorliegt — als „Buch" bewertet werden darf.

So hat z. B. Shakespeare nur seine zwei erzählenden Dichtungen *Venus und Adonis* und den *Raub der Lucretia* selber in den

Druck gegeben; seine Theaterstücke betrachtet er so wenig als literarische Erzeugnisse, daß er — der Mann, der schon eine Anzahl Komödien, Historien und Tragödien geschaffen hat, darunter Werke wie *Romeo und Julie* und wie *Richard III.* — in der Vorrede zu *Venus und Adonis* diese Dichtung *„the first heir of my invention“* nennt, mit anderen Worten, das e r s t e Erzeugnis meiner Erfindungskunst! Und in der Tat, Shakespeare's Ruf als Literat in dem damaligen England beruht zunächst ganz und gar auf diesen zwei Dichtungen, wogegen weder er noch seine Zeitgenossen die Theaterwerke als zur Literatur gehörig zählten.

Was von Shakespeare gilt, gilt von aller echten Bühnenkunst: Äschylos und Sophokles schreiben keine Bücher; ja, nicht einmal auf unseren Bühnen vermögen wir es, ihre Kunstwerke wieder ins Leben zu rufen; denn dazu würde die ganze Umgebung gehören, welche jene Dichter voraussetzen — vor allem die unentbehrliche Musik, die uns ganz verloren gegangen ist. Wie Herder bemerkt, ein Grieche aus der klassischen Zeit würde gar nicht verstehen, was ein bloß gesprochenes Drama bedeuten soll: „Wie wortreich stumm“ würde der Grieche sagen, „wie dumpf tonlos! Bin ich in ein geschmücktes Grab getreten?“ In noch höherem Maße gilt offenbar das Gesagte von dem neuen „Deutschen Drama“, dem Drama Richard Wagner's, aus dem Geiste der Musik geboren. Unsinnig ist es, die Wortdichtung loszulösen und in die „Literatur“ einzureihen, und wenig hat's zu bedeuten, wenn man die stumme Partitur zu den Worten legt: solche Werke des Sinnenkünstlers verlangen als Grundbedingung die Beteiligung des Auges und des Ohres — nur wo Auge und Ohr zusammenwirken, wo der Darsteller durch Erscheinung, Ton und Gebärde den Augenblick ganz ausfüllt, entsteht und besteht das dramatische Kunstwerk. Nicht ein Buch vermag dieses Kunstwerk ins Leben zu rufen, sondern nur eine gesteigerte sinnliche Gegenwart.

Es bestehen aber außer den dramatischen noch manche weitere Druckwerke — und zwar besonders bedeutungsreiche — die es ungereimt wäre zu den eigentlichen Büchern zu zählen, da dies nur Mißverständnis und Verwirrung hervorruft. Zwei Beispiele sollen das gleich erläutern.

Die großen Denker Indiens verschmähten den Gebrauch der Schrift und hielten die mündliche, in den Ton der Stimme gebettete, vom Glanz der Augen umstrahlte Mitteilung — die Mitteilung von Hirn zu Hirn und die Aufbewahrung von Geschlecht zu Geschlecht im lebendigen Organismus des Menschen — für ungleich zuverlässiger als die Festbannung durch die Schrift und Überlassung an alle Gedankenlosigkeiten und Zufälligkeiten jeder mechanischen Vervielfältigung. Ein Werk wie die herrliche *Chandogya-* und die noch herrlichere *Brihadaranyaka-Upanishad* bezieht sich auf die langsam gereifte Besinnung ganzer Geschlechter von Denkern; hier erhielt der Schüler, der jahrelang Tag für Tag Unterricht in dieser Besinnung genossen hatte — wohlgemerkt, ein Unterricht, dessen Hauptzweck es war, überhaupt d e n k e n zu lernen, wozu die wenigsten Menschen Anlage besitzen — hier, in der *Upanishad,* erhielt er — er, dem alle Hauptbegriffe und Gedankengänge schon vertraut waren — zugleich eine Quintessenz des schon reichlichst Ausgedachten und eine in ihrer Überlegenheit manchmal fast ironische Paraphrase des nicht in Worten Auszusprechenden: wie sollte es einem unter anderem Himmel Geborenen, aus anderem Stamm Entsprossenen, einen anderen Bildungsgang Gegangenen möglich sein, durch bloßes Lesen den Gedankengehalt und Gefühlswert einer derartigen Schrift auch nur annähernd richtig zu ermessen?

Und was sehen wir, wenn wir die erhabenste Erscheinung ins Auge fassen, deren Schritte unsere Erde vor zwei Jahrtausenden heiligten? Weder wird von der Schrift Gebrauch gemacht noch von der indischen Schulung des Gedächtnisses; mit unverkennbarer Absichtlichkeit wird sogar fast jede Berührung mit dem, was man „Bildung“ nennen kann, vermieden; ich fürchte — ich, der ich mich zu den von der Natur zum Schreiben Bestimmten bekennen muß — ich fürchte, wir Büchermacher stehen Gott sehr ferne! Von Jesus Christus wird nur ein einziges Mal erwähnt, daß er geschrieben habe und zwar: „mit dem Finger auf die Erden“; der Fuß des ersten besten, den der Zufall vorüberführte, hat die Spur dieser göttlichen Züge verwischt. . . . Gerade hier nun, wo wir an dem Punkte stehen, der sich am meisten von allem Buchwesen entfernt, hier greift d a s B u c h in die Geschichte der Menschheit gewaltig ein, wie sonst niemals und nirgends. Ehe der Heiland erschien, war das Buch

der ausschließliche Besitz einer wohlhabenden, kultivierten Minderheit, deren Lebenslage und verfeinerter Geschmack die Beschäftigung mit Dichten und mit Denken zuließ; erst das Christentum machte das Buch zum Besitz aller Menschen, auch der geringsten, und zwar zu einem „heiligen" Besitz: das Buch nämlich, welches von den Worten und Taten Jesu Christi berichtet. Jetzt zum erstenmal hieß es: „Das Wort war Gott". Es liegt auf der Hand, daß dieses Buch — das Evangelium und im weiteren Verstande das ganze *Neue Testament* — nicht ein „Buch" in irgendeiner möglichen eigentlichen, sondern nur in einer übertragenen Bedeutung dieses Wortes geheißen werden kann: es ist chaotisch entstanden, zufällig zusammengestellt und durch tausend Hände entstellt. Auf die Geschichte des Evangeliums komme ich bald zurück; vorläufig sei nur gesagt: hier liegt kein Erzeugnis der Buchkunst vor, sondern die Widerspiegelung — und sei es in noch so vielfach gebrochenen Strahlen — einer göttlichen Kraft, eines göttlichen Segens, und ausschließlich in diesen und aus diesen schöpft das heilige Buch seine alles überstrahlende Bedeutung. Wahrlich, dieses Buch ist mehr als ein Buch!

Gewiß verstehen Sie mich jetzt genau, lieber Freund, wenn ich Ihnen sage, daß ich in meinem Buchgaden diejenigen Werke, die mehr als Bücher sind und denen das Buch nur als Andeutung, als Gerippe, als Stütze des Gedächtnisses dient, sorgfältig von den eigentlichen und wahren Büchern unterscheide.

Damit ist aber noch nicht genug geschehen.

Eine ungleich zahlreichere Klasse von Druckwerken gibt es, von denen wir sagen müssen, sie seien nur der äußeren Form nach, nicht aber in der bezeichnenden, sinnvollen Bedeutung des Wortes „Bücher"; ihr Wesen — im Unterschied von den zuerst genannten — besteht darin, weniger als Bücher zu sein. Hier dient das Buch irgendeiner Mitteilung, deren Tragweite in gar keiner Beziehung zu derjenigen des Buches als solchem steht. So z. B. können wir mit wenigen Ausnahmen unsere Gelehrtenbücher unmöglich als „Bücher" betrachten: entweder dienen sie dem Zweck der Belehrung, über welche Gegenstände es auch sei, oder der gesichteten, gegliederten Aufspeicherung von Wissensstoff und in diesem Falle je schematischer um so besser, oder schließlich sie gleichen Protokollen über

gelehrte Untersuchungen, bestimmt, künftigen Forschern Rechenschaft zu geben — das erfordert viel Papier und viel Tinte, wird aber selten in eine Form gegossen, die das Prädikat „Buch" rechtfertigen könnte! Es bedeutet keine Geringschätzung wissenschaftlicher, gelehrter Arbeit, wenn wir behaupten, das Buch als solches sei sich hier niemals Selbstzweck, vielmehr diene es stets einem anderen, außerhalb des Buches liegenden Zwecke und setze auch immer allerhand voraus, was in dem betreffenden Buche nicht steht, noch stehen kann — bei den Naturwissenschaften die Gegenstände der Natur, bei den Geisteswissenschaften allerhand Kenntnisse in bezug auf andere Bücher und auf Tatsachen, Gedanken und Leistungen des Menschengeistes. So nützlich und verdienstvoll das Buch in diesem Falle auch sein mag, es wird nur selten und nur durch eine besondere Gunst der Umstände es vermögen, sich aus der dienenden Stellung zu der Würde eines Eigenwertes als Buch zu erheben. Ein gleiches gilt für jene verdienstvolle Errungenschaft der neueren Zeit — die Nachschlagebücher. Die große und wachsende Bedeutung dieser stets offenen Vorratskammern menschlichen Wissens liegt nach meinem Dafürhalten in der möglichsten Entlastung des Gedächtnisses: denn das ganze Gefüge unseres Verstandes läuft Gefahr, an der riesigen Überlastung des Gedächtnisses in die Brüche zu gehen. Namentlich das Urteilsvermögen — und auf dieses kommt doch alles an — leidet hierdurch schweren Schaden, worauf u. a. auch Kant aufmerksam gemacht hat, indem er von der unglaublichen Beschränktheit „vaster Gelehrter" spricht; Sie und ich, wir könnten aus unserer Erfahrung Belege genug beisteuern! Meiner Meinung nach sollte die Mindestbelastung des Gedächtnisses aller Schulerziehung zum Gesetz gemacht werden. Wenn wir die Fähigkeit des Anschauens großziehen, so fügt sich nach und nach der gesamte Wissensstoff zu einem Bilde; in diesem Bilde werden die Menschen, die Begebenheiten, die Tatsachen aller Art an ihrem Platze erblickt, und es stellt sich von selbst ein plastisches Gedächtnis ein, wobei es dann eine nebensächliche Frage der persönlichen Beanlagung bleibt, wieviel an Namen, Daten usw. stets zum Gebrauche vorrätig ist und wieviel nachgeschlagen werden muß: die Hauptsache ist das Bild und das zu ihm gehörige lebendige Erinnerungsvermögen (vgl. S. 223 fg.). Wogegen wir seit Jahrhunderten auf den

falschen Weg geraten waren, das Gedächtnis von früh an zu einer mechanischen Fertigkeit auszubilden, so daß unsere Kinder — genau wie die Papageien — tausend Wörter im Kopfe tragen, denen weder eine Anschauung noch ein Gedanke entspricht. Ehre also den Nachschlagebüchern! Sie werden aber zugeben, daß in diesem Falle die Bezeichnung als „Buch“ gleichsam nur passiv — nicht aktiv — gelten kann.

Wenn Sie mich nun fragten, was ich unter einem „Buch“ im eigentlichen Sinne des Wortes verstehe, ich würde Ihnen antworten: Begriffsbestimmungen sind meistens von geringem Nutzen, ehe man die Sache selbst klar vor Augen erblickt; bringen Sie diejenigen Bücher in Abzug, die mehr als Bücher sind, sowie auch diejenigen, die weniger als Bücher sind, was dann übrig bleibt, das sind die Bücher, „die Bücher sind“. Das wäre nach meinem Sinne die empirische Antwort, die ich durch das Versprechen ergänzen würde: wer diesen Brief bis zu Ende durchliest, wird eine deutliche Vorstellung davon gewinnen, was ein wahres Buch ist. Teilen Sie aber das Bedürfnis fast aller modernen Menschen nach Definitionen, so will ich eine vorläufige versuchen, gebe sie aber nur, wie gesagt, als tastenden Versuch und nur behufs vorläufiger Verständigung: ich verstehe unter B u c h ein Schriftwerk, erdacht, entworfen und ausgeführt mit der Absicht, unmittelbar als Geschriebenes auf einen Stummlesenden zu wirken; die Mittel zu dieser Wirkung sind im Buch selbst enthalten; kurz, das Buch als Buch — und abgesehen von aller Belehrung und Anregung, die es überdies bieten mag — ist sich Selbstziel und besitzt als solches die organischen Eigenschaften eines echten Kunstwerkes, in welchem alle Teile zueinander und zu dem Ganzen in Beziehungen stehen, die, je nach dem augenblicklichen Standpunkt des Betrachtenden, als bedingende oder als bedingte aufgefaßt werden. Nach allem Gesagten hoffe ich auf Ihre Zustimmung und jedenfalls auf Ihr Verständnis rechnen zu dürfen, wenn ich die Gesamtmasse alles dessen, was uns in Buchform vorliegt, in drei große Abteilungen gliedere: in

I. Bücher, die Bücher sind,

II. Bücher, die mehr als Bücher sind,

III. Bücher, die weniger als Bücher sind.

Bei dieser Gliederung handelt es sich um keine Schrulle, noch weniger um einen bloßen Versuch, diesen Brief übersichtlich zu disponieren; vielmehr bin ich der Überzeugung, mit ihr das Wesen der Sache zu treffen; einzig durch diese Unterscheidung gelingt es, Licht auf die ungeheure Masse des Bücherchaos zu werfen. Jetzt erst kommt die kleine Gruppe der Bücher, die mehr als Bücher sind, reinlich von allem nicht dazu Gehörigen geschieden, zu der verdienten höheren Geltung; jetzt erst legt man nicht den Maßstab des Buches überall an, wo Druckerschwärze und Papier — und sei es auch zu den nützlichsten Zwecken — zusammengeraten; und — was für mich in diesem Briefe die Hauptsache ist — jetzt erst erhalten wir eine deutliche Vorstellung dessen, was das Wesen eines wahren „Buches“ ausmacht. Da wir beide der Gewohnheit frönen, uns nicht eher zufrieden zu geben, als bis wir volle Deutlichkeit erlangt haben, will ich noch ein wenig bei meiner Gliederung verweilen sowie bei den wichtigen Grenzfragen, die sich aus jedem Klassifikationsversuch ergeben.

Als Naturforscher von Fach ist Ihnen die Tatsache vertraut, daß bei jedem Versuch, Erscheinungen der Natur methodisch zu gliedern, Zwischengebilde und problematische Fälle vorkommen: wäre das hier nicht der Fall, es würde gegen die von mir vorgeschlagene Klassifikation sprechen. In bezug auf die große Mehrzahl aller gedruckten Erzeugnisse kann kein Streit entstehen; in einzelnen Fällen jedoch wird — je nach Erfahrung und Einsicht — der eine ein Buch in die erste Abteilung einreihen, das ein anderer der dritten Abteilung zuweist: das hat nichts auf sich, sobald es nur bewußt und begründet stattfindet. Selbst in der zweiten Abteilung — derjenigen Bücher also, die mehr als Bücher sind —, die scharf abgegrenzt scheint, können fragliche Fälle vorkommen. So ist es z. B. sicher, daß die Heldengesänge der Hellenen für den lebendigen Vortrag bestimmt waren, nicht für die stumme Lektüre; ebensowenig wie Shakespeare schrieb Homer Bücher; fraglich bleibt es jedoch, inwiefern die auf uns gekommene Fassung nachträglichen literarischen Einflüssen alexandrinischer Gelehrter unterworfen gewesen ist und damit ein Hinüberschieben ins Buchmäßige stattgefunden hat. Doch auch hier, wie Sie sehen, kommt diesem Zweifel sehr untergeordneter Wert zu, insofern das Wesen dieses Kunstwerkes gar nicht bezweifelt werden

kann als eines Werkes, das jedenfalls nicht literarisch erdacht und beabsichtigt war, gleichviel, ob Homer selber die Feder benutzte oder erst Spätere die Niederschrift bewirkten.

Habe ich nun die Absicht, in diesem Briefe lediglich über Bücher, die Bücher sind, zu reden, so kann ich, wie Sie sehen, nicht umhin, eine Erörterung über die beiden Grenzgebiete — nach oben und nach unten — voranzuschicken, sonst bliebe manches unklar und unvollständig. Wollte ich allerdings näher auf diejenigen Bücher eingehen, die weniger als Bücher sind, ich geriete auf einen uferlosen Ozean, und wollte ich mich dem geheimnisvollen Zauber der Bücher hingeben, die mehr als Bücher sind, ich fände kein Ende; darum begrenze ich Inhalt und Ziel und ziehe einen entschiedenen, deutlichen Kreis um den Standpunkt, den ich hier einzunehmen gedenke. Doch, wie gesagt, das entbindet mich nicht der Pflicht, die Übergangserscheinungen, die meine Kreislinie manchmal mitten durchschneidet, mit besonderer Teilnahme ins Auge zu fassen; wie denn der sinnende Naturforscher sich allerorten von den Grenzerscheinungen besonders angezogen fühlt, weil hier — mehr als anderswo — Altehrwürdiges sich offenbart und aufkeimende Zukunft sich vorverkündet. Zuerst wollen wir auf das Grenzgebiet zwischen I und III einen Blick werfen, also in die Richtung der Bücher, die weniger als Bücher sind, sodann einen in die entgegengesetzte Richtung, um erst dann in Ruhe innerhalb unseres auserwählten Kreises der Bücher, die Bücher sind, zu verweilen.

*

Es kommen Fälle vor, in denen dank der großen Begabung des Forschers und seines bewußten Strebens, nicht allein seinem Fache, sondern vielmehr der allgemeinen Kultur zu dienen, wissenschaftliche Abhandlungen gleichsam eine höhere Stufe ersteigen, auf der sie dann eine zwiefache Beurteilung zulassen: einerseits als Beiträge zur Wissenschaft, andererseits als Werke wahrer Buchkunst. In der großen Masse bilden diese Bücher freilich eine verschwindend geringe Zahl: um so höher ist ihre Bedeutung anzuschlagen. Lassen Sie mich mit einem Beispiel anfangen, das Ihnen zunächst stark paradox dünken wird; ein richtiges Paradoxon, reich an unerwarteter

Anregung, schlägt wie mit Hammerhieben eine Bresche für neue Einsichten.

Euklid's *Elemente der Geometrie* halte ich nach Inhalt und Form für ein vollendet schönes Buch — das Wort „Buch" in seiner reinen Bedeutung genommen. Man darf sich nicht durch die Bezeichnung „Elemente" irreführen lassen und — wie gar oft geschieht — voraussetzen, es handle sich bei diesem unsterblichen Werk um ein Unterrichtsbuch für Knaben. Zwar wird das griechische Wort *Stoicheia* bisweilen in einem Sinne gebraucht, verwandt unserem Ausdruck „Anfangsgründe"; doch, wie Sie wissen, bedeutet das Wort eigentlich die Buchstaben des Alphabetes, naiv-materialistisch aufgefaßt als die Grundbestandteile der Sprache, woraus sich dann mit der Zeit die fernere Bedeutung ergab von Grundbestandteilen überhaupt, d. h. von letzten Einheiten, sei es im Aufbau von Kunstwerken, sei es in bezug auf die kosmische Natur — also in unserem heutigen Sinne, wenn wir von „chemischen Elementen" sprechen; in diesem letzteren Sinne gebraucht Euklid das Wort: sein Werk behandelt die allem rein räumlichen Denken und Schauen zugrunde liegenden unentbehrlichen Begriffe und Begriffsbewegungen in lückenlos vollständiger Aufzählung und in meisterhaft-architektonischer Gliederung. Es handelt sich um ein reifstes Erzeugnis für reife Geister. Euklid's Buch ist nicht „weniger als ein Buch", denn es steuert nicht auf andere Ziele, vielmehr ist es für Euklid bezeichnend, daß er auf eine praktische Verwertung seiner theoretischen Gedanken niemals auch nur im entferntesten anspielt. Es wird erzählt, ein Schüler habe ihn gefragt: „Was werden diese Bemühungen mir nützen?", da rief der Meister seinen Sklaven herbei und gebot ihm: „Geh', hole drei Groschen und schenk sie diesem jungen Manne! ihn reut's, etwas zu tun, wobei kein Nutzen sich herausstellt." Das Buch enthält außer seinem Gedankenstoffe nichts; es bedarf keiner Hilfe irgendwelcher Art von außen: die Figuren gehören zum Text und sind außerdem für einen mit genügend starker räumlicher Phantasie ausgestatteten Menschen entbehrlich, und der Gedankeninhalt bezieht sich auf den reinen Menschengeist, wie er jedem von uns zu eigen ist. Folgerichtiges Denken und Kraft der Vorstellungsphantasie: mehr verlangt Euklid nicht. Da auch keine geschichtlichen Kenntnisse beansprucht werden und keine Namen

früherer oder zeitgenössischer Mathematiker Erwähnung finden, so entsteht ein fleckenlos reines Geisteserzeugnis, in sich vollkommen abgerundet und für alle Zeiten fertig, ebenso verständlich und anregend in China wie in Timbuktu, ebenso heute wie am Tage, wo es — vor 2300 Jahren — entstand und wie dies nach weiteren 2300 Jahren der Fall sein wird. Indem der Grieche sich hier eine bestimmte — dem Menschengeist genau angepaßte — Grenze zog, ist es ihm, wie anderen Hellenen auf anderen Gebieten, gelungen, ein in sich vollendetes Kunstwerk hervorzubringen. In meiner Bücherei besitze ich die große wissenschaftliche Ausgabe von Heath in drei Bänden mit Anmerkungen, Erläuterungen und Varianten sowie mit den Kommentaren und Scholien aller Jahrhunderte; in Halbfranz gebunden steht es unter den Werken der sogenannten schönen Literatur; denn wahrlich, es bildet dieses Werk einen Höhepunkt der „reinen“ Buchkunst (das Wort „rein“ im Sinne Kant's genommen). Ins andere Ohr aber will ich Ihnen flüsternd gestehen, daß mir mein altes kleines Exemplar des bloßen Textes zwischen zwei abgerissenen und wieder angeflickten Pappdeckeln noch lieber ist; denn unter der Arbeit, die Jahrhunderte daran verwendet haben, entschwindet dem Auge die Hauptsache, nämlich die vollendete Harmonie der Verhältnisse. Bei Euklid ist Denken Anschauen und Anschauen Denken; das Auge darf nicht durch andere Figuren und der Verstand nicht durch andere Beweisführungen unterbrochen und abgelenkt werden; und so prangt denn das Prachtwerk unter den Dichtern als keckes Bekenntnis, wogegen zum Nachmittagsruhestündchen auf dem Liegestuhl aus einer versteckten Ecke das alte abgegriffene Bändchen herausgeholt wird.

Freilich bedingt gerade die „Reinheit“ des mathematischen Beispiels dessen geringe Tragweite in bezug auf alle anderen Fälle; wir bleiben in den reinen Anschauungsformen und in der reinen Logik des Menschengeistes befangen. Darum verweile ich hier nicht länger, sondern eile zu einem weiteren Beispiel, welches unser Verständnis mehr fördern wird.

Ein Buch namentlich schwebt mir vor, das bisher nicht zu der sogenannten „schönen Literatur“ gezählt wurde, jedenfalls aber zu den unvergänglich schönen Büchern gehört im Sinne derjenigen, die als echte Bücher erdacht und ausgeführt sind und darum auch die

unmittelbare Wirkung des genial Buchmäßigen ausüben, ich meine Cuvier's *Abhandlung über die Umwälzungen der Erdoberfläche und über die Veränderungen, die sie im Tierreich veranlaßt haben.* Sehr bezeichnend ist es, daß der Verfasser des monumentalen Werkes *Untersuchungen über versteinerte Knochen,* der eigentliche Begründer der Paläontologie der Wirbeltiere, der Mann mit dem größten bisher (bei Gesunden) beobachteten Gehirn, sich bewogen fühlte, seinem gewaltigen, nur dem engeren Fachgenossen zugänglichen Lebenswerke dieses kleine Buch als Einleitung vorauszuschicken, das eingestandenermaßen an die ganze gebildete Welt sich wendet mit der Absicht, jedem denkenden Menschen eine allgemeine, jedoch richtige Vorstellung des Tatbestandes und damit auch die Möglichkeit zu eigener freier Urteilsbildung zu vermitteln — ein Verfahren, das den wahrhaft großen Gelehrten von der Menge der vielwissenden Fachbarbaren unterscheidet. Cuvier fühlt, daß eine wissenschaftliche Forschung, deren Ergebnisse nicht Gemeingut aller gebildeten Menschen zu werden vermögen, für die Kultur ohne jegliche Bedeutung bleibt; er weiß aber auch, daß diese Mitteilung möglich ist, und zwar möglich in dem Geiste einer rein objektiven — nicht dogmatischen — Darstellung des Befundes und seiner Bedeutung. Popularisierung — dieses gräßlich erlogene Zwischending — schwebt Cuvier keineswegs vor; in seinem Vorwort sagt er, sein Zweck sei gewesen: „diejenigen Menschen, die nicht über Muße zu Fachstudien verfügen, zu einer allgemeinen Vorstellung des Sachverhaltes zu befähigen und sie dadurch in den Stand zu setzen, die verschiedenen Schlußfolgerungen zu verstehen, denen diese Entdeckungen zur Grundlage dienen, sowie auch an den wichtigen Einsichten teilzunehmen, die sich daraus für die Geschichte der Erde und des Menschen ergeben“. In mustergültiger Weise löst er diese schwere Aufgabe. Einer klassisch reinen, einfachen Sprache mächtig, ohne allen Schwulst und alle gelehrte Wichtigtuerei, mit strenger Beschränkung auf das Notwendige, stellt er den gesamten geologischen und paläontologischen Befund dar, Schritt für Schritt das gesicherte Tatsächliche von dem noch Zweifelhaften scharf unterscheidend. Mit einer Objektivität, für die ich kaum ein zweites Beispiel zu nennen wüßte, läßt er die verschiedenen Deutungen des noch Fraglichen an unseren Augen vorüberziehen und stellt dann seine

eigene, ohne jede Rechthaberei, kräftig überzeugend hin. Aus diesem Verfahren ergibt sich unleugbar Kälte; diese aber empfindet man hier als wohltuend; denn wo ist Objektivität am Platze, wenn nicht bei wissenschaftlicher Erforschung der Natur? Dem feiner Fühlenden bleibt die verhaltene Leidenschaft, die sich ja in der ungeheuren Forschungsleistung am besten bewährt, nicht verborgen. Man kann den Stil dieser einzigen Schrift mit einem rein weißen Lichte vergleichen, in welchem sich jeder einzelne Gegenstand in der ihm angehörigen Farbe, ohne irgendeine Fälschung des Tones, zeigt. Wenn Sie später einmal, wie ich hoffe, lieber Freund, die Muße finden, sich an diesem unvergänglichen Werke zu bilden, Sie werden staunen über den Gedankenreichtum eines solchen Mannes; es liegt darin etwas Allumfassendes, als rede von seinem olympischen Throne herab ein zwar nicht allwissender, aber alles Irdische frei überblickender Zeus, und man begreift Balzac's Urteil: *„Cuvier est le plus grand poëte de notre siècle"*. Daß einem solchen Auge die artbildende Bedeutung mancher allmählicher Veränderungen nicht entgehen konnte, liegt auf der Hand; so sagt z. B. Cuvier an einer Stelle, wo er von dem Übergang aus der tertiären zu der jetzigen Periode spricht: *„Ces variations ont conduit par degrés les classes des animaux aquatiques à leur état actuel"* (diese Spielarten haben schrittweise die verschiedenen Gruppen der Wassertiere zu ihrer jetzigen Gestalt übergeführt). Dennoch ist er ein Gegner aller Evolutionslehren und sagt uns auch warum. Ihre verschiedenen Abarten waren zu seiner Zeit alle schon dagewesen; selbst Ernst Haeckel's berühmte „Monere" — hier „Monadé" genannt — grüßt uns aus ihrem Schattendasein; schöne Worte hat er für Lamarck, dessen „Folgerichtigkeit und Sagacität" er lobt; das alles kann aber an der erwiesenen Tatsache nichts ändern, daß es Weltkatastrophen gegeben hat, bei denen auf weiten Gebieten der Erdoberfläche ganze Geschlechter des Lebens zugrunde gegangen sind. Für mich, der ich an der Hand Lyell's das Studium der Geologie antrat und lange dem Einfluß Darwinscher Annahmen ausgesetzt blieb, bedeutete die Auffassung Cuvier's zunächst eine arge Zumutung; später kam dazu die jahrelange Vertiefung in Goethe, bis ich dessen große Lehre von der „Ruhe" in mich aufgenommen hatte:

Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt!

Gerade auf diesem Wege aber bin ich später zum Verständnis Cuvier's gekommen. Goethe, bei dem überall die Anschauung sofort in die Idee — sagen wir auf deutsch in die Gedankengestalt — umschlägt, Goethe hat recht, wenn er von uns fordert, wir sollen auch die heftigste Bewegung in der Natur als Ruhe auffassen; denn hierbei handelt es sich nicht um eine Tatsache der umgebenden Natur, sondern um eine Maxime des menschlichen Denkens, und zwar um eine, durch welche es allein gelingt, Chaos zu Kosmos zu wandeln; Cuvier aber hat ebenso recht, wenn er mit unerbittlicher Strenge die empirischen Tatsachen vor jeder Vergewaltigung schützt und es hindert, daß wir die Gewalt, die es uns unbequem ist als in der Natur am Werke zuzugeben, nunmehr selber ausüben, so daß man sagen kann, die Ruhe, die dann in unserer Naturdeutung herrscht, sei durch Gewalt erlangt worden. Hier waltet offenbar ein Mißverstehen: wir haben noch nicht tief genug und noch nicht umfassend genug gedacht; es besteht ein starkes Mißverhältnis zwischen Mensch und Natur; was jenem als entsetzliche Weltkatastrophe erscheint, kann für diese ein Vorgang von verhältnismäßig geringfügiger Bedeutung sein. Und so auch meint es Cuvier. „Ich behaupte nicht," schreibt er, „daß es einer neuen Schöpfertat bedurfte, um die heute bestehenden Arten hervorzubringen; vielmehr behaupte ich lediglich, daß diese Arten an den Orten, wo man sie heute findet, damals nicht vorhanden waren, und daß sie folglich von anderswoher gekommen sein müssen." Dieses eine Wort genügt, um Cuvier's wankenlose Objektivität vor Augen zu führen. Man lernt bei ihm — wie vielleicht von keinem anderen Manne — das rein Tatsächliche von dem Ideellen zu trennen: eine unschätzbare Schulung zu einer Zeit, wo eine grob materialistische Wissenschaft, ohne irgendein Bewußtsein davon zu haben, alle ihre Beobachtungen und ihre aus den Beobachtungen gezogenen Schlüsse durch die Beimengung vorgefaßter Ideen oft bis zur Wertlosigkeit trübt.

Doch, ich merke es, ich habe ein Steckenpferd bestiegen und das feurige Roß ist im Begriffe, mit mir durchzugehen! So halte ich denn an, solange es noch Zeit ist, und beeile mich abzusteigen.

Nicht scheiden möchte ich aber von Cuvier, ohne meine Überzeugung betont zu haben, daß hier — in der würdigen, rein wissenschaftlichen und doch zugleich literarisch formvollendeten Behand-

lung naturwissenschaftlicher sowie anderer wissenschaftlicher Fragen — eine große Zukunft für das schöne Buch liegt. Vorträge mit Demonstrationen erfüllen einen anderen Zweck: nicht nur aber erreichen sie bloß eine bestimmte großstädtische Zuhörerschaft und bleiben Ungezählten unzugänglich, sondern sie ersetzen keineswegs die monumentale Leistung des Buches, deren Verdienst nicht zum wenigsten darin besteht, daß sie den Forscher selber zur vollendeten Durchklärung seiner Begriffe und damit auch seiner ganzen Anschauung zwingt.

In dieser Beziehung täten wir, glaube ich, alle gut daran, bei den Franzosen in die Schule zu gehen: gewissenhafte gründliche Gelehrte sind sie; infolge der geistigen Entwickelung ihrer Nation, Meister des klaren und reinen Stils, wobei die spezifisch französische Nüchternheit ihnen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft zugute kommt, indem sie ihren Geist vor Überspanntheit, Phantastik und monomanischer Narrheit schützt. Freilich, sobald wir auf das Gebiet des eigentlichen Denkens, der Weltanschauung, der Religion, oder auch der Poesie übergehen, überwiegen die Nachteile die Vorteile; denn hier wird durchwegs die Klarheit auf Kosten der Tiefe — also auf Kosten dessen, worauf es ankommt — gekauft. Wo es sich aber um die scharfe Aufnahme von Naturgegenständen und deren getreue, ungefärbte Wiedergabe handelt, da sind sie Meister. Welches Wunderwerk ist Buffon's *Histoire naturelle!* Die Form allein sichert diesem Werk Unvergänglichkeit. Ist es auch sozusagen am Vorabend des Tages der eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchung des Lebens entstanden, so würden Sie doch gewißlich oft staunen über die „Modernität“ der Kenntnisse und Anschauungen eines solchen Mannes im 18. Jahrhundert. Um nur eines zu nennen: in seinen Beobachtungen über die Veränderlichkeit der gezüchteten Tauben und über die stete Rückkehr der noch so ferngerückten Abarten zu der ursprünglichen wilden Taube, hat Buffon eigentlich diesen großen Abschnitt von Darwin's Untersuchungen vorweggenommen. Und wo gibt es etwas, was man in bezug auf künstlerische Gestaltung, verbunden mit Gedankenreichtum und wahrer Anmut, dem Abschnitt *Der Esel* an die Seite stellen könnte? Lamarck trägt schon eine tüchtige Beigabe des Deutschen in sich; wo er spekuliert, wird er sofort ein großer Phantast, und zwar darum

nicht weniger, sondern mehr, weil er sich einbildet, alles, was er denkt und sagt, beruhe auf Beobachtung. Wie wünschte ich, ich könnte Ihnen mein Exemplar seines *Système analytique des connaissances positives de l'homme, restreintes à celles qui proviennent directement ou indirectement de l'observation* vorlegen — Sie würden die Ränder mit „fichtre!" und „sapristi!" und „grand Dieu!" bedeckt finden. Und dennoch, wie liebenswürdig, wie meisterhaft einfach, für jeden denkenden Menschen verständlich und anregend ist das Buch geschrieben — und wie gern würde man manchen deutschen Gelehrten mit Verständnis für eine derartige, höherer Kultur entsprechenden Auffassung und Fähigkeit begaben! Geoffroy Saint-Hilaire trifft als Zusammenschauer sicherer ins Schwarze als Lamarck; weniger an einzelnen Beobachtungen ermüdet und durch sie abgelenkt, ist er in der Synthese kühner und zugleich weniger gewaltsam. Ein entzückendes Büchlein ist sein *Principes de Philosophie zoologique, discutés en mars 1830, au sein de l'Académie royale des Sciences.* Diese Veröffentlichung gewinnt an Wert dadurch, daß sie zwei Reden von Cuvier enthält, unmittelbar von den improvisierten Erwiderungen Saint Hilaire's gefolgt: so erblicken wir denn die beiden großen Gegner am Werke; wir sehen ihnen gleichsam ins innerste Hirn hinein und genießen das seltene und lehrreiche Schauspiel, zwei bedeutende Forscher sich leidenschaftlich widersprechen zu sehen und zwar nicht in einem Luftgefechte, sondern beide gestützt auf eine unübersehbare Menge von Tatsachen, und beide nur die Deutung dieser Tatsachen im Sinne tragend; wobei nun der unvergleichliche geistige Genuß für uns denkende Zuschauer aus dem Umstand sich ableitet, daß beide Widersacher recht haben, der eine ebensosehr wie der andere! Das Leben, wie jede andere letzte Frage, führt auf eine unlösbare Antinomie, die durch das Menschenwesen selbst gegeben ist und daher ihre Unlösbarkeit mit sich bringt: wer, wie Cuvier, zwar immerfort schaut, doch das Geschaute gedankenvoll deutet — d. h. nach Ursache und Wirkung — kann nicht anders denn das Leben als Zweckmäßigkeit auffassen, wogegen derjenige Mann, der, wie Saint-Hilaire, der reinen Anschauung mehr Raum, der kausalen Verbindung weniger gönnt, überall Gestalt erblickt, d. h. letzten Endes Gedankengestalt (Idee). Cuvier hat recht, wenn er spottet, mit dem Einheitsgedanken mache man sich das

Leben leicht, verliere den Sinn für die unüberbrückbaren Unterschiede, welche Erscheinung von Erscheinung trennen, und verlerne auf diese Weise, das Individuum in seiner Eigenart zu schätzen; Geoffroy Saint-Hilaire hat aber ebenso recht, wenn er uns den Star sticht und uns unter Berufung auf Leibniz „die Einheit in der Mannigfaltigkeit“ erkennen lehrt. Nur kann ich freilich dem Urteil Goethe's, nach welchem Saint-Hilaire's Standpunkt der „höhere“ sein soll, nicht beipflichten: für die Wissenschaft, wie für die Religion, bleibt das Individuum das eigentliche *mysterium magnum,* wogegen die scharfe Betonung der Einheit stets dazu neigt, uns ins Leere hinauszuführen, wo wir uns am bloßen Wortschwall berauschen.

Doch, potztausend! schon wieder habe ich das Steckenpferd bestiegen! Ich bitte aber, wohl zu beachten, daß, abgesehen von der Anteilnahme an dem Streite zwischen Cuvier und Saint-Hilaire, ich streng bei der Sache geblieben bin; denn mir liegt daran, Sie, den begabten jungen Erforscher der Natur, mit Nachdruck auf diese besondere Gattung von Büchern aus dem wissenschaftlichen Grenzgebiet hinzuweisen, die bisher in Deutschland verhältnismäßig wenig gepflegt wurde. Hier gilt es, eine wichtigste Kulturaufgabe zu lösen. Sehen Sie sich, bitte, auch die französischen reinwissenschaftlichen Fachwerke an, solche, meine ich, die nicht zu den eigentlichen Büchern zählen: die meisten sind klar angelegt, deutlich gegliedert, gut geschrieben, durchwegs eindeutig. So wirkt z. B. des alten Réaumur *Histoire des Insectes* — ein für alle Zeiten grundlegendes Werk — durch seine Schlichtheit, die der Naivität sehr nahe kommt, geradezu entzückend. Klassisch an Klarheit und reiner Gestaltung sind ebenfalls Bichat's berühmte *Recherches physiologiques sur la Vie et la Mort,* Agassiz' *De l'espèce et de la classification en zoologie,* Claude-Bernard's *Leçons sur les phénomènes de la vie,* Milne-Edwards' *Introduction à la zoologie générale ou considérations sur les tendances de la nature dans la constitution du règne animal* — ich nenne nur einige meiner liebsten Bücher, wie sie mir gerade einfallen.... Zum Schluß seien noch die Schriften des mathematischen Analytikers Henri Poincaré genannt, die sogar in Deutschland Aufsehen erregt haben, weil derartiges niemals hierzulande geleistet worden ist.

Was wir nun durch diese kritische Umschau lernen, ist, daß nur sehr bedeutende Forscher fähig sind, reinwissenschaftliche Themata in die Form des schönen Buches umzugießen und dadurch der ganzen gebildeten Welt zur Teilnahme an dem Leben der reinen Wissenschaft die Wege zu öffnen; der große Forscher selbst aber gewinnt diese Befähigung einzig durch die Kenntnis und Verehrung der Erfordernisse der Buchkunst, und er übt sich, indem er sich auch bei seinen reinwissenschaftlichen Fachwerken bestrebt, diese möglichst klar und stilgerecht anzulegen und zu schreiben. Hier bleibt noch gewaltig viel zu tun; die jüngere Generation sollte bald daran gehen! Mir schwebt ein Wort Melanchthon's im Gedächtnis: *„Turpe est enim homini ignorare sui corporis aedificium";* im Munde eines frommen Theologen immerhin ein bemerkenswertes Wort, nicht wahr? Und nun sagen Sie mir, wievielen Menschen außerhalb Ihres engeren Fachkreises Sie begegnet sind, die eine einigermaßen richtige und lebhafte Vorstellung von ihres Körpers *aedificium* besaßen? Aus der Ferne höre ich schon Ihre temperamentvolle Antwort: „Volle Gymnasialvorbereitung, glänzende Universitätsstudien, ordentliche Professoren, Akademiemitglieder — aber in allem, was sich auf Kenntnis der Natur und namentlich des eigenen menschlichen Selbst bezieht, unwissend wie die nackten Kaffern!" Ein großes Bildungswerk ist hier nachzuholen: eine Unmenge schlechter Populärschriften können wir auf den Kehrichthaufen werfen, dafür müssen ein paar Dutzend gute Bücher geschrieben werden.

Nun wollen wir aber das eine nicht übersehen: haben sich die Deutschen bisher im allgemeinen auf diesem Gebiete wenig ausgezeichnet, so daß auch die Engländer ihnen darin entschieden überlegen sind — ich brauche nur Lyell, Faraday, Erasmus und Charles Darwin, Huxley zu nennen —, so besitzen sie doch in Alexander von Humboldt eine sehr bedeutende, in ihrer Art einzige Ausnahme und in Goethe das Muster einer dergestalt vollendeten Darstellung von Naturgegenständen, daß es nichts gibt, was mit ihr verglichen werden könnte. Bei Beiden ist nun die Betonung der Bedeutung der Sprache in ihren Naturschriften bezeichnend: hierin offenbart sich das Bestreben, das Studium der Natur zu einem Element der allgemeinen Menschenkultur zu erheben.

Erinnern Sie sich in Humboldt's *Ansichten der Natur* des

prachtvollen unheimlichen Abschnittes *Das nächtliche Tierleben im Urwald?* Vor wenigen Wochen ließ ich ihn mir wieder einmal vorlesen, und noch mehr als früher fiel mir die Bedeutung dieser beständigen Betonung der Sprache auf. Am Anfang des Abschnittes heißt es: „Der Menschen Rede wird durch alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet: sei es in der Schilderung der von der Außenwelt empfangenen sinnlichen Eindrücke, oder des tiefbewegten Gedankens und innerer Gefühle. Das unablässige Streben nach dieser Wahrheit ist im Auffassen der Erscheinungen wie in der Wahl des bezeichnenden Ausdruckes der Zweck aller Naturbeschreibung.“ In den Anmerkungen zu der betreffenden Abhandlung steht dann noch viel Gelehrtes zu dieser Sprachenfrage, und man empfindet die beratende Nähe des Philologen-Bruders. Wunderbar sind Goethe's Worte über die Sprache in dem Vorwort zu seiner *Farbenlehre.* Hier betrachtet er sämtliche Äußerungen der Natur als einem Sprechen analog, das wir Menschen uns dadurch deuten, daß wir es in die eigene menschliche Sprache übertragen: „So spricht die Natur hinabwärts zu anderen Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends tot noch stumm. . . . So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen . . . . und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag. Diese universellen Bezeichnungen, diese Natursprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, diese Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu bereichern, zu erweitern und so die Mitteilung höherer Anschauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabsicht des gegenwärtigen Werkes.“ An einer anderen Stelle des selben Werkes hat nun Goethe das hier vorliegende Problem — die Notwendigkeit einer künstlerischen Darstellung der Wissenschaft, soll diese Kulturbestandteil werden — in so erschöpfender, vollendeter Weise ausgesprochen, daß ich nicht umhin kann, eine längere Anführung hier einzuschieben; Goethe kann man ja nie zu oft sich wiederholen, den weisesten aller Menschen:

„Bei der Vergleichung der Kunst und Wissenschaft begegnen wir folgender Betrachtung: da im Wissen sowohl als in der Reflektion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt; so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen. — Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann." Es folgt eine kurze Betrachtung über die „seltsame Anarchie in Kunst und Wissenschaft", die in Deutschland herrsche, und über die deutschen Gelehrten, „die sich durch seltsame Eigentümlichkeiten karikaturmäßig voneinander zu entfernen streben". Den Schluß bildet das prophetische Trostwort: „Wir sagen getrost in Gefolg unserer Überzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich anderen Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen".

Hatte ich vorhin mit Nachdruck auf die Franzosen verwiesen, so geschah das, weil wir dort einer gesamten nationalen Erscheinung gegenüberstehen, wodurch das Beispiel Kraft gewinnt und zugleich jedem intelligenten Menschen zugänglich ist; wogegen Goethe als Schilderer der Natur und ihrer Phänomene so hoch steht, daß seine Vollendung von Manchem nicht erkannt wird und auf Andere entmutigend wirkt; wie Montaigne einmal bemerkt: *„A la vérité les bons auteurs m'abattent par trop et rompent le courage"* (die Wahrheit zu gestehen, bedrücken mich die vorzüglichen Schreiber gar sehr und rauben mir das Selbstvertrauen). Derjenige deutsche Natur-

forscher aber, der nach dem Höchsten strebt, wird sich immer wieder in Goethe vertiefen; hier findet er die Schulung, die er braucht, um wissenschaftliches Anschauen und Denken in die Kunstform des wahren Buches umzugießen und dadurch zu Bestandteilen der allgemeinen Menschenkultur zu erheben. Die vierzehn Bände, in denen Goethe's naturwissenschaftliche Schriften jetzt gesammelt vor uns liegen, besitzen nicht weniger Bedeutung als die anderen Teile seines reichen Lebenswerkes; abgesehen von dem Gehalt an Naturbetrachtung, an Naturgefühl, an erfindungsreichem Errichten von Verständigungsbrücken von außen nach innen, bedeutet die rein sprachliche, die rein literarische Leistung eine so unerhörte Tat, daß sie als die Erfindung eines Neuen betrachtet werden muß — eines Neuen, an dem Jahrhunderte sich bilden und emporstreben werden. Zu dem Neuen gehört die genaue Anpassung des Stiles an den jeweiligen Gegenstand. In der mustergültigen Trockenheit der Schrift *Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie* erreicht das, was man die unumgänglich notwendige wissenschaftliche Pedantik nennen kann, ihren Höhepunkt, nämlich den Höhepunkt der schematisch klaren Anordnung und der Kürze des Ausdruckes; von hier und von den Gestein-Schilderungen an, über die vollendete Ruhe und Gegenständlichkeit der großen darlegenden Werke — *Die Metamorphose der Pflanzen* und die *Farbenlehre* — bis zu den Augenblicken, wo der Naturforscher den Dichter herbeiruft, daß er begeistert das Wort ergreife, um letzte Ahnungen des Erforschers der Natur auf dem einzig möglichen Wege mitzuteilen und bis zu den abgrundtiefen philosophisch-metaphysischen Betrachtungen über die durch jede Naturforschung aufgeworfenen, erkenntniskritischen Fragen: überall versteht es Goethe, Gedankenführung und Wortausdruck derartig zu handhaben, daß sie genau den Mittelweg zwischen den beiden Polen einschlagen, gegeben durch den besonderen Gegenstand der Betrachtung und durch den besonderen Zweck der Abhandlung. Hierdurch entsteht überall das Gegenteil der Schablone, und es führt jede dieser Schriften ein eigenes Leben, ein Leben, das sogar das einzelne Wort umfaßt und mit einer unerschöpflichen Fülle an Eigengehalt begabt.

Man darf nicht wähnen, solche Stilfragen besäßen nur formalen

Wert; weit gefehlt! Buffon's tiefes Wort: *„Le style est l'homme même"* kann uns dienen, damit wir dasjenige genau bezeichnen lernen, was Goethe mit dem Stil seiner der Natur gewidmeten Bücher erstrebt, nämlich: *le style est la chose même.* Die beiden Begriffsbestimmungen — im Stil offenbart sich der ganze Mensch, im Stil offenbart sich die ganze Naturerscheinung — widersprechen sich nicht: die erste bezeichnet eine Tatsache, die zweite ein erstrebtes Ideal; dieses Ideal müßte das eines jeden Naturforschers sein. Gerade aus seiner Beobachtung bedeutender Naturforscher hat Goethe gelernt, „daß immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Überzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig verstumpfen". Die Frage des Stiles bezieht sich also sowohl auf Objekt als auf Subjekt, sowohl auf den betrachteten Gegenstand als auf dessen Betrachter: klarer Stil bezeugt klare Anschauung, angemessener Stil angemessene Anschauung, lebensvoller Stil lebensvolle Anschauung. Letzten Endes handelt es sich überall um das „Es werde Licht!" — und genau so wie dieses Wort zweierlei voraussetzt, nämlich Licht und Auge, ebenso handelt es sich bei aller Naturbetrachtung um den Gegenstand und um die Aufnahme des Gegenstandes: Stil ist nichts anderes als das geistige Auge. Diese Einsicht gewinnen wir durch Goethe: er, der Mann der „ganz Auge" war, hat so zu schreiben verstanden, daß seine Abhandlungen — soweit dies der Wortsprache nur möglich ist — ganz Licht wurden.

Erlauben Sie, lieber Freund, ehe ich in diesem Zusammenhang von dem Einzigen Abschied nehme, daß ich aus einer wenig bekannten, erst lange nach seinem Tode herausgegebenen Schrift *Über den Granit* eine wundervolle Probe dieses Lichtstils Ihnen zur Betrachtung vorlege. Die Art, in der hier der Geolog, zur Veranschaulichung der Lagerungsverhältnisse des Urgesteins in ihrem Bezug zu allen späteren Gesteinsbildungen, auf das Menschengemüt übergreift, die Wirkung dieses unerwarteten Vergleiches, sowie die erschütternde Rückwirkung von der gewonnenen Anschauung des Urgebirges her auf verwandte Züge der Menschenseele: das alles ist beispiellos und von unsterblicher Schöne.

„Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf

einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht, wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinauf gestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will."

Auch von vielen unter Goethe's rein naturwissenschaftlichen Schriften gilt, daß sie „weniger als Bücher" sind; setzen sie doch manche Gegenstände und Kenntnisse voraus, die das Buch nicht vermittelt. Was aber an ihnen „Buch" ist, weist eine derartige literarische Vollkommenheit auf, daß sie auf das Gebiet des reinen Buches hinüberspielen. Manche jedoch gehören zu den „Büchern, die Bücher sind", nicht weniger als Cuvier's *Révolutions;* so z. B. die *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre,* ein Buch, das gar vieles des Bedeutendsten enthält, was Goethe jemals geschrieben hat — zur Geschichte der Menschheit und des menschlichen Denkens überhaupt, sodann auch namentlich zur unübertroffenen Charakterisierung bedeutender Männer (von Plato, Aristoteles, Demokrit, Pythagoras, Lukretius usw. über Augustinus und Roger Bacon bis zu den großen Physikern des sechzehnten Jahrhunderts, bis zu Galilei, Kepler, Descartes, Newton und den Nachfolgenden), eine Charakterisierung, die zugleich den Zeitgeist ganzer Perioden vor uns aufleben läßt. Hier sind ebenfalls die kleinen Einzelabhandlungen zu allerhand die Philosophie der Naturwissenschaften betreffenden Fragen zu nennen, wie *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt, Einwirkung der neueren Philosophie, Erfinden und Ent-*

decken, Analyse und Synthese usw. Eine jede dieser knappen Betrachtungen ist ein Meisterwerk für sich, aus Goethe's reifstem Alter.

Soviel nur über das Grenzgebiet zwischen den Büchern, „die weniger als Bücher sind" und den Büchern, „die Bücher sind". Wir haben gesehen, daß hier unter bestimmten Umständen und durch das Talent hervorragender Männer ein allmählicher Übergang aus der einen Abteilung in die andere stattfinden kann, bei genialer Begabung aber die Trennungslinie manchmal überhaupt entschwindet und literarische Gebilde entstehen unsterblicher Würde. Meine Beispiele entnahm ich den Wissenschaften der Natur, weil diese mir am vertrautesten sind und die größten Schwierigkeiten für die Buchwerdung zu bieten scheinen; der Übergang kann aber bei jeder Wissenschaft stattfinden — in der Theologie und Kirchengeschichte hat z. B. Adolf Harnack Mustergültiges geleistet —, das hier Vorgebrachte soll nur als Beispiel dienen.

*

Wenden wir uns nunmehr zu dem anderen Grenzgebiete, das zu den Büchern hinüberführt, die „mehr als Bücher" sind, so muß zuvörderst eine entscheidende Bemerkung vorangeschickt werden: keines der hier in Betracht kommenden Werke bedarf — als Werk — des „Buches"; an und für sich steht es auch ohne Buch fertig und vollkommen da — man denke an Shakespeare, an Yajnavalkya, an Christus. Zwar hat gerade hier das Buch in der Geschichte der Menschheit überall große Bedeutung gewonnen, doch stets nur als Beihilfe und als Surrogat — sagen wir Notbehelf; das Werk selbst — handle es sich um künstlerische Schöpfung, um abgrundtiefes Sinnen, um religiöse Neugeburt — ist niemals ein Buch. Daher denn das Zweideutige, Schielende, Fragwürdige aller hierher gehörigen Bücher, deren Ursprung fast immer in Dunkel gehüllt und deren Authentizität im Ganzen und im Einzelnen meist anfechtbar bleibt. Es handelt sich eben niemals um Werke, die als Bücher ersonnen und ausgeführt sind, vielmehr entsteht das Buch erst aus dem Werke, ist oft als Buch fehlerhaft und schöpft seine unvergleichliche Wirkung aus Umständen und Tatverhältnissen, die mit dem Buche nichts zu schaffen haben.

Diese Tatsache wollen Sie, lieber Freund, stets sich vor Augen halten; sie wird selten bedacht und gibt uns doch den Schlüssel zu den meisten Rätseln dieses Grenzgebietes zwischen Buch und Mehr-als-Buch. Da uns aber in diesem Briefe lediglich die Bücher angehen, so schwinge ich mich gleich aufs andere Ufer hinüber, von wo aus wir die Sache zunächst folgendermaßen erblicken.

Allen diesen Büchern ist gemeinsam, daß sie auf etwas hinweisen, was zwar im Buche als Andeutung oder Mitteilung enthalten ist, nicht aber offenkundig, sondern als Geheimnis. Diese Bücher sollen symbolisch wirken; ihr Zweck ist nicht Mitteilung, sondern Vermittelung.

Ein einfaches Beispiel wird dieses Verhältnis sofort veranschaulichen.

Der Vers Shakespeare's wird erst in dem Augenblick Shakespeare's Vers, wenn er richtig vorgetragen — oder zum mindesten richtig vorgetragen gedacht — wird. Wir also, wir Leser, müssen zu dem geschriebenen Wort noch etwas hinzutragen, damit das Werk entstehe; die Symbolik des Buches muß uns hierzu magisch anreizen; daher ist es richtig, wenn wir sagen, diese Bücher seien mehr als Bücher. Auch die Bücher, die weniger als Bücher sind, setzen ein Anderes voraus — Gegenstände, Kenntnisse —, dieses Andere steht aber gänzlich außerhalb des Buches und muß von außen hinzugetragen werden, damit das Buch erst einen Sinn bekomme; hier dagegen, bei den Büchern, die mehr als Bücher sind, ist die notwendige Ergänzung in das Buch selbst hineingeheimnißt, nur bedarf der Leser einer besonderen Beanlagung — in Ermangelung dieser, einer besonderen Einweihung — soll er das Buch richtig würdigen und das Mehr-denn-Buchmäßige daran vor das geistige Auge hervorzurufen vermögen. Wer z. B. die *Aitareya-Upanishad* aufschlägt und die erste Strophe liest: „Zu Anfang war diese Welt allein Atman; es war nichts anderes da, die Augen aufzuschlagen" — der kann unmöglich wissen, wovon die Rede ist: dieses Buch bezieht sich eben auf eine fertige, langsam gewachsene, abgrundtiefe Weltanschauung, die sich im Laufe der Zeit ihre eigene symbolische Sprache geschaffen hat; und sofort stößt man auf die große Schwierigkeit, daß man die Sprache nur aus der Weltanschauung und die Weltanschauung nur aus der Sprache verstehen kann,

so daß jahrelange Versenkung der einzige Weg ist, um zum wahren Verständnis zu gelangen. Nun aber kommt ein eiliger Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts, holt schnell Deußen's *Sechzig Upanishad's des Vedanta* vom Brett herab, glaubt, das sei ein „Buch", in dem man nach Belieben „lesen" könne .... und legt es dann bald enttäuscht und ermüdet aus der Hand. Wir befinden uns bei allen Büchern dieser Abteilung auf dem Gebiete des Geheimnisses, auf dem Gebiete des Übernatürlichen — wie man zu sagen pflegt, wofür man aber ebensogut und vielleicht besser sagen könnte: der Urnatur.

Lassen Sie mich über einzelne Bücher aus dieser Gruppe einige Worte sagen; wer sich ihre Bedeutung überlegt, wird auf diesem Wege am besten zum Verständnis ihres Wesens gelangen.

Die althellenischen Heldensänger haben keine Bücher geschrieben: das ist sicher. Diese Gattung der Kunst fordert halbfreie Improvisation auf Grund des allen Zuhörern vertrauten Stoffes, doch unter steter Berücksichtigung der Wünsche des im besonderen Falle gegenwärtigen Kreises, dazu namentlich noch die eigenartige Wirkung und Gegenwirkung zwischen dem Sänger und seinen Zuhörern, die beide sich immerfort gegenseitig beeinflussen, so daß nie vorauszusagen ist, aus welcher Richtung der zündende Funke hervorspringen wird, da erst die Stimmung des Augenblicks hierüber entscheidet. Diese Lebensgesetze des dithyrambischen Epos scheinen die versteinerte Monumentalisierung im stummen Buche vollkommen unmöglich zu machen. Ich darf sagen, ich Spätgeborener rede aus Erfahrung; denn ich habe vor dreißig Jahren in den Ländern serbischer Zunge einem Heldensänger zugehört, welcher die um das Nachtfeuer gelagerten Mannen stundenlang in Spannung hielt; die Atempausen füllte das Spiel auf der einsaitigen Guzla aus, die auch sonst an passendem Orte den Wortausdruck zu unterstützen und zu erhöhen wußte; rauhen Männern entlockte die unbeschreiblich starke und unmittelbare Wirkung dieser uns Heutigen verloren gegangenen Kunst Tränen, dann wiederum schallten von den begeistert Lauschenden Rufe der Empörung, des Zorns, der Freude und Teilnahme, oder übermütiges Lachen unterbrach den Vortragenden. Dieser Sänger konnte weder lesen noch schreiben! Wieviele unserer Schullehrer, wenn sie unsere armen Jungens Homer's Verse analysieren lehren, ahnen, welches feurige Leben hinter diesen nun

stummgewordenen Gesängen liegt? Das eigentliche Kunstwerk ist verloren; uns bleibt nur das Buch. Und doch! Wer möchte gerade dieses Buch missen? In ihm lebt nicht nur die Erinnerung an eine untergegangene große Kunst, sowie die Nachricht über tausend Tatsachen des Lebens der Hellenen, von denen wir sonst keine Kunde besäßen, sondern man kann ohne Übertreibung behaupten: hier fließt der Urborn aller europäischen Poesie bis herab zum heutigen Tage. Das Buch selbst, das solchen Schatz übermittelt, bleibt allen Zeiten problematisch und bietet, je genauer und gelehrter es durchforscht wird, nur immer unlösbarere Probleme; nicht problematisch bleibt sein unermeßlicher Wert für die Kultur der Menschheit.

Als Shakespeare seine Theaterstücke schuf, hatte er — wir sahen es am Anfang dieses Briefes — einzig die lebendige Aufführung auf der Bühne im Sinne, und jede literarische Absicht lag ihm fern. Ja, er muß die Versteinerung zu einem Buche mit Entschiedenheit abgelehnt haben; denn die Londoner Drucker hatten mit seinen anderen Gedichten großen Erfolg und verlangten seine Stücke zur Herausgabe: dies muß er abgelehnt haben, da schon zu seinen Lebzeiten verschiedene Ausgaben erschienen, alle ohne seine Mitwirkung und offenbar mit Benutzung ungenügender Grundlagen; die meisten Leser ahnen nicht, welche Ungewißheiten den Text dieser Werke fast Vers für Vers begleiten und daß manche Fragen trotz aller Überlegung von Geschlechtern hingebender Forscher ungelöst bleiben. Shakespeare hat also unstreitig die Drucklegung nicht gewünscht und zu ihrer Förderung nichts beigetragen: diese für die Beurteilung der Kunstabsichten eines der größten Poeten entscheidende Erwägung wird viel zu wenig, wenn überhaupt, beachtet. Wer will aber den Verlust für die Kultur des germanischen Europa ermessen, wenn diese Werke mit Shakespeare's Tod entschwunden wären? Mag auch das rein künstlerische Leben, das er, der Schöpfer, in ihnen als Ziel verfolgte und zugleich als Inhalt in sie hineinlegte, in dem Schwarz-auf-Weiß des Buches wie eine einbalsamierte Leiche im Schreine liegen, es kann nichtsdestoweniger die Bedeutung solcher buchmäßigen Überlieferung für die Ausbildung des Menschengeistes — insofern dieser Geist dafür überhaupt empfänglich ist — gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wäre ein Jeder von uns für die Kenntnis und Erkenntnis des

Menschenherzens auf seine eigene Erfahrung angewiesen, wir kämen nicht weit: diese Erfahrung ist zu beschränkt, und namentlich fehlt es uns an der Schärfe der Beobachtung und an der Lebhaftigkeit der Eindrücke. Wie durch Homer ein Volk, seine Sitten, seine Religion, seine ganze landschaftliche Umgebung, und zwar in der besonderen Art, wie nur dieses eine Volk sie erblickt und von ihnen beeindruckt wird — also genau, was unser Uexküll seine „Umwelt" nennen würde — für alle Zeiten lebt, von uns Allen gesehen, weil der Eine es mit Augen von unerhörter Leuchtkraft in sich aufgenommen und dann wieder hinausgestrahlt hat, ebenso lebt durch Shakespeare das Innere des Menschengemütes überhaupt — soweit Verstand und Affekt in Frage kommen — vor unserem geistigen Blick, entschleiert und grell beleuchtet. Die tiefen Gedanken, die hinreißenden Bilder, der Witz, der Zauber des Versbaues, — alles dies gehört zur Technik des Künstlers; das Ergebnis ist, außer höchster Kunst, auch neue Erkenntnis; in der bloß literarischen Überlieferung geht zwar der beabsichtigte Kunsteindruck und mit ihm ein Teil der Erkenntnis verloren, immerhin bleibt aber von der Erkenntnis, weil sie vornehmlich das Denken betrifft, ein großer Teil erhalten; und da zeigt es sich, hier wie überall, wenn man auf den Grund geht, daß alle Erkenntnis erst aus Schöpfertat hervorgeht. Überlegt man sich, daß sich niemals die Spur eines zweiten Shakespeare gezeigt hat, so begreift man, daß der gänzliche Verlust dieser Werke eine dauernde Verarmung, nicht nur der Kunst, sondern des geistigen Besitzes der germanischen Menschheit bedeutet hätte. Heil also dem Buche, das uns diesen Schatz vor dem völligen Untergang gerettet hat!

Die heiligen Bücher der arischen Inder stellen uns vor andere und schwierigere Rätsel: schon deswegen, weil nicht das Leben und Schaffen eines einzelnen Mannes, sondern dasjenige vieler aufeinander folgender Geschlechter hier zum Ausdruck kommt. Zwar sind die Texte in einem Grade übereinstimmend und zuverlässig, wie das vielleicht bei keinen Büchern dieser Abteilung sonst zu finden wäre: sie sind eben erst sehr spät niedergeschrieben, und es ist ungleich weniger leicht, mit Texten willkürlich zu verfahren, die nicht aufgeschrieben sind, sondern im Gedächtnis Vieler, Silbe für Silbe, aufbewahrt bleiben, als mit solchen, die mit Buchstaben aufgezeichnet vorliegen. Die Schwierigkeit dieser Bücher ist eine

innere und rührt daher, daß eine lange, alle Lebensbedingungen umwandelnde Geschichte ihrer Entstehung vorangeht, so daß wir die ursprünglichen Gedanken des wunderbar begabten Menschenstammes gleichsam erst aus doppelter Spiegelung empfangen, wobei der zweite Spiegel stark verzerrend wirkt, manches ins Ungeheure vergrößert, anderes zur Unsichtbarkeit herabdrückt. So gibt sich uns denn diese Weisheit als aus verschiedenartigen Elementen gewoben, rätselvoll, unergründlich; selbst demjenigen, der ihren Zauber tief empfindet, bleibt sie zum großen Teil Geheimnis. Folgende, selten angestellte geschichtliche Erwägung trägt, nach meiner Überzeugung, zur Aufklärung viel bei.

Bekanntlich läßt sich nachweisen, daß die arischen Inder aus einer nördlichen, hochgelegenen und demgemäß kühlen Heimat stammen, aus welcher sie auf dem Wege einer siegreich vordringenden Völkerwanderung erst nach und nach in die Flußgebiete des Indus und des Ganges vordrangen, wobei das tropische Klima und die gesamte neue Umgebung eine tiefgreifende Umwandlung ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Vorstellungswelt und somit auch ihrer Denkwelt veranlaßten. Reden wir von indischer Philosophie, so haben wir die *Upanishads* und die ganze dazu gehörige Literatur im Sinne; ohne uns nun bei der viel umstrittenen Frage des Zeitpunktes der Niederschrift dieser Werke aufzuhalten, ist dies Eine gewiß, daß die Lieder des *Rig-Veda* — wenigstens in ihren älteren Bestandteilen — den Blick in eine Periode eröffnen, die ebensoweit hinter den *Upanishads* zurückliegt, wie etwa Paulus hinter dem heutigen Tage. Nicht allein sind Vorstellungen aus der Umgebung der früheren nordischen Heimat in ihnen noch lebendig, sondern wir finden namentlich noch die Spuren einer anderen Gemütsart — einer frischen, kampfeslustigen, tatenfrohen, heiteren. Die Lieder z. B. über den trunkenen Gott, über die Heucheleien und Betrügereien der Priester und der Ärzte, die kecken Auseinandersetzungen über die Unmöglichkeit, Versuchungen zu widerstehen, die uns doch von einem Gott in den Weg gelegt werden usw., zeugen von einem überlegenen Humor, von einer inneren Freiheit und einer naiven Unmittelbarkeit des Seelenlebens, die dem späteren Denken fehlen und die zugleich den stärksten Kontrast bilden zu allen uns geläufigen Vorstellungen aus den düsteren Religionen des westlichen

Asien und Ägyptens. Nun behaupte ich, und fürchte keine Widerlegung: in jenem früheren arischen Volke, solange es seiner nordischen Heimat treu blieb, liegt die Quelle zu aller und jeder indoarischen Kraftentfaltung, so auch zu der späteren indoarischen mystischen Denkkraft. Was heute als indisches Denken vor uns steht, ist eine durch maßlose Übertreibung gewisser Anlagen und Fähigkeiten sowie durch entsprechende Verkümmerung anderer entstandene Verzerrung der früheren gesunden, dem Gleichgewicht des Lebens angepaßten Geistesverfassung und Weltanschauung. Die mystische Vertiefung entsprießt einem realistischen Boden: daher ihre Fruchtbarkeit. Freilich ist nicht zu bestreiten, daß gerade die einseitige Übertreibung, das Auffangen gewisser Züge in einem Hohlspiegel, der sie ins Gigantische vergrößert zurückstrahlt, zum guten Teil die Wirkungsgewalt dieser Philosophie ausmacht: das Ungeheure erschreckt, reißt dadurch von den Augen Schleier hinweg, die sie jahrtausendelang verdunkelt hatten, weist dem Denken des Menschengeschlechtes neue Wege. Meiner Überzeugung nach wird durch diese Welt der Besinnung ohnegleichen sowie auch durch die Bekanntschaft mit dem — der Philosophie naheverschwisterten — Zauberreich indischer Poesie eine Saat in unsere Seelen ausgesät, die im Laufe der Zeit reiche Früchte tragen muß und wird: die Streitfrage über ein vergangenes Ariertum können wir billig ruhen lassen, sobald wir einem künftigen Ariertum mit vereinten Kräften entgegengehen. Doch wird der Blick zurück auf das Geschlecht der Urahnen, zu dem ich hier die Anregung gebe, für unsere Kinder und Kindeskinder in ihrem harten Kampfe um ein menschenwürdiges Gedankendasein vielleicht noch Wertvolleres bieten; denn sie werden bei jenem nordischen, noch gesunden arischen Volke das gleiche entdecken, was unseren einzigen Goethe auszeichnet und „gegenständliches Denken“ genannt worden ist. „Hiermit wird ausgesprochen, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei“. In diesen Worten Goethe's haben wir die genaue Begriffsbestimmung des altarischen Denkens zur Zeit, als dieser Stamm noch das Hochland bewohnte. Nicht minder beachtenswert ist das, was Goethe im gleichen Zusammenhang von seinem „gegenständlichen Dichten“ sagt: „Mir drückten sich gewisse große Motive,

Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Inneren erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften". Diese Worte könnten als Schilderung der altindischen Mythologie gelten, die wir in beständiger Umgestaltung begriffen sehen, ohne eigentliche Veränderung des Inhaltes, da es sich nicht um geschichtlichen Glauben, sondern um fortschreitende W a h r t r a u m d i c h t u n g handelt. Diese Mythologie, wie wir sie durch das Medium der *Rigveda-Lieder* erraten, erwächst aus einem lebhaften Naturbetrachten, einem aufgeweckt beobachtenden Fragen und einem gestaltungsfrohen Antworten; es handelt sich um einen fortgesetzten Versuch, den Menschen und seine Naturumgebung zu einander in Beziehung zu bringen, die Natur aus dem Menschen heraus, den Menschen aus der Natur heraus zu verstehen. Bei den Hellenen sind die mythologischen Gestalten weit mehr vermenschlicht; bei den Aroïndern bleiben sie weit mehr Natur: darum gelangt der Hellene schließlich zu menschlichem Ebenmaß und zu Schönheit, wogegen dem Aroinder die Richtung ins Naturunermeßliche — damit aber auch in größere Tiefe und in größere Höhe — von Hause aus eignet. Solange jedoch das Leben der Aroinder ein tätiges, abwechslungsreiches, kampferfülltes bleibt, treten immer wieder jeder Abirrung ins Phantastische und Überschwengliche die Wirklichkeiten des täglichen Lebens entgegen, die Liebe zur Natur, der unverwüstliche, gesunde Humor. Später fielen diese wohltuenden Schranken hinweg, und alles Riesenmäßige und Nächtige, alle ahnungsschwangeren Schattengestalten der tropischen Urwälder spiegelten sich in diesem zart empfänglichen Hirne wider. Mit unerbittlicher Notwendigkeit führte diese Entwickelung einerseits zum Schließen der ermüdeten Augen und somit zur maßlosen Entfaltung eines anschauensbaren, abstrakten Denkens, andererseits zu der krankhaften Entfaltung einer phantastisch sich überbietenden mythischen Dichtung. Der große Wert dieser in der Geschichte einzigen Erscheinung soll nicht geleugnet werden; ich selber hatte öfters Gelegenheit, mit allem Nachdruck auf sie hinzuweisen; sie zeugt aber leicht Verwirrung — stößt den Einen heftig

ab, verführt den Anderen zu Geistesabenteuern —, wenn nicht die frische, heitere, gesunde Kraftquelle erkannt wird, die hinter der überschwenglichen Gedankenleistung liegt und sie erst möglich gemacht hat.

Auch in diesem Fall handelt es sich, wie Sie sehen, um Bücher, „die mehr als Bücher" sind; nicht allein entstanden sie im ausgesprochenen Gegensatz zu allem Buchmäßigen, sondern sie umhüllen bergend ein erhabenes, letztes Geheimnis, welches Worte — als solche — auszusprechen unfähig sind.

Da ich hier nur Beispiele geben kann, bemerke ich kurz, daß alles große schöpferische Denken — auch wo es, wie bei uns Europäern und im Gegensatz zu den Indern als das Werk nicht eines Volkes, sondern vielmehr einzelner Nachsinnender sich kundgibt — in Wirklichkeit Bedingungen unterworfen bleibt, die den soeben besprochenen nahe verwandt sind: deswegen gehören alle philosophischen Bücher ihrem Wesen nach entweder zu der Gruppe „mehr als Bücher" oder — wenn sie, wie die meisten, bloßer wissenschaftlicher Darstellung dienen — zu der Gruppe „weniger als Bücher". Vereinzelte Erscheinungen — ich nenne Plato's *Gastmahl* und Schopenhauer's Hauptwerk — überschreiten die Grenze, dank Eigenschaften der Gestaltung, der Harmonie der Teile, der Schönheit der Sprache usw., wodurch sie in die Reihe der echten und der schönsten Bücher gehören — analog jenen oben besprochenen Büchern Cuvier's und Goethe's, die es ebenfalls vermochten, die dortige Grenze zu überwinden. Doch halte ich es für äußerst vorteilhaft, der Tatsache des „Mehr-als-Buch-seins" sich bewußt zu werden. So ist es z. B. für Schopenhauer verhängnisvoll geworden, daß er ein hinreißend schönes Buch geschrieben hat: die Menschen lesen das Buch und wähnen, die unergründlich tiefen Gedanken erfaßt zu haben, was bloße Täuschung ist; denn was hier zugrunde liegt, ist eine der religiösen Mystik nahe verwandte, dazu noch in eine Gedankenmystik hinüberspielende Weltanschauung, die dermaßen genau auf der Schneide zwischen Denken und Empfinden, zwischen Wachen und Träumen steht, daß gewiß nur Wenige, und auch diese nur in seltenen Augenblicken blitzweise sie zu erfassen vermögen. Als einen Vorzug erachte ich es, wenn Kant's *Kritik der reinen Vernunft* so schwer ausgefallen ist, daß nur Begabung, Sehnsucht und Beharr-

lichkeit den Gedankengehalt sich anzueignen vermögen. Dem Entstehen dieses Buches gehen dreißig Jahre ununterbrochenen Sinnens voraus, und noch sind Hunderte von Aufzeichnungen vorhanden, die Zeugnis ablegen für ein beständiges Arbeiten an der sprachlichen Verdolmetschung der im Geiste sich aufbauenden Erkenntniswelt; das Buch selbst aber ist dann in wenigen Wochen als Improvisation entstanden, geschrieben, so schnell die Feder nur eilen konnte. Naiv ist es, wenn von Fachmännern tadelnd auf Lücken und auf Wiederholungen hingewiesen wird, namentlich auf Wiederholungen, die sich nicht decken, vielmehr voneinander abweichen, sowie auf Fälle, in denen der selbe Kunstausdruck verschieden bestimmt wird, so daß man glaubt, ein lebendiges Wesen werden und wachsen und sich verändern zu sehen. Das ist es ja eben! Hier haben wir kein „Buch“ zu erblicken, sondern vor unseren Augen vollzieht sich eine schöpferische Tat von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Unter allen diesen Büchern, die mehr als Bücher sind, überragt das eine durch die Universalität seiner Wirkung alle anderen, denn es bietet denen, die „arm an Geist sind“, ebenso reiche Anregung, Tröstung und Kraft wie den durch Rasse und Bildung Begünstigten. Diesem Buche will ich zum Beschluß dieses Abschnittes, und bevor ich mich endgültig auf die Bücher, „die Bücher sind“, einschränke, eine kurze Betrachtung widmen.

Ich rede vom *Evangelium,* und zwar rede ich davon in der Einzahl und sage „das“ Evangelium, wie denn die frühe Gemeinde durch Jahrhunderte es nicht anders wußte und stets *„to Euangelion“* sagte, dem sie dann die übrigen Bestandteile des sich nach und nach zu einem Kanon auswachsenden *Neuen Testamentes* als *„das Apostolikon“* gegenüberstellte. Dies zu beachten, ist wichtig: erstens, weil wir daraus die unbedingt einheitliche Wirkung des vierteiligen Evangeliums auf noch naiv und unverdorben empfindende Gemüter kennen lernen, und zweitens, weil sich darin die radikale Scheidung von dem übrigen neutestamentlichen Material ausspricht, welches weit länger in der Schwebe blieb, so daß man noch heute von verschiedenen Stücken des Kanons nicht weiß, warum sie später ausgeschlossen worden sind, nachdem sie Kirchenväter und Kirchenheilige als göttliche Eingebung betrachtet hatten, und von anderen,

warum sie doch schließlich in den Kanon eingeschmuggelt wurden, da alle maßgebenden Männer des alten Christentums ihre Unechtheit bezeugen. Ich rede also hier vom Evangelium allein, von der Frohbotschaft oder, wie Luther gelegentlich übersetzt, der „tröstlichen Märe“, der „guten Neuzeitung, davon man singet, saget und fröhlich ist“.

Dieses Werk, rein als literarisches Werk — als Buch — betrachtet, regt immer mein höchstes Staunen an und reizt mich seit vielen Jahren zu Studien, die nie ein Ende nehmen, und zu Nachsinnen, das mich zwar stets beglückt und aus den elenden Schranken unserer platten mechanischen Gegenwart zu höheren Sphären emporträgt, nie aber zu einem eigentlichen verstandesmäßigen Ziele führt. Es gibt kein zweites Beispiel eines so zufällig entstandenen Buches — aus einer chaotischen Zeit, aus geistig wenig erfahrenen Kreisen, ohne jede Einheitlichkeit der Führung und mitten aus einem Wust von abergläubischen Albernheiten hervorgegangen! Dazu dann während Jahrhunderte jeder Lässigkeit der Abschreiber, jeder Willkür der Besserwisser, jeder Fälschung der fanatisch Frommen schutzlos preisgegeben! Man fragt sich, wie es möglich war, daß eine solche Entstehungsgeschichte zu einem derartigen Ergebnis führte?

Für mich steht schon lange die Überzeugung von der organischen Einheit dieses Werkes fest und wird — wenn möglich — täglich noch fester. Wie aber das Zustandekommen dieser künstlerischen Einheit, auf der letzten Endes die ungeheure Wirkung des Buches beruht, wie diese Einheit entstanden zu denken ist, das bildet ein zunächst unlösbares Problem....

Sofort unterbreche ich den Satz, um hinzuzufügen: woher die Lösung zu kommen hat, wo einzig sie zu suchen ist, das weiß ich: sie liegt begründet in dem ungeheuren und einheitlichen Eindruck, den die eine Persönlichkeit — auf deren Antlitz „die Herrlichkeit Gottes strahlte“, wie ein Zeitgenosse bezeugt — auf Alle machte und bei Allen hinterließ, die sie mit Augen und Ohren erlebt hatten. Eigentümlich, ja, höchst verwunderlich bleibt es, daß diese große, mittlere Tatsache, die bei jeder aufmerksamen Betrachtung des vierteiligen Evangeliums als erstes auffallen muß, von wenigen Menschen beachtet wird, auch von wenigen Fachgelehrten. Es verblaßt eben bei der einseitigen Betonung des historischen Maßstabes der ästhe-

tische Maßstab dermaßen, daß er überhaupt nicht mehr empfunden wird; hierdurch geht aber gerade die mittlere geschichtliche Erkenntnis — nämlich die Einheit der Persönlichkeit als die einzige vereinheitlichende Kraft inmitten des Chaos — verloren.

Nicht viel besser steht es um die zweite allgemeine Erkenntnis, welche, wie die erste, jedem ungelehrten ebenso wie jedem gelehrten Menschen offen steht: nicht vier Berichte über das Leben des Heilands bietet uns dieses Buch, sondern nur zwei Berichte. Seit dem dritten Jahrhundert bis heute stoßen sich Gelehrte und Ungelehrte an den vielen kleinen Abweichungen zwischen den drei ersten Evangelisten — von dem Jenenser Theologen Griesbach, Goethe's Freund, „die Synoptiker" genannt; wogegen offenbar, wie schon Herder bemerkte, das einzige Anstößige hier die Übereinstimmung der drei Berichte bildet. Selbst über rein tatsächliche Vorgänge werden niemals die Berichte zweier Augenzeugen übereinstimmen: das ist allbekannt und bedarf keines weiteren Beleges. Weit mehr noch werden Berichte, Urteile, Schilderungen voneinander abweichen, wenn die Darstellung einer bestimmten Persönlichkeit, ihrer Worte, ihrer Handlungen in Frage kommt; hier gibt es keine massive Tatsächlichkeit; jeder Augenzeuge sieht die Persönlichkeit anders, jeder Ohrenzeuge hört sie andere Worte sprechen; gerade das Abweichende zeugt für Echtheit und Authentizität des Berichteten. Glasenapp und ich hörten den Bayreuther Meister am Vorabend der ersten Aufführung des *Parsifal* eine Rede halten: unsere Berichte weichen wesentlich voneinander ab. Das meiste von dem, was Glasenapp erzählt, war mir entweder entschwunden oder nebensächlich erschienen, während dieser peinlich genaue Biograph Wagner's die Worte, die mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatten, gar nicht gehört oder jedenfalls über den Eindruck der anderen vergessen hatte — wie er mir selber zugab (vergl. S. 238). Und nun schauen Sie sich die Evangelien *kata Matthaion, kata Markon* und *kata Loukan* genau an! und sagen Sie mir, ob das drei Berichte sind oder nicht vielmehr ein Bericht in drei Tonarten vorgetragen, wie sie dem Wesen und der Absicht der verschiedenen Bearbeiter entsprachen. Die Reihenfolge der Begebenheiten ist wesentlich die gleiche — was um so mehr auffällt, als der sehr genaue Johannes Schritt für Schritt ab-

weicht; die Worte des Herrn gleichen sich oft bis auf die letzte Silbe; Umstellungen, Kürzungen und Erweiterungen erklären sich, wie gesagt, aus dem Charakter und der Absicht der Verfasser. Und da zerbrechen sich die Theologen die Köpfe über die Zahl der Quellen, die den drei Evangelisten vorgelegen haben sollen: eine Spruchsammlung, ein Urbericht, zwei oder drei Nebenberichte usw. Es ist aber einleuchtend, daß alle diese Dinge, wenn sie überhaupt existieren, eine Stufe weiter zurückliegen müßten, nämlich als Quellen des zweiten, verlorenen *Urevangeliums,* das allen drei Synoptikern vorgelegen hat. Daß aber jener Verfasser einen so verwickelten Apparat nötig gehabt hätte, glaube ich billig bezweifeln zu dürfen; vielmehr wird er aus dem Überreichtum persönlicher Erfahrung geschöpft haben, und wir schaffen durch unsere wissenschaftliche Analyse lauter Gespenstergestalten. Diesen drei Evangelien liegt der zusammenhängende ausführliche Bericht eines dem Johannes an persönlicher Eigenart und Kraft vergleichbaren Mannes zugrunde — heiße er Matthäus, Petrus oder sonstwie —, dramatisch beanlagt, urwüchsig, für zarteste Eindrücke empfänglich. Dieser lebendigen Kraftquelle entsprießen die drei synoptischen Berichte: jede andere Hypothese führt zu Widersinnigkeiten und löst, wie das leider Gelehrtenart ist, die Urkraft alles Bedeutenden, nämlich die Persönlichkeit, in einen Nebel von gemutmaßten Dokumenten auf, wobei zugleich die unumgänglich notwendige künstlerische Gestaltungskraft des ersten Schöpfers eines solchen Werkes vollkommen aus den Augen entschwindet.

Dieses Werk nun — das erste Urevangelium —, das an Originalität und Lebensfülle gewiß dem zweiten Urevangelium — dem des Johannes — gleichkam, wurde von drei sehr verschiedenen Männern, die drei sehr verschiedenen Umgebungen angehörten, bearbeitet, wobei einem jeden von ihnen ein bestimmtes Ziel vor Augen schwebte. Es ist, als ob ein breiter Lichtstrahl auf drei nebeneinander stehende Prismen mit verschiedenem Brechungsindex fiele: die drei Spektren an der Wand werden ihrem Wesen nach sich gleichen und doch alle drei verschieden sein. Dazu kommen hier die grundsätzlichen Auslassungen sowie die tendenziös erfundenen oder aus anderen Quellen herbeigeholten Ergänzungen. Das Bezeichnende für Matthäus ist der enge Anschluß an das palästinensische Juden-

tum, an dessen Gebräuche und an dessen streng festgehaltenes mosaisches Gesetz: nach Matthäus richtet sich die Botschaft Christi ausschließlich an die Juden; Markus — wenn er überhaupt ein Jude ist — gehört der Diaspora an, mit ihren weit freieren Gebräuchen: er kennt Palästina nicht, und es lassen sich in seinem Texte demzufolge allerhand Mißverständnisse in bezug auf dortige Verhältnisse nachweisen; Lukas ist der hellenistisch gebildete, nicht-jüdische Bürger des Römerreiches, Arzt oder Maler — vielleicht beides zugleich, der alte Legenden und altägyptische Moralitäten zum Schmucke seiner Erzählung einfügt, der die Mission an die Heiden ausdrücklich vom Heiland selbst entsenden läßt, der allein von dem die Juden beschämenden guten Samariter zu erzählen weiß, sowie von der Einkehr bei dem römischen Oberzöllner, den der Heiland durch die metaphysisch-mystische — alle jüdischen Ansprüche tilgende — Ausdehnung des Wortes „Sohn Abrahams" beglückt, usw. Matthäus hat hauptsächlich die gesetztreuen Israeliten im Auge, Markus alles Volk des römischen Reiches überhaupt, das er durch Kürze, durch Wundererzählungen und kräftige Worte zu beeindrucken weiß, Lukas schreibt für den gebildeten Bürgerstand, von dem die Entscheidung zugunsten des Christentums dann ausging: das Universalistische an den Lehren des Galiläers unterstreicht er, das Kommunistische daran wischt er möglichst weg.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen: es handelt sich für uns nicht um Theologie und Exegese, sondern um das Entstehen eines Buches. Hierbei beanspruchen zunächst zwei Umstände eingehende Beachtung: erstens, eine übermächtige Persönlichkeit, die selber nie geschrieben hat, bildet den lebendigen Quellpunkt des Buches; zweitens, trotzdem diese Persönlichkeit die gebildeten Kreise tunlichst mied, fanden sich doch — nebst einer Menge Unberufener — zwei Jünger, fähig, in aller Naivität, aus volkstümlicher, kerniger Begabung Schilderungen des Ohnegleichen — seiner Handlungen und seiner Worte — von so unmittelbarer Lebensfülle zu entwerfen, daß der Eindruck, der ihre Seele erfüllte und entrückte, auf alle späteren Geschlechter zurückstrahlt. Der eine dieser beiden Berichterstatter, Johannes, hat namentlich das innerste Wesen der Persönlichkeit tief erfaßt und ist leidenschaftlich bestrebt, uns ihre Höhe und Milde, ihre Reinheit und vor allem ihre Göttlichkeit mit ihm

empfinden zu lassen; der andere, energischer von Natur und mehr künstlerisch begabt, hat es namentlich auf Tat und Wort abgesehen, die er in drastischer Kürze plastisch vor Augen zu stellen sucht. Dieser Zweite hat jedenfalls beträchtlich früher geschrieben als der Verfasser des Johannes-Evangeliums — diesem hört man die Verklärtheit der Entfernung an, jenem die Spontaneität des Unmittelbaren, das in die Welt hinaus m u ß und dessen feurige Eile kein Verweilen duldet. Wohlbetrachtet ist es nicht verwunderlich, daß dieses allererste Evangelium in seiner Urgestalt verloren ging: die frühesten Jahre des werdenden Christentums, wo es nur kleine, zerstreute und noch nicht organisierte Gemeinden gab, waren nicht dazu angetan, ein Dokument, das vielleicht einzig in Jerusalem einzusehen war, oder bestenfalls in wenigen Abschriften kreiste, vor dem Untergang zu bewahren; man überlege sich, daß kein einziges Blättchen aus jener Zeit auf uns gekommen ist, und daß die allerältesten der uns bekannten Evangelien-Exemplare Handschriften sind, die mehrere Jahrhunderte später entstanden, während wir über die Texte aus früheren Zeiten nur durch mittelbare Schlüsse einiges in Erfahrung bringen können; wohingegen die drei synoptischen Evangelien höchst wahrscheinlich uns ein erstes Anzeichen für die Bildung von kirchlichen Gemeinden vor Augen führen, und es vielleicht nicht unmöglich wäre, diese Ursprungsorte zu bestimmen (*Matthäus* in Jerusalem, *Markus* in Rom, *Lukas* in Alexandrien?).

Es entstanden damals eine große Anzahl Evangelien. Ebenso wie die größeren Kirchengemeinden während wenigstens achthundert Jahren eine jede ihr eigenes Glaubensbekenntnis besaß, ebenso besaß wahrscheinlich jede größere Gruppe von Gemeinden in den ersten Jahrzehnten ihr eigenes Evangelium. Von einigen sind größere und kleinere Bruchstücke auf uns gekommen, so z. B. das *Petrus-Evangelium,* das *Thomas-Evangelium,* das *Judas-Evangelium,* das *Hebräer-Evangelium,* das *Ägypter-Evangelium* sowie verschiedenerlei *Kindheits-Evangelien* und sonstige Legenden; das meiste ist unglaublich minderwertiges Geschreibsel, von Luther mit Recht als „närrisches Alfenzel“ abgetan, aber auch diejenigen darin enthaltenen Episoden und Worte des Heilands, deren Ursprung nach dem Zeugnis unserer Evangelien auf authentische Berichte zurückgeht, sind alle vergröbert, ins Alltägliche, oftmals ins Absurde verdreht und ver-

fälscht, nicht aus böser Absicht, sondern aus Unfähigkeit des noch so frommen Geistes, das Hohe und Hehre zu erfassen. Gerade diese Tatsache nun — der vielen Evangelien und ihrer unbedingten Unzulänglichkeit — ist ein Beweis mehr dafür, daß nur ein sehr außerordentlicher Mann, der dem Heiland nahe gestanden hatte, fähig war, einen so wunderbaren Bericht — strahlend von Leben und Wahrheit — zu verfassen, daß er selbst in den Bearbeitungen von Matthäus, Markus und Lukas allen Willkürlichkeiten und Mißverständnissen zum Trotz leuchtend siegreich für ewige Zeiten besteht. Zu glauben, drei verschiedene Männer hätten das gekonnt, von denen zwei eingestandenermaßen, der dritte aber wahrscheinlich ebenfalls den Heiland nie erblickt und gehört hatten, und daß dieses Wunder durch das Exzerpieren aus allerhand verschiedenen Dokumenten gelungen sei und zu der obengenannten merkwürdigen Übereinstimmung geführt habe: das alles halte ich für unwidersprechlich unmöglich und darum für sicher falsch. Nein, vielmehr liegt — ich wiederhole es — hinter diesen drei Evangelien das eine Werk eines Genius, dem Johannes vergleichbar; und auf diesen beiden Zeugen ruht alles, was wir von Leben und Reden Jesu wissen. In welcher Weise ihnen diese Vermittelung gelungen ist, das hat Herder — der feinste Anempfinder für Wesen und Schönheit aller Dinge — einmal so treffend ausgesprochen, daß sein Wort eine ganze Literatur über diesen Gegenstand ersetzt: „Einfalt in tiefer Bedeutung ist die höchste Schönheit menschlicher Charaktere und Schriften. Sie ziehen an sich mit unwiderstehlichem Reiz, nicht etwa nur durch das, was sie geben, sondern durch das, was sie sind und wie sie es sind. Ein Unnennbares umschwebt sie, der stille Zauber ihres eigenen Daseins."

Welches Schicksal aber erwartete diese zwei großen Werke, ehe sie endlich — aber erst nach Jahrhunderten — mit dem Nimbus des „Gotteswortes" umgeben — vor weiteren Freveltaten frommer und frommfälschender Hände bewahrt, als unantastbares „Buch" für die Zukunft endlich gesichert dastanden! Zwar schwand die Menge minderwertiger Evangelien bald fast spurlos dahin; nur in einzelnen abgelegenen Gegenden behielt das eine und das andere noch einige Zeitlang Ansehen; im Osten und im Westen, so vielfach gespalten die Strömungen innerhalb der christlichen Kirche damals auch waren, hat unser vierfaches Evangelion nach dem siegenden

Rechte der Wahrheit und der Schönheit alle anderen verdrängt und genoß bald unwidersprochene Geltung. Jedem feiner Empfindenden mußte aber gleich der innere Unterschied auffallen zwischen dem einen Originalevangelium *(Johannes)* und den drei widergespiegelten, umgearbeiteten Evangelien; hierbei habe ich nicht die Abweichungen des Berichteten im Sinne, sondern den Unterschied des inneren Wertes, der daraus folgt, daß sie auf verschiedenen Stufen der Unmittelbarkeit und dadurch auch der inneren Authentizität stehen, ein Unterschied, der der zarten Wahrheitsseele unseres Luther das Urteil eingab: „Das *Johannes-Evangelion* ist das einige zarte rechte Hauptevangelion und den anderen dreien weit, weit vorzuziehen und höher zu heben.“ Schon hieraus entstand ein Widerstreit, der um so tiefer wirken mußte, als die wahre Ursache nicht erkannt wurde: er dauert noch heute an, wo alle tief religiösen Naturen Johannisten und alle formalgerichteten mehr oder weniger ausgesprochene Anti-Johannisten sind.

Schon dieser Widerstreit hat ohne Zweifel manchen störenden Einfluß auf die Überlieferung des Textes ausgeübt. So läßt es sich z. B. nach dem heute bekannten Material mit Bestimmtheit nachweisen, daß das *Johannes-Evangelium* im Laufe des zweiten Jahrhunderts von kirchlicher Seite einer weitgehenden textlichen Revision unterworfen wurde, um es den übrigen Evangelien ähnlicher und vor allem der inzwischen schon zu einer ersten Blüte gereiften kirchlichen Dogmatik dienstbar zu machen. Leichteres Spiel hatten die Theologen mit den drei synoptischen Evangelien: gerade ihre Ähnlichkeit ließ jede Abweichung als unheimlich empfinden, und es geschah das mögliche, um sie — wie man es nennt — zu „harmonisieren“. Hieronymus — von dessen großen Verdiensten um die Feststellung eines authentischen Textes und um die Übertragung ins Lateinische Sie gewiß gehört haben, und der in allen diesen Fragen ungleich freier urteilte und sprach als irgendein heutiger Katholik es wagen dürfte — Hieronymus klagt etwa um das Jahr 400, er könne nicht zwei gleiche Handschriften der Evangelien auftreiben, alle seien sie durch die unausrottbare Sucht zu willkürlichen Harmonisierungen verdorben; ihm blieb in Hunderten von Fällen nichts anderes übrig, als diejenige Fassung zu wählen, die ihm subjektiv als die wahrscheinlichere erschien. Ein einziges Beispiel möge

Ihnen zeigen, in welcher skrupellosen Weise mit dem Texte umgegangen wurde.

Israelitischer Gepflogenheit gemäß beginnt Matthäus sein Buch mit einer Ahnentafel, die, von Abraham anhebend — „Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob“ usw. über David und Salomo bis zu Joseph führt, wo sie mit der veränderten Formel schließt: „Jakob aber zeugte den Joseph, den Mann der Maria, von welcher Jesus, welchen man Christus heißt, geboren ist.“ So lautet der allgemein „rezipierte“ Text in allen christlichen Kirchen; zur Bestätigung führe ich noch die Vulgata an: *„Jacob autem genuit Joseph, virum Mariae, de qua natus est Jesus, qui vocatur Christus.“* Hiermit soll gesagt werden: Joseph war zwar der Gatte der Maria, nicht aber der Vater Christi. Nun müssen Sie wissen, daß die uralten Handschriften, auf die unsere Kenntnis des authentischen Textes sich gründet, gerade für diesen sechzehnten Vers des ersten Kapitels Dutzende von verschiedenen Fassungen bieten, so daß kaum zwei genau übereinstimmen. In solchen Fällen — für die es eine Anzahl Beispiele gibt — sehen wir mit Augen die Herren Theologen am Werke, Dinge, die ihnen nicht passen, aus dem Texte hinauszuschieben und dafür dasjenige hineinzuzaubern, was ihren Lehren genehm ist. Ausführlicheres hier vorzubringen, muß ich mir versagen; es würde gar weit führen; Ihnen genüge es zu wissen, daß der Text an dieser Stelle frühzeitig chaotisch unsicher war und daß Hieronymus — dem Luther wie gewöhnlich folgt — ohne eine andere Berechtigung als die seines guten Glaubens, sich gerade für den genannten Wortlaut entschied. Vor fünfundzwanzig Jahren fand nun eine wichtigste Entdeckung statt, die u. a. auch auf die Geschichte dieser Stelle grelles Licht warf. Eine Gesellschaft emsiger englischer Forscher — früheren Spuren folgend — brachte aus der Büchersammlung des Klosters auf dem Berge Sinai ein Palimpsest ans Licht, das sich als die uralte Übersetzung des vierteiligen Evangeliums ins Syrische nach einem griechischen Texte herausstellte, der bedeutend weiter zurückreicht, als irgendein bisher bekannt gewordener, nämlich bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Dieses *„Syrische Sinaipalimpsest“* — in der Wissenschaft unter der Abkürzung S y r s i n bekannt — stimmt bis auf Einzelheiten fast durchwegs mit dem uns geläufigen Text über-

ein, gewährt aber gerade dadurch lehrreiche Einblicke in die allmähliche Ummodelung des Wortlautes mancher Stellen. In diesem ältesten aller bisher bekannten Texte lautet nun der berührte sechzehnte Vers des ersten Kapitels des *Evangeliums Matthäi:* „Jakob erzeugte den Joseph, ‚Joseph, dem Mariam die Jungfrau verlobt war, erzeugte den Ješu', der Christus genannt wird." Da der Text des Syrsin weiterhin unserem kanonischen gleichläuft, die Verkündigung und die Geburt aus der Jungfrau genau ebenso berichtet, wie dieser, so haben wir offenbar im 16. Vers ein Übergangsstadium des Textes vor Augen, in welchem man zwar die Verlegenheitsklammer — „dem Mariam die Jungfrau verlobt war" — inzwischen eingeschoben, noch nicht aber gewagt hat, den ursprünglichen Text — „Joseph erzeugte den Ješu" — zu streichen. So ist denn auf einmal klar, was die Ahnentafel ursprünglich sollte, nämlich: die Legitimierung im israelitischen Sinne der Ansprüche auf das Messiastum für Jesus als leibhaftigen Sprößling David's — ein Anspruch, der offenbar verloren geht, sobald Joseph nicht der Vater Jesu ist, wobei zugleich die Ahnentafel zweck- und sinnlos wird. — Ohne uns nun bei der vorderhand unbeantwortbaren Frage aufzuhalten, wie der Urevangelist seine Erzählung begonnen haben möge, ist das eine völlig deutlich und unwidersprechlich, daß die zweite Hälfte des ersten Kapitels kein ursprünglicher Bestandteil des Evangeliums Matthäi gewesen sein kann: denn während die erste Hälfte ausdrücklich sagt, „Joseph erzeugte Jesus", und die ganze Stammtafel keinen anderen Zweck verfolgt als den Davidischen Ursprung Jesu nachzuweisen, erzählt unmittelbar darauf die zweite Hälfte, Jesus sei nicht der Sohn Joseph's gewesen, vielmehr „Maria war schwanger vom Heiligen Geist". Es kann also für mathematisch sicher gelten, daß diese zweite Hälfte — sowie auch das ganze zweite Kapitel — späterer Einschub ist, um der inzwischen aufgekommenen Lehre von der Jungfrauen-Geburt Vorschub zu leisten und zugleich eine „Harmonisierung" mit der Erzählung im *Evangelium Lukas* herbeizuführen. Zu den obengenannten textlichen Erwägungen — die allein schon genügen, zu diesem Schluß zu berechtigen — kommen noch andere hinzu: so z. B., daß den Juden der Zustand der Jungfräulichkeit nicht als göttlich galt, sondern als Gottesfluch, und außerdem, daß das Wort für „Geist", sowohl aramäisch wie hebrä-

isch, ein Femininum ist, so daß der Satz „sie ist schwanger vom heiligen Geist“ sich geradezu sinnlos ausnehmen würde; des weiteren steht zu bedenken, daß für einen so jüdisch empfindenden Mann die Vorstellung, Gott-Jahve könne unter irgendeiner Gestalt mit einem Weibe ein Kind zeugen, der gotteslästerlichste Gedanke wäre, den überhaupt ein Mensch denken könnte. Ganz anders standen die Dinge für den Hellenen Lukas, den gebildeten Kenner der Ideen der Völker des Mittelmeeres. Daß der Keuschheit, der unberührten Jungfräulichkeit eine besondere göttliche Kraft innewohne, ist eine uralte indogermanische Vorstellung, der wir wiederholt, sowohl im Göttermythos wie in der Heldensage, begegnen. Ich brauche nur auf die Gestalt der Artemis zu verweisen, die *kalliste parthenos,* die unantastbare Jungfrau, die Beschützerin der keuschen Jünglinge und Mädchen. Besonders häufig begegnen wir diesem Glauben in dem germanischen Sagenkreis. Fraglos hängt mit ihm die weitere Vorstellung zusammen, daß Männer, deren Bedeutung alles gewöhnliche Maß überragt, Söhne von Jungfrauen seien, deren Leib durch eines Gottes Segen empfangen habe. Gerade in jenem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, wo Mythen verschiedenster Herkunft, Zauber- und Aberglauben aller Art unter den mediterranen Menschen wild durcheinander kreisten, war diese Annahme der Jungfrauengeburt geläufig: Plato, der volkstümlichste aller Denker, stets „der Göttliche“ genannt, galt — natürlich nicht bei auserlesenen Geistern, aber in der großen Masse der Bevölkerung des römischen Reiches — für den Sohn einer Jungfrau, die Apollo „besonnt“ habe; ebenso wie Augustinus die Verwandlung des Apulejus in einen Esel für glaubhaft zu halten neigt, ebenso berichtet Hieronymus gewissenhaft, Plato's jungfräuliche Mutter habe empfangen *„phantasmate Apollinis oppressa“*. Nicht weniger wurde Virgil für den göttlich gezeugten Sohn einer Jungfrau gehalten. Der Gedanke der Geburt Jesu aus einer Jungfrau mußte also sowohl den eigentlich hellenischen wie den syrischen Bestandteilen des damaligen Völkerchaos naheliegen, ja, mehr als das, er mußte ihnen als unbedingte Forderung erscheinen: Christus konnte doch nicht minder edler Abkunft als Plato und Virgil sein! Und so fand denn nebst einer Reihe anderer Legenden die poetische der Verkündigung bei Lukas Aufnahme, und zwar mit einer Zartheit im Ausdruck, die man

sich von einem Hellenen erwartet und die angenehm absticht von dem derben Materialismus des oben angeführten jüdischen Matthäus: „Heiliger Geist wird über Dich kommen und Kraft des Höchsten wird Dich beschatten". In Lukas haben wir den Urheber dieser Erzählung zu erblicken; spätere Redaktoren haben sie in Matthäus eingefügt. Die Interpolation in Matthäus war um so notwendiger für die Befestigung der Lehre, als weder Markus noch Johannes von der Jungfrauengeburt zu melden wissen; Johannes läßt sogar einen der ersten Apostel die Worte sprechen: „Jesus, Joseph's Sohn, der von Nazareth". Entscheidend ist noch, daß Paulus — dessen Episteln die besterhaltenen Schriften aus der frühen Zeit sind — von der Geburt aus einer Jungfrau nichts weiß, geschweige von einer „Mutter Gottes". Die selbe Gewaltsamkeit, die hier den ursprünglichen Text umänderte, läßt sich an zahlreichen Orten verfolgen und nachweisen; denn die eine Änderung machte andere unvermeidbar.

Auch hier sei nur auf eine einzige, scheinbar nebensächliche Stelle hingewiesen, *Matthäus* 13, 55, wo wir heute mit der *Vulgata* lesen: „Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?" Nach den ältesten Zeugnissen las man ursprünglich: „Ist das nicht der Sohn Joseph's?" Daraus wurde dann: „Joseph's, des Zimmermanns"; und schließlich ließ man den anstößigen Joseph ganz weg. Bei *Markus* half man sich noch gründlicher: durch eine Änderung, die nachweisbar später als im Jahre 230 nach Christo durchgeführt wurde, entfernte man den ursprünglichen Text, der auf noch vorhandenen Handschriften lautet: „Ist das nicht Joseph des Zimmermanns Sohn und der Maria?" und sagte statt dessen: „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?" So war denn Jesus selber der Zimmermann geworden und die Frage nach dem Vater ausgelöscht. Wie Sie sehen, eine Kleinigkeit von geringfügigem Belang, die ich aber absichtlich heraussuche, damit Sie die Methode kennen lernen.

Nun aber hiervon genug! Sonst würden wir bei diesem zugleich fesselnden und unerschöpflichen Gegenstand gar zu lange verweilen. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts stellte der englische Forscher John Mill an 30 000 Varianten in den Handschriften zum gesamten *Neuen Testament* fest; inzwischen ist diese Zahl etwa auf das Zehnfache gestiegen, und gibt es somit im *Neuen Testament* mehr Varianten als Wörter! Mein einziger Zweck in dem Zusammenhang

dieses Briefes ist, Sie deutlich empfinden zu lassen, welchen unerhörten Gewalttätigkeiten die zwei ursprünglichen Berichte, die heute als vierfaches Evangelion uns vorliegen, ausgesetzt waren; jahrhundertelang ist alles Denkbare geschehen, um das Buch als „Buch“ zu entfärben, zu fälschen, zu verderben. Und nichtsdestoweniger hat es wie kein zweites gewirkt und wirkt es noch heute auf jedes reine Gemüt. Das kommt daher, weil dieses Buch mehr als ein Buch ist; weil dieses „Mehr“ solche unvergleichliche Gewalt in sich birgt, daß die Willkür kurzsichtiger Menschen nur die Oberfläche aufritzen und verunstalten konnte, unfähig aber blieb, dem Grundstock etwas anzuhaben!

Durch diese Einsicht gewinnen wir nicht bloß als Bücherfreunde eine wertvolle Klarlegung, vielmehr sind wir um die allerwichtigste Erkenntnis reicher geworden, denn nie mehr werden wir dem Irrgedanken verfallen, an der Bedeutung oder gar an dem Dasein Jesu Christi zu zweifeln, und Entstehung und Weltmacht des Christentums allerhand dunklen, konfusen Faktoren zuzuschreiben, die sich — man weiß nicht auf welche Weise — zu diesem Buche zusammengetan hätten, um aus dem Eintagsdasein eines obskuren Schwärmers den künstlichen Mittelpunkt zur Vereinigung umherschwebender Mythen und Legenden, sozialer Sehnsuchtsträume und politischer Umsturzgedanken zu machen .... und was es sonst noch alles für alberne Torheiten gibt. Wer über Bücher Bescheid weiß, wer sich in diese besondere Gattung menschlicher Erzeugnisse jahrelang liebend, forschend, fragend versenkt hat, bis ihre Geheimnisse ihm offenbar wurden und er Buch von Buch klar zu unterscheiden lernte, der wird nie zweifeln können: hier steht hinter dem Buche eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut, die auf Erden gewandelt hat — man halte sie mit Petrus für den Messias der Juden oder mit Johannes (6, 69) für den „Heiligen Gottes“, man sage mit Paulus: „nachdem der Tod kam durch einen Menschen, kommt auch die Auferstehung von den Toten durch einen Menschen“, oder klage nach der Kreuzigung mit dem schönen altdeutschen Lied: „O große Not, Gott selbst ist tot!“ An diesen Unterschieden der Auffassung liegt viel weniger, als man anzunehmen pflegt, und für uns hier gar nichts, alles dagegen liegt an der Einsicht, daß hinter diesem Buche eine Persönlichkeit steht, die nicht

nur das Buch, sondern auch das ganze Wahngebäude der Kirchen so sehr übertrifft und übersteigt, daß alle diese neben ihr kaum in Betracht genommen zu werden wert sind. Die Macht dieser Persönlichkeit hat es bewirkt, daß allen Verlusten, allen Mißverständnissen, allen Übersetzungsfehlern, allen erweiternden und kürzenden Fälschungen zum Trotz dieses Buch dennoch vor Entwertung wie durch ein Wunder bewahrt blieb, voll Kraft und Würde, einem heiligsten Geheimnis zum Gefäß zu dienen. Nur auf diesem Wege gelangen wir aus dem falschen Wahn zur sicheren Wahrheit — einer Wahrheit, von der Paulus sagen durfte: „So Einer in Christus ist, da ist neue Schöpfung: das Alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden!“ Auch dies wiederum ist insofern „Wahn“, als es alle Vernunft übersteigt und wir mit Luther bekennen müssen: „Ich sage fürwahr, so nicht jemand diesen W a h n v o m E v a n g e l i o fasset, der wird nimmer mögen in der Schrift erleuchtet werden, noch den rechten Grund überkommen“.

Der Begriff von „Büchern, die mehr als Bücher sind“ — wenngleich schwer in kurzen Worten zu fassen — wird inzwischen für Sie, glaube ich, ein bestimmter, inhaltreicher und die Klarheit des Gesamtüberblickes fördernder geworden sein. Und somit gehe ich jetzt endgültig zu denjenigen Büchern über, „die Bücher sind“, und die das eigentliche Thema meines Schreibens bilden.

*

In einem früheren Teile dieses Briefes habe ich mit einer vielleicht etwas boshaften Absichtlichkeit das Paradoxon aufgestellt, Euklid's *Elemente der Geometrie* sei ein vollendetes Buch; was ich hiermit bezweckte, ist Ihnen, lieber Freund, inzwischen vollkommen klar geworden; und ohne das Gesagte zurückzunehmen, kann ich es jetzt doch dahin einschränken, daß dieser Weg der Mathematik nirgendswohin führt als immer wieder zu sich selbst; weswegen die buchmäßige Vollendung eines derartigen mathematischen Gedankengebäudes keinerlei Einfluß auf die sonstige Entwickelung des „Buches“ ausübte. Darum laß ich jetzt mein Paradoxon beiseite und ziehe diese Beschäftigung mit dem rein formalen Teil des Menschengeistes nicht mehr in Betracht.

Dies vorausgesagt, errege ich bei Ihnen hoffentlich keinen allzu ärgerlichen Anstoß, wenn ich schlankweg die Behauptung aufstelle: das eigentliche „Buch“ ist ein Erzeugnis des neueren, germanischen Zeitabschnittes; das „Buch“ entsteht, sobald der Buchdruck da ist. Gewiß weist manche Erscheinung der klassischen Literatur der Hellenen und der Römer prophetisch auf das „Buch“ hin — doch nur für uns Heutige, weil der Begriff des Buches uns vertraut ist und wir hier Vorläufer erblicken, ein Frühlingssprossen des Geistes, des Geistes, der — um ein anderes Bild zu gebrauchen — einen Weg sucht und ihn nicht findet, dafür aber auf allerhand kostbare Dinge stößt, die nie wieder in diesem Zusammenhang zum Vorschein kommen; entscheidend ist aber, daß solche Erscheinungen keine Folgen zeitigen, vielmehr vereinzelt bleiben; wohingegen, wenn die Zeiten erst reif sind, die neue Erscheinung von allen Seiten zugleich hervorspringt.

Daß Epos und Drama der Hellenen ihrem ganzen Wesen nach keine Bücher sind, wurde schon oben ausgeführt; aus den Forschungen von Westphal, Flach u. a. ist uns aber jetzt auch genau bekannt, daß die gesamte hellenische Lyrik nicht Literatur, sondern Gesang war: jeder ihrer Dichter war zugleich Tonkünstler; ja, von manchen ist jetzt bekannt — ich nenne nur Terpander — daß ihre große Beliebtheit sich vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, auf ihre Leistungen als Komponisten und Vortragende bezog. Die wunderbare Fülle der Rhythmen — von Jahrhunderten angestaunt —, ist nicht etwa das Ergebnis klügelnder Wortkünstler, sondern nachweisbar — insofern die Rhythmen nicht auf natürliche Bewegungen des Menschenkörpers zurückzuführen sind — das Ergebnis der durch die gebrauchten Begleitinstrumente vorgeschriebenen Möglichkeiten; bei jeder neuen Erfindung und Verbesserung im Bau der Flöten und der Saiteninstrumente stellen sich sofort neue verwickeltere Versmaße ein. Infolge dieser Entdeckungen hat die Beurteilung der griechischen Lyrik eine vollkommene Umbildung erleiden müssen, und wir wissen jetzt, daß dasjenige, was unsere Schulmänner bewundern, bloß das Skelett des einstens blühenden Körpers darstellt. In einem Maße, wie es uns noch immer nicht recht ins Bewußtsein eingedrungen ist, umgab und begleitete die göttliche Kunst der Töne das täg-

liche Leben der Griechen. Die Worte Homer's werden Ihnen erinnerlich sein über den „göttlichen Sänger“:

> den der Gott zu Gesange begeistert,
> Daß er erfreut, wie auch immer das Herz zu singen ihn antreibt.

So innig ist das Verhältnis der Hellenen zu der Kunst der Töne, von der Plutarch sagt, „sie gieße harmonische Ruhe bis in das Innere der Seele“! Der hellenische Dichter war ein S ä n g e r, kein Literat.

Nun werden Sie allerdings in jeder Literaturgeschichte der Griechen nebst Epos, Drama und Lyrik eine zweite Dreiteilung finden, welche der eigentlichen Buch-Literatur verwandter erscheinen mag; sie betrifft die Arbeiten in Prosa und umfaßt die Abteilungen Beredsamkeit, Philosophie, Geschichtsschreibung. Zunächst fällt die Beredsamkeit aus unserer Betrachtung ganz weg: Oratorik ist das antipodische Gegenteil von Schrifttum. Die hohe Blüte der mündlichen Beredsamkeit in Athen und Rom genügt zum Beweise, daß das „Buch“ noch nicht existiert, und ich erblicke ein vorverkündendes Zeichen der neuen Zeit, wenn der Apostel Paulus an die Korinther schreibt: „Ich komme nicht zu euch als Meister der Rede .... mein Wort und Verkünden steht nicht auf Überredungskraft . . .“ Die Philosophie aber — wie oben bereits gezeigt — wenn sie, wie bei Plato, schöpferisch verfährt, ist weit mehr als ein „Buch“, und sonst ist sie Wissenschaft (wie bei Aristoteles); ein „Buch“ kann sie erst dann werden, wenn sie lediglich Geschichte wird — wofür es aber im Altertum kein Beispiel gibt. Einzig Geschichtsschreibung bleibt uns also in Betracht zu ziehen. Hier könnten nun bei einem so ungeheuer begabten Volke die Erwartungen hochgespannt sein; denn in einem gewissen Sinne ist jedes echte Buch „Geschichte“, da es nur ein echtes Buch ist, insofern es rein menschliche Tatsachen und Belange in Betracht zieht. Die Antwort auf unsere Erwartungen erhalten wir aber sofort, wenn wir erfahren, daß inmitten des überreichen geistigen Lebens der Glanzzeit überhaupt nur drei Namen in Betracht kommen, woraus unwidersprechlich hervorgeht, daß wir hier Ausnahmeerscheinungen zu erblicken haben, die ins Leben des Volkes nicht eingreifen, keinem Bedürfnis entsprechen und darum auch selber keine Förderung ihrer Leistungen erfahren; dies wurde

erst anders, als die Griechen die Taten der Römer am eigenen Leibe erfahren hatten, wodurch in ihnen ein lebhafter Sinn für Geschichte geweckt worden zu sein scheint. Von den drei — Herodot, Thukydides und Xenophon — entspricht außerdem nur der Eine den Erwartungen, die wir an griechische Genialität knüpfen würden. Mit einem der genauesten Kenner des gesamten hellenischen Schrifttums, zugleich wohl der geistvollste, der je gelebt hat, Thomas de Quincey, erachte ich den Ruf, den Thukydides von der Schule her genießt, für übertrieben; de Quincey urteilt über ihn: „Wenn er wirklich die Wahrheit berichtete (was nicht der Fall ist), er könnte nicht langweiliger und nichtiger sein". Xenophon freilich ist ein anderer Mann, doch sehr ungleich und nur dort interessant, wo er als Chronist selbsterlebter interessanter Begebenheiten auftritt. Groß — ja echt hellenisch überschwenglich groß — ist Herodot allein, der den Titel „Vater des Buchschreibens" verdienen würde, wenn er Nachfolger gefunden hätte. So aber steht er eigentlich bis in unsere Zeit hinein vollkommen einsam da; darum auch unverstanden, mißverstanden, gepriesen für seine Schwächen und getadelt, wo seine prophetische Genialität, von unbegreiflicher Ahnungskraft beflügelt, kommenden Jahrtausenden vorauseilte. Auch hier hat de Quincey sich ein wahres Verdienst erworben, namentlich, indem er aufmerksam macht, das Wort Historia sei bei Herodot niemals im Sinne unseres heutigen Begriffes von „Geschichte" aufzufassen und wiederzugeben; der wahre Titel seines Werkes — wodurch zugleich dessen Absicht, Ziel und Bedeutungskreis angegeben werden — laute: *des Herodot's Erforschungen, Untersuchungen, Fragestellungen.* Mutatis mutandis, hat Herodot für seine Zeit und für die Geistesrichtung seines Volkes etwas ähnliches leisten wollen wie Alexander von Humboldt mit seinem *Kosmos* für unsere Tage und für unsere Rasse. Auf die täglich höher geschätzte Zuverlässigkeit Herodot's gehe ich hier nicht näher ein, da dies zum Zusammenhang des vorliegenden Briefes nicht gehört. Jedenfalls bleibt dieser eine Prosaist auf Jahrhunderte hinaus, bis zu der Zeit, wo die siegreichen Römer aus dem Heldengeschlecht der Hellenen Schulmeister gemacht hatten, der einzige große Buch-Dichter der Griechen — ein ewiges Entzücken für alle Menschen von Geschmack.

Mit Rom machen wir in einem gewissen Sinne einen gewaltigen Schritt zum „Buche“ hin — er bedeutet aber das Fortschreiten der sinkenden Welle; denn in Hellas hatte man deswegen von einer „Literatur“ keine rechte Vorstellung besessen, weil alle Mitteilung von der lebendigen Stimme ausging: innerhalb der eigentlichen Poesie hatte dort der Fortschritt in einer immer selbständigeren und sozusagen musikalischeren Ausbildung des Gesanges bestanden, und wo nicht gesungen werden konnte — wie in der Philosophie — da wählte mit unbeirrbarer Notwendigkeit das größte Genie, Plato, die Dialogenform, um damit zu erreichen, daß doch gesprochen, nicht bloß geschrieben werde; diejenigen Platonischen Dialoge, die es irgend zuließen, wurden von der atheniensischen Jugend auswendig gelernt und mimisch dargestellt; Euklid, der Mathematiker, verfaßte als Hauptwerk eine Theorie der Tonkunst, und für unseren Herodot bedeutete es die größte Ehrung, wenn Teile seines Werkes bei den olympischen Spielen laut vorgetragen wurden. Von dem allen treffen wir in Rom keine Spur mehr an; geistige Bildung tritt dort spät auf und ausschließlich als Einfuhr aus Griechenland und Besitz einer begüterten Minderheit. In Rom wird die sprachliche Mitteilungskunst der Hellenen zu einer Virtuosität der Buchstaben — darum spricht man jetzt nicht von Poesie, sondern von *litera, literae, literator, literatura,* und das alles bedeutet in erster Reihe Buchstabenkunde, Sprachkunde, Grammatiker, Sprachkunst. Fast alle römischen Schriftsteller haben in Athen studiert, an ihrer ganzen Bildung ist nichts bodenständig; die Musik lassen sie als ein ihnen fremdes, nichtssagendes Element zurück; ihre Epen sind bestellte Hofdichtungen zur Verherrlichung des Imperiums; ihre Lyrik ist das Bändigen der lateinischen Sprache in Silbenmaße der hellenischen; Kunst ist für sie die Überwindung von Schwierigkeiten: der Lateiner ist Virtuos, nicht Künstler. So blieb denn eine Ausnahmeerscheinung wie Lukretius ohne jeden Einfluß, ja, beinahe unbeachtet; auch Virgil, der helläugige Keltensprößling aus dem Norden, früh aus der angeerbten Umgebung entwurzelt und in die römische Zwangsanstalt überführt, berührt uns Heutige an manchen Stellen eigentümlich heimisch durch plötzliche Einblicke in ein echtes Naturgefühl, wie es keinem Römer eigen, und durch ebenso überraschende Offenbarungen eines uns verwandten Gemütes, das eine Vorahnung des

Weltschmerzes im Busen möglichst sorgfältig verborgen zu halten scheint; erst für uns Nordländer wurde er die magische Gestalt, die das Mittelalter mit seinem Dante als übermenschlich verehrte, wogegen Rom für diese Züge unempfindlich blieb. Stets wird das Höchste nur dort geleistet, wo die Begabung des Einzelnen mit den wahren Anlagen und Gaben des Volkes, dem er entstammt, übereinstimmt; zwei derartige Kreuzungspunkte bietet das römische Schrifttum und leistet dort Unübertroffenes: Cicero und Horaz. Trotz der fremden Bildung schaffen diese beiden Männer ein Werk von echt römischer Originalität und daher von unvergänglicher Bedeutung: bei beiden beruht aber — von unserem Standpunkt aus erblickt — diese Bedeutung vornehmlich auf einer Verneinung.

Fassen wir zuerst Cicero ins Auge.

Die Redekunst ist die einzige Kunst, die Rom mit Griechenland gemeinsam besitzt; sie ist durch die Verfassung des Landes sowie durch den damaligen Stand der Kultur unabweislich geboten; heutzutage, wo das Buch in unserem Leben die Führung übernommen hat, ist das gesprochene Wort von seiner herrschenden Stellung herabgestoßen; damals gab es kein anderes Mittel zu belehren, zu überzeugen und den Staat zu führen. Von Cicero nun lernen wir erkennen, daß der Redner das Gegenteil des Buchkünstlers ist: die beiden Gaben und Bildungsrichtungen widersprechen sich. Cicero ist der typische Advokat und Volksredner mit allen dessen Kniffen und komödiantenhaften Machenschaften. Ein Beispiel. Sie wissen, daß die zweite Reihe der Anklagereden gegen Verres nie gehalten wurde, da dieser gleich nach der ersten Gerichtssitzung, die Verurteilung voraussehend, geflohen war; es handelt sich also um die schriftlichen Entwürfe für auswendig zu haltende Reden. In der vierten, welche die gewaltsame Entwendung vieler kostbarer Kunstwerke aus Sizilien behandelt, hat Cicero Werke des Praxiteles, des Myron und des Polyklet, als von Verres gestohlen, anzuführen; die beiden ersten nennt er; vor dem letzten Namen aber stockt er und sagt, er sei ihm entfallen: *sed earum artificem quem? quemnam?* Dann plötzlich wendet er sich nach irgendeiner Richtung hin, als wäre ihm von dorther aufgeholfen worden, und ich sehe von hier aus die verbindliche Verbeugung und die ausgestreckte — gleichsam

auffangende — Hand, indem er die Worte ruft: „Habt Dank! ja, du hast recht, Polyklet heißt er!“

Das erinnert mich an eine eigene Erfahrung. In der philosophischen Gesellschaft an der Universtät zu Wien hielt der als gewandter Redner gepriesene Baron von Berger einen Vortrag über Nietzsche; ohne alle oratorische Emphase sprach er im Tone einer echten „Causerie“; kein Zuhörer konnte zweifeln, es rede, wie der Augenblick es ihm eingebe, ein Mann, der den Gegenstand vollkommen beherrsche, und um so stärker wirkte es, wenn dann doch hin und wieder der Entwickelung Lauf den Vortragenden zu höherer Beredsamkeit hinriß. In einem solchen Augenblick staute einmal der Rede Fluß, bis er schließlich stockte: dem von seinem Gegenstande Hingerissenen fehlte der Ausdruck, der seiner Absicht genau entsprochen hätte; er schwieg, den rechten Daumen hielt er an den Nasenflügel gedrückt in einer zwar nicht schönen aber eindrucksvollen Stellung, von der ich mir sofort einbildete, sie müsse auf antiker Tradition beruhen, die Augen blickten aufwärts, als ob sie Hilfe von den Göttern erhofften; mir fielen Goethe’s Worte ein:

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen,

ganz leise flüsterte er: „Wie soll ich denn sagen?“ Und richtig, als hätte Zeus einen Blitz mit dem gesuchten Worte herabgeschleudert, fiel es dem Redner ein, der mit einer plötzlichen Wendung des Körpers und einer heftigen Armbewegung uns gespannt Harrende an seiner glücklichen Eingebung teilnehmen ließ. Etwa zwei Monate später sah ich an anderem Orte einen Vortrag von Berger — und zwar wiederum über Nietzsche — angezeigt und eilte hin, erfreut, den geistvollen Mann noch einmal dieses Thema behandeln zu hören und zwar gewiß von einem wesentlich verschiedenen Standpunkte aus, da es diesmal nicht einer Versammlung gelehrter Akademiker galt, sondern irgendeiner Art Frauenverein. Wer malt mein Erstaunen, als ich die stereotype Wiederholung des selben Vortrages vernehme, genau im gleichen Plaudertone, mit genau den gleichen Augenblicken des Zögerns, des Vorauseilens, des Einhaltens und der Rückkehr zu einem in der Hitze der Improvisation verlassenen

Thema? Und richtig! an dem gleichen Höhepunkt staut wieder der Redefluß, der Daumen fliegt wieder an den Nasenflügel, die Augen flehen himmelwärts, und:

. . . . . swift
As meditation and the thoughts of love

kommt der erlösende und bei den lauschenden Schönen frenetischen Beifall „auslösende“ geniale Einfall.

Diese Auffassung der Redegabe als Kunst zu überreden, und sei es auch durch List und durch Überrumpelung, ist ein Erbe aus der alten Zeit, wo der „süße Pöbel“ — der Demos — die Entscheidungen in der Hand hielt und man deswegen auf geistige Indianerkniffe angewiesen war; wie denn Cicero tatsächlich empfiehlt, *„causam mendaciunculis adspergere“* (die Darstellung mit Lügen auszuschmücken); jedem Mann von Kultur ist ein solches Verfahren heute zuwider. Das „Buch“ hat uns sofort nach Erfindung des Druckes — man beachte nur Luther's umstürzende Wirkung, die ohne das Buch nicht zu denken gewesen wäre — der Wahrheit einen gewaltigen Schritt entgegengeführt: wer etwas zu sagen hat, kann sich eine unbegrenzte Zuhörerschaft aussuchen und findet sich befreit von der physischen Tyrannei einer lauschenden, rauschenden, die Vernunft mit Unvernunft unterbrechenden Menge. Eine wichtige Gegenwirkung hiervon ist aber, daß wir heute von der gesprochenen Rede fordern, sie solle reine, wahrhaftige R e d e sein, und das heißt spontan, aufrichtig, ein Spiegel des Augenblicks, wie dieser sich in der Seele des Redners malt. In diesem Zusammenhang verdient es Beachtung, daß in dem ältesten, erfahrensten Parlament der Welt ein altes Hausgesetz den Gebrauch schriftlicher Notizen verpönt und dem Mitglied, das etwa heimlich abliest, sofort das Wort entzieht. Man kann sagen, wir halten heute das gesprochene Wort höher als dazumal, wo es für eine höchste Kunst galt, und wir schätzen einzig denjenigen Redner, bei dem Herz und heilige Überzeugung zu Worte kommen. Sie können die Anklagerede des großen Burke gegen Warren Hastings lesen, und Sie werden keinem einzigen ciceronianischen Kunststück begegnen. Dieser heutigen Auffassung hat Pascal in dem Wort Ausdruck verliehen: *„La vraie éloquence se moque de l'éloquence“* (die wahre Beredsamkeit spottet aller Beredsam-

keit). Wer wissen will, was heute eine große Rede heißt, der schlage, wo es ihm beliebt, in Bismarck's gesammelten Reden nach und lasse sich von denen, die es erlebt haben, erzählen, wie der gewaltige Mann stotternd und gleichsam zaghaft tastend, als traue er der Sprache nicht die Fähigkeit zu, das auszudrücken, was ihm die Seele erfüllte, seine großen Reden anzuheben pflegte, bis der Gegenstand sich seiner bemächtigt hatte und — indem der flüchtige und von tausend Trivialitäten und Erbärmlichkeiten eingehegte Augenblick sich rückwärts und vorwärts über die Zeiten ausstreckte und unvergängliche historische Bedeutung gewann — er nunmehr Worte und Redeaufbau fand, ohne sie gesucht zu haben, und zwar solche, die kein Orator, heiße er, wie er wolle, aus klug kombinierender Kunsttechnik je hätte finden können: das nennen wir heute groß reden!

Hier nun knüpft sich wie von selbst eine wichtige Bemerkung über Cicero an.

Wie Sie wissen, hat der berühmte Redner uns außerdem eine Reihe von Büchern hinterlassen, deren Verdienst um die allgemeine Bildung des späteren Europa man nicht in Abrede zu stellen braucht, wenn man auch zugleich ihren Einfluß — dank dem System der sogenannten „klassischen" Bildung — namentlich auf die Länder lateinischer Zunge für verhängnisvoll erklärt; denn es sind schlechte Bücher: eine zusammengetragene, ungesichtete Weisheit, phrasenreich, ohne Kritik, ohne Originalität, ein ewiges Muster für Schularbeiten, die des inneren Zwanges und der Geistesnötigung entbehren. Eine glänzende Ausnahme aber gibt es, die das Gesagte nur um so deutlicher hervortreten läßt; sie zeigt uns nämlich Cicero als Buchverfasser an einem Gegenstand arbeitend, der sein Herz in Mitleidenschaft zieht und wo der vollkommen beherrschte Stoff ihn trägt: ich meine das *De Oratore*. Höchst beachtenswert ist die Art, wie der sonst mit vollendeter Klugheit berechnende Anwalt hier über sich selbst hinausgeführt wird, wobei er Dinge sagt, die seinen eigenen sonstigen Lehren und Auffassungen widersprechen. So schilt er z. B. die hellenische Beredsamkeit, aus der er selber hervorgeht, indem er aufmerksam macht, ihren Zweck bilde eher die Freude am Zanken als die Liebe zur Wahrheit *(contentionis cupidiores, quam veritatis)*. Die Begeisterung *(ardor amoris)* preist er im Gegensatz zu dem berechneten Spiel einer technischen Wort-

gewalt! Ja, er preist sogar, im Gegensatz zu dem ausgearbeiteten geschmückten Stil seiner eigenen Reden ein *genus enucleatum,* also einen kernhaften, zusammengedrängten, auf die Sache beschränkten Stil, wie wir ihn etwa Goethe zusprechen. Auffallend ist es, daß diese Entäußerung des eigenen Selbst dadurch gelingt, daß er alle diese schönen Sachen in den Mund Marc Anton's des Älteren (Großvaters des Triumvirn) und des Licinius Crassus legt, die er in früher Jugend gehört haben wird. Man hat bisweilen den Eindruck, als verdamme er geradezu die eigene Redekunst: so z. B. bezeichnet er die Redner, die — wie Cicero selber und Herr von Berger — bis aufs I-Tüpfelchen vorbereitet auftreten, um dann *facillime atque ornatissime* zu reden, kurzweg als „freche Menschen" *(impudentes);* wogegen der wahrhaft große Redner, wenn er das Wort ergreifen soll, „erblasse und an allen Gliedern zittere": dies komme zwar bei wenigen vor, doch alle übrigen — Crassus wiederholt es ein zweites Mal — nenne er Frechlinge, und er wünscht, sie für ihren Dünkel bestrafen zu können.

So sehen wir denn Cicero auf eine künftige Redekunst hinweisen, und zwar in einem spontanen, an vielen Orten hinreißenden Buche, das als eine übermäßige, geniale Leistung anerkannt werden muß.

Ein Phänomen für sich, ohne irgendeinen Vergleich in der mir bekannten Geschichte des Menschengeistes, bildet H o r a z. Durch eine geheimnisvolle Verkettung von Umständen ist in diesem einen Falle der Philister Dichter geworden — nicht etwa nach der bekannten Art derjenigen, die am Sonntag den Pegasus zu besteigen sich unterfangen, vielmehr mit einem stolzen Bekenntnis zur „goldenen Mittelmäßigkeit" (um sein eigenes Wort zu gebrauchen) und mit dem unerschütterlichen Vorsatz, ohne der ihm von der Natur angewiesenen Welt der Nüchternheit zu entschweben, durch Fleiß *(operosa carmina fingo),* Geduld, Strenge, technische Vollendung die Stufenleiter weltbezwingender Meisterschaft zu ersteigen: das ist ihm geglückt. Dies setzt bewunderungswerte Gaben voraus; wer das nicht anerkennen will, verdammt sich zur Verständnislosigkeit. Auf folgende Einsicht kommt es an: in Horaz erleben wir das bemerkenswerteste Beispiel der *coincidentia oppositorum (les extrêmes se tou-*

chent); das Nicht-Genie erreicht in diesem Manne einen solchen Grad der Vollkommenheit in der bewußten, formvollendeten Darstellung der eigenen antigenialen Seele, daß es dem wahren Genie täuschend ähnlich sieht, und in der Tat, in seiner Eigenschaft als Gegenstück, ihm in einem gewissen Sinne, wenn auch unverwandt, dennoch durch Analogie vergleichbar erscheinen muß. Er selber hat diese seine Stellung im Reich des Geistes genau erkannt; er gesteht, die Leidenschaft „blähe seine Segel nicht auf", noch brauche „er gegen den inneren Dämon anzukämpfen"; ihm sei die Stelle angewiesen „als Letzter der Ersten und Erster der Letzten":

Extremi primorum, extremis usque priores.

Daß einer so hervorragenden Begabung auch wirklich poetische Schönheiten, die mehr als bloße technische Bewältigung schwerster Silbenmaße, mehr als bloße Wortkunststücke sind, hin und wieder unter die Feder kommen, kann nicht wundernehmen; ich brauche Sie bloß an die Ode auf das Schiff des Virgil zu erinnern. Und dennoch, je öfter ich diese Ode lese, um so mehr drängt sich mir der Eindruck auf, daß hier — wie in anderen ähnlichen Fällen — das verschlungene Versmaß und die Freude über eine bloße Klangwirkung den Dichter zur Untreue gegen seine ursprüngliche Absicht verführt hat: er wollte ein Gebet für seinen dem trügerischen Element anvertrauten Freund schreiben, bald aber, von dem Rhythmus des Versmaßes hingerissen, langt er bei dem unversöhnlichen Gotte an, der mit Blitz und Donnerkeil das wider seinen Willen erschaffene Menschengeschlecht zu zerstören beschließt, und er findet nicht mehr zurück. Unwillkürlich fallen einem dabei seine Worte ein: *Me pedibus delectat claudere verba,* meine Freude ist es, Worte in Versfüße einzuschließen. An schönen Sentenzen fehlt es freilich nicht, wenn auch jede Vergleichung die poetische Dürre des Lateiners empfinden läßt. Wie verblaßt der an sich schöne Vers:

Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus,

wenn wir daneben halten:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!

Doch im großen und ganzen ist für Horaz bezeichnend, daß er sich auf das Alltägliche beschränkt, auf die Gedanken und die Gefühle — beileibe nicht des Volkes —, sondern eines gebildeten, in möglichster Ruhe, ohne jede überflüssige Erregung verschnaufen wollenden Mittelstandes; er ist der Dichter der Bourgeoisie. Gerade hierin liegt ohne Frage das Geheimnis der unvergleichlichen Wertschätzung, die Horaz seit jeher bei vielen Tausenden genießt. Mit der *„Horatii curiosa felicitas“* hat er es verstanden, der besonderen „Weltweisheit“, dem *„common sense“* aller „klassisch“ gebildeten, leidlich redlichen, klug strebsamen Mittelmäßigen Ausdruck zu verleihen. Männer, die völlig unfähig sind, sich bei Goethe's *Aeolsharfen,* bei seinem *Mai,* bei seiner *Harzreise im Winter* usw. irgend etwas zu denken, geraten in Entzücken, wenn sie ihre eigenen landläufigen Halbgedanken durch lapidare lateinische Fassung zu monumentalen Sentenzen geadelt, aus ihrem teuren Horaz anführen können. Ich besaß einen lieben französischen Freund — Jesuitenschüler, Skeptiker, Staatsanwalt, Weltmann —, der Horazens *Oden* und *Satiren* in seinem Meßbuch eingebunden mit in die Kirche nahm: mir ist dieser Fall Symbol geblieben für die Bedeutung des Horaz innerhalb unserer angeblich christlichen Zivilisation.

Daß die Geschichtsschreiber Roms zum Werden des „Buches“ das ihrige beitragen, bedarf nicht der Versicherung; bildet doch, wie wir gesehen haben, Geschichte — erlebte oder erfundene — in irgendeiner Gestalt des wahren Buches eigentlichen Grundstoff; und beabsichtigte ich, eine Literaturgeschichte zu schreiben, ich könnte mir eine zweckmäßige Gruppierung denken, indem ich die dem Cicero nachstrebenden Geschichtsschreiber — wie Livius — von denen unterschiede, denen die gedrungene, aus gewichtigen Worten zusammengefügte Sprache des Horaz zum Leitstern dient und unter denen Tacitus die Nebenbuhler weit überragt. Doch steckte ich mir gottlob ein weit bescheideneres Ziel: Ihnen nur von m e i n e n Büchern zu erzählen, d. h. also von solchen, die mir entweder ans Herz gewachsen sind oder in irgendeiner Weise zur Ausbildung oder Bereicherung meines Geistes beigetragen haben — und zu diesen, das muß ich offen gestehen, kann ich die römischen Historiker nicht rechnen. Teils mag dies an mir liegen, da die jugendliche Begeisterung mich

andere Wege führte, und dann, als reiferes Alter den Umblick und Rückblick von gewonnener Höhe aus gestattete, ich die Welt des kaiserlichen Roms so unermeßlich fern abliegend von allem fand, was meine Welt ausmachte, daß es mir — trotz Gibbon und Mommsen — nie recht gelingen wollte, mich damit zu befreunden. Das frühe Rom, in seiner männlichen Urkraft, mit seiner Heilighaltung des Weibes und dadurch zugleich der Familie und seinem genialen Schöpfersinne — ja, jenes Rom sprach wohl zu meinem Herzen und zu meinem Verstande; wer die *Grundlagen* gelesen hat, weiß es: ein Kennzeichen jenes Rom ist aber seine Abneigung gegen alles, was Bildung oder gar Literatur heißen kann! Wer scharf und tief blickt, wird geneigt sein, die gesamte Literatur Roms — wenn nicht gerade als eine Erscheinung des Verfalles — so doch, selbst in seinen bedeutendsten Erzeugnissen, als ein Symbol des Verfalles zu betrachten. Nicht allein ist der griechische Einfluß von Anfang an und noch bis zu allerletzt maßgebend, so daß eine echte, ungezwungene Originalität auch bei den Bedeutendsten nie rein zum Ausdruck kommt, woraus ein Mangel an Spontaneität erfolgt, der selbst auf denjenigen Leser, der sich dieses Umstandes nicht bewußt wird, lähmend wirkt, sondern es lastet auf diesem Schrifttum eine gewisse Fremdheit, Künstlichkeit, Gewaltsamkeit. Die römische Sprache hatte eben — ehe man in ihr zu schreiben begann — eine lange, den Zwecken dieses Volkes genau entsprechende Entwickelung durchgemacht und Eigenschaften auf diesem Wege gewonnen, welche sie immer ferner ab von aller Eignung zu Poesie, Philosophie und jeder Seelenschilderung führte. Außerdem aber wirkten im selben Sinne der Charakter und die Gemütsart der chaotischen Bevölkerung des späteren Rom (in- und außerhalb der Hauptstadt) — einer Bevölkerung ohne Ideale, ohne Zartsinn, ohne Vaterland — denn Rom war nur noch ein Name für despotische Weltpolizei — und ohne Religion — an deren Stelle Aberglaube und Magie, gemeinster Priesterbetrug und semitischer Orgiasmus herrschten und damit jede Möglichkeit gesunder, ruhiger, tagheller Bildung zerstörten. Wie hätten die Historiker sich einem derartigen Drucke entziehen können? Immer wieder kam Anregung und Erfrischung aus Griechenland — man denke nur an Polybius, den klaren, an meinen teuren Dionysius von Halicarnaß, an Dio-Cassius und gewiß

noch viele, die mir Unbewandertem aus dem Gedächtnis geschwunden oder nie bekannt geworden sind; die meisten sind ja ohnehin in den Stürmen der Zeit spurlos untergegangen; soviel haben jedoch unsere Gelehrten feststellen können, daß die römischen Geschichtsschreiber die Auffassungen und die architektonischen Anordnungen der Griechen sich ohne weiteres aneigneten und aus ihren Schriften — wie übrigens auch voneinander — seitenweise abschrieben, ohne sich genötigt zu fühlen, die fremde Quelle anzugeben. Hier will ich Ihnen nur kurz sagen, daß mir Barbaren bloß zwei dieser vielgepriesenen und zumeist ebenso unzuverlässigen wie langweiligen Schriftsteller den dauernden Eindruck einer geistbereichernden Bedeutung hinterlassen haben, wenn ich auch keinen von beiden mit einem Herodot in einem Atem nennen würde: Cäsar und Tacitus.

Über den sachlichen Wert der Schriften Cäsar's ist hier kein Wort zu verlieren; Napoleon's hohe Schätzung wird Ihnen bekannt sein. Was den Stil im engeren und den Buchwert im weiteren Sinne anbetrifft, so glaube ich den Kern zu treffen, wenn ich sage: ihre Vorzüglichkeit liegt darin begründet, daß Cäsar sich in Gedanken und Ausdruck auf die gegebenen Möglichkeiten des natürlichen, gesunden römischen Denkens und Redens einschränkt. Dinge und Handlungen: diese beiden machen den gesamten Inhalt aus; das entspricht mit mathematischer Genauigkeit dem Geiste der lateinischen Sprache. Das *veni, vidi, vici* stellt ein übertriebenes Beispiel dar, nichtsdestoweniger ein bewundernswertes, in welchem die dem Römer gutliegende — weil durch so viele Taten gerechtfertigte — Fanfaronade unnachahmlichen Ausdruck gewinnt. Ich fordere Sie auf, eine beliebige Seite bei Cäsar auf das Verhältnis der Zahl der Nennwörter und der Zeitwörter zu den anderen Wörtern zu prüfen: Sie werden schwerlich irgendwo Ähnliches finden, in modernen Sprachen sicher nirgends. Gestatten Sie mir also, die ketzerische Meinung offen auszusprechen, daß ich Cäsar's Latein nicht allein für das klarste und darum auch verständlichste halte, sondern auch für das der Volksseele und dem Sprachgeist angemessenste. Hier stimmt alles zueinander, auch das Ziel zu den Mitteln; daraus erfolgt die Harmonie der Schönheit.

Für mein Empfinden besteht eine Art Parallelismus — der die

Gegensätzlichkeit in sich schließt — zwischen Tacitus und Cäsar. Einhundertundfünfzig Jahre, innerhalb welcher, nebst der ungeheuren Umwälzung aller öffentlichen Zustände, die ganze sogenannte „klassische“ Sprache und Literatur aufgekommen war, trennen den einen Mann von dem anderen; es trennt sie Geburt, Schicksal, Begabung; nichtsdestoweniger erleuchtet es unser Urteil bedeutend, wenn wir gewahr werden, daß Tacitus sich — an seinem Orte — von einem Ideal des lateinischen Sprachausdruckes leiten läßt, das, trotz allem Unterschiedlichen, dennoch Verwandtschaft zeigt. Die Knappheit des Lapidaren — d. h. des Inschriftmäßigen —, die Art, einem Worte an Bedeutungsfülle aufzuladen, was es nur irgend tragen kann, das Satzgefüge ein Knochenbau mit wenig Weichteilen, die Gedankenfolge unvermittelt: das alles ist beiden gemeinsam. Freilich, was bei dem Einen durchsichtige Klarheit bewirkt, führt bei dem Anderen häufig zu rätselvoller Dunkelheit; die Sprache selbst ist eben inzwischen gesteigert und verkünstelt worden, und diesem veränderten Sprachgenius entspricht die veränderte Seele des Buchverfassers: an Stelle des vorangegangenen „morgendlichen“ Tatenmenschen, sieggewohnt, durch Geburt und Gaben zum Beherrscher der Welt auserkoren, die Seele voll Pläne für eine strahlende Zukunft, jetzt der Beobachter und Denker in reifen Jahren, das Gemüt erfüllt und erschüttert von den ungeheuerlichen Geschehnissen und von der schwindelnden Schnelligkeit und Unabwendbarkeit des sittlichen Verfalles im ganzen Staats- und Volkswesen, das prophetische Gemüt mitten im Taumel allseitiger Selbstbewunderung ahnungsvoll den Untergang des Reiches, wenn nicht gar die chaotische Auflösung der Menschheit überhaupt in zuchtlose Bestialität voraussehend, dazu als einziger Lichtblick die ferne Hoffnung auf irgendeine unerkennbare Erlösung durch die wilden Barbaren aus dem Norden: wahrlich, die beiden Männer bedurften verschiedener Sprachen zur Widerspiegelung dessen, was in ihrer Seele vorging! Nicht ganz unrecht kann man dem Kritiker geben, der es kühnlich unternahm, zwischen Tacitus und Carlyle einen Vergleich zu ziehen; wer den meinigen mit Cäsar ergänzend dazu hält — wie Ordinate zu Abszisse —, wird eine ziemlich genaue Vorstellung des geistigen „Ortes“ gewinnen, wo der bedeutende römische Historiker am literarischen Himmel steht.

Nicht lange nach Tacitus hörte die Herrschaft des alten Latein auf, das unfähig war, den Bedürfnissen der das Christentum gebärenden neuen Welt zu entsprechen: assonierende und sogar reimende Dichter deuten auf das wiedererwachende Bedürfnis nach der von Rom's herber, kunstfeindlicher Gemütsart gemordeten Musik, und Kirchenväter — allen voran der feurige Tertullian — arbeiten daran, einer neuen Begriffs- und Gefühlswelt aus Jurisprudenz und übertragenem neutestamentlichen Volksgriechisch Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen. Die *elocutio novella* ist im Werden, die dann hinüberführt zu den Dialekten, aus denen mit der Zeit das Italienische, das Spanische, das Französische entstehen.

Nicht unerwähnt möchte ich ein Werk lassen, das, ein Vorbote dieser Wandlung, schon recht ausgeprägt die Kennzeichen dessen trägt, was wir Neueren unter einem „Buch" verstehen, ja, in mancher stilistischen Beziehung für einen Vorläufer des Cervantes gelten könnte: ich meine den *Goldenen Esel* des Apulejus. Die darin vorkommende episodische Erzählung von *Amor und Psyche* genießt zwar Weltruf; diese Episode gewährt aber von dem Charakter des Buches keine Vorstellung, schlägt vielmehr in ihrer Lehrhaftigkeit und mythologischen Färbung aus der Art des übrigen, in welchem wir — wie vielleicht an gar keinem anderen Orte — eine eingehend genaue, unglaublich mannigfaltige und dadurch reiche, fesselnde, unauslöschliche Vorstellung von dem Leben und Treiben im römischen Kaiserreiche unter den verschiedensten Ständen und in verschiedenen Provinzen gewinnen, namentlich aber von jenem inneren Leben, das wir unter die Begriffe Aberglauben, Magie-Glauben, Religionsglauben zusammenfassen können. In letzterer Beziehung erleben wir hier einen wahren Hexensabbat und begreifen Goethe's Worte in der *klassischen Walpurgisnacht:*

Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeschmackt.

Und lernt man nun nach den bestialischen Superstitionen des gemeinen Volkes die Heucheleien, die Grundnichtigkeit auch der reineren Mysteriendienste kennen — welche im tiefsten Grunde mit dem gröbsten Magie-Aberglauben identisch sind, nur ins Anständige

und entsprechend Verblaßte übertragen, so empfindet man etwas, was kein gelehrtes Geschichtswerk übermittelt: nämlich die gähnende Leere, welche die Seelen der damaligen Menschen erstickend wie eine sauerstofflose Luft umgab, eine Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit, der unbedingten Zwecklosigkeit alles Lebens und Tuns; mancher Leser lernt hier zum erstenmal ahnen, was es für diese armen, von allen guten Geistern verlassenen Menschen hieß, die christliche Botschaft — und sei es auch in noch so verzerrter Gestalt — zu vernehmen.

Gerade dieses Buch bleibt merkwürdig wenig bekannt; selten traf ich einen Gebildeten, der es gelesen hätte, bin dagegen öfters Philologen begegnet, die mir gestanden, es nie in Händen gehalten zu haben. Vorgeworfen werden ihm einzelne unzüchtige und derbe Stellen, wo Apulejus, wenngleich kein Mazedonier, „einen Spaten einen Spaten nennt“; dieser Vorwurf nimmt sich sonderbar aus bei einem Geschlecht, dessen Tagesliteratur vor keiner Unanständigkeit zurückscheut und das auf der Bühne sich von den beherrschenden Juden Dinge bieten läßt, vor denen ein ehernes Standbild erröten würde; wogegen Apulejus, wo er am derbsten spricht, die ironisierende Geißelung heuchlerischen Getues im Sinne hat und über seine üppigen Szenen einen Geist der Schönheit ausbreitet, der uns mit Neid auf ein ewig Vergangenes zurückblicken läßt. In Wirklichkeit gibt er weniger Ursache zum Anstoß als die französischen, deutschen und englischen Autoren des 18. Jahrhunderts. Von den mir bekannten Übersetzungen — denn das Originial-Latein ist für unsereinen stellenweise sehr schwer — empfehle ich Ihnen namentlich die ungekürzte deutsche von August Rode, die ich in einer Ausgabe vom Jahre 1783 besitze.

Da ich mich nicht sklavisch an die Chronologie gebunden habe, ließ ich bis jetzt einen Namen unerwähnt: den des Gräko-Lateiners Plutarch. Kein anderer ist von dem seit der Erfindung der Druckerkunst literarisch aufblühenden Europa so völlig assimiliert worden; von Montaigne bis Shakespeare — und d. h. auf der ganzen Breite der Entwickelungsfront — und von diesen an bis zu Schiller und Richard Wagner: unter allen Menschen regen Geistes lebt dieser Eine aus dem Altertum unter uns als einer der unsrigen — nicht hinter einem Vorhang von Schulgelehrsamkeit. Emerson hat ein

hübsches Wort: „Geht mit Leuten gewöhnlichen Schlages um, und Ihr werdet das Menschenleben gemein finden. Dann schlagt Plutarch auf! Sofort wandelt sich die Welt in einen stolzen Aufenthalt, bevölkert von Menschen, die alle etwas zu bedeuten haben, und rings um uns herum stehen Helden und Halbgötter, deren Bilder unsere Phantasie nachts bevölkern.“ Ich scheue mich nicht, Plutarch's *Lebensbeschreibungen* als das erste „Buch“ in unserem heutigen Verstande zu bezeichnen; und ich behaupte, seine unvergängliche Popularität sowie die befruchtende Wirkung, die es fort und fort auf unsere besten Männer ausgeübt hat, beruht einfach darauf, daß das Buch — als „Buch“ — ein gutes ist: glücklich konzipiert, planvoll und frei durchgeführt von einem Manne, der eine so deutliche Vorstellung von dem unterscheidenden Wesen und den notwendigen Eigenschaften sowie auch von den möglichen Wirkungen eines wahren Buches besaß, als sei er später als Gutenberg geboren. Immer wieder hat es Fachgelehrte gegeben, bestrebt, uns die Freude an Plutarch zu stören, indem sie ihm mangelhafte Quellenstudien, Gedächtnisschwäche und namentlich sträfliche Leichtgläubigkeit vorwerfen: hiermit wird aber der Kern des Buchwertes keineswegs getroffen; das nicht einzusehen, ist gelehrte Naivität. Ein Buch ist gut, wenn es gut erdacht und geschrieben ist, unvergänglich, wenn hervorragend als schöpferische Leistung; alles weitere ist irrelevant. Die Wahrheit eines Kunstwerkes ist in dem Werke selbst begründet und abgerundet; sie besteht ebenso unfraglich sicher wie der Mittelpunkt eines gegebenen Kreises und bedarf keines Quellennachweises. Daher — weil dem Volk als Ganzem dichterische Kraft innewohnt — der unverlöschliche Wert der Anekdoten, die sich auf große Männer beziehen, ohne daß man je erfahren könnte, woher sie gekommen: in ihnen findet die plastische Vorstellung einer höheren Wahrheit, einer Erkenntnis des innersten Wesens des betreffenden Helden Ausdruck, und es bleibt z. B. vollkommen gleichgültig, ob Galilei das Wort *eppur si muove* tatsächlich über die Lippen brachte oder nicht: es malt sein Wesen und seine Lebenstat und ist, wenn ich so sagen darf, nur um so wahrer und werter ewigen Gedächtnisses, wenn er es n i c h t gesprochen hat. Das gerade sind die Züge, an denen Plutarch reich ist. Als Dichter-Seher in einer Epoche lebend, wo die glücklichen Menschen noch nicht durch „das

Lesen der Journale“ blind, taub und dumm geworden waren, schöpfte der Dichter aus einer dichterischen Umwelt und schuf dadurch für alle Zeiten.

Mehr sage ich über Plutarch nicht: jeder kennt, jeder liebt ihn.

*

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Unbesorgt, mein lieber Tirala, plaudere ich mit Ihnen, wie der Augenblick mir’s eingibt, und entdecke plötzlich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ich mit den Ausführungen, die eigentlich nur zur Einleitung dienen sollten, einen großen Teil des Raumes verschrieben habe, den ich diesem Briefe widmen darf. Um auszukommen, muß ich jetzt das Welthistorische, in das ich hineingeraten bin, aufgeben und mich bescheiden auf das eigene Ich und dessen Lebensweg zurückziehen. An Vollständigkeit — das bedarf wohl kaum der Versicherung — wird nicht gedacht; nur Gipfelpunkte der Erinnerung will ich berühren. Eine wirklich zuverlässige chronologische Reihenfolge wird sich ebenfalls schwerlich erzielen lassen, denn die Bücher sind so wankellos treue Freunde, daß sie — einmal gewonnen — einem stets nahe bleiben und in einem gewissen Sinne alle auf e i n e Zeitfläche zu stehen kommen oder, um das Bild besser auszuführen: ich empfinde mich rings umher von einem schützenden Wall lieber Bücher umgeben, der, als stünde ich inmitten einer geistigen Kristallkugel, mir zugleich die ganze Welt zeigt und mich vor ihrer Berührung schützt.

Wenn ich meine Kindheit bis zum fünfzehnten Jahre rechne (vergl. den Brief an Fräulein Sidonie Peter), so kann ich nur melden, daß ich in dieser ganzen Zeit wenige Bücher zu Gesicht bekam: weder bei meiner Großmutter in Versailles noch später bei meinem Vater in England gab es im Hause eine Bibliothek, kaum daß ein verschlossener Schrank einige Illustrationswerke barg, die hin und wieder an Regentagen herausgeholt wurden. Meine Vorliebe richtete sich ausschließlich auf Feen- und Wundergeschichten, und ich erinnere mich, die Teilnahme an einer gemeinsamen Vorlesung des *Letzten der Mohikaner* am dritten Tage heftig abgelehnt zu haben, um mich zum hundertsten Male an meinen beiden Lieblingsbüchern

Tausend und eine Nacht und *Gulliver's Reisen* zu berauschen. Leider blieb mir die deutsche Märchenwelt — mit Ausnahme des wenigen, was Perrault in französische Sprache und französisches Denken übertragen hat — als Kind unzugänglich; erst in reifen Mannesjahren öffnete sich meinen staunenden Augen das uns von den Gebrüdern Grimm hinübergerettete Phantasieleben des deutschen Volkes: *Grimm's Märchen* sind mir nie mehr von der Seite gewichen. Vorderhand mangelte mir solche echt poetische, naive, an die arischen Ursprünge anknüpfende Erweckung und Anregung, für welche weder der orientalische Überschwang noch die ironisierenden Satiren des modernen Engländers Ersatz bieten konnten. Und so war ich denn auch auf dem einen Gebiete, wo die Natur mich nach geistiger Nahrung zu suchen trieb, wenn nicht ganz verraten, so doch recht ungünstig geleitet. Wie mein Geschmack sich unter dem Einflusse einer anderen, zu geistiger Regsamkeit mehr aufmunternden Umgebung entwickelt hätte, kann ich nicht beurteilen; doch glaube ich, der Zug, der sich hier bei mir zeigte — nämlich die Neigung, die Bücher eher als Sprungbrett zu Träumereien zu benutzen denn als eigentlicher Bücherwurm sie in Mengen zu verzehren —, muß ein mir angeborener gewesen sein; denn meinen ältesten Bruder (der doch in der gleichen Umgebung aufwuchs) sehe ich stets über Bücher gebückt und sich sogar mit seinem Buch in der Tasche in die Bäume hinauf verkletternd, um der Unterbrechung durch die unten sich tummelnde Kinderschar zu entweichen. Bei mir kam das nicht vor: die wenigen Bücher, die ich liebte, las ich immer wieder und wieder, und es kostete mir Überwindung, mich in neuen zurecht zu finden.

Für das Verständnis des Wesens eines Menschen ist nichts lehrreicher als die genaue Beobachtung der Anlagen des Kindes, die, noch durch keine Absichten gelenkt und durch keine Selbstzucht gemeistert, sich rein natürlich zeigen; darum weile ich noch einen Augenblick bei diesem sonst so kargen Lebensabschnitt.

Eine unwiderstehliche Neigung, jeden beschriebenen oder bedruckten Zettel, der mir in die Hände fiel, zu lesen, zeichnete mich frühzeitig aus; sie soll ich, so wurde mir erzählt, von meiner Mutter geerbt haben; noch heute, wenn ich allein ausgehe, lese ich alle Plakate, und eine Stunde Wartezeit auf einem Bahnhof gewährt mir

reichliche Unterhaltung, bis ich alle Anpreisungen, Warnungen, amtlichen Verordnungen durchstudiert habe; auch in unseren hochlöblichen Zeitungen verwende ich oft mehr Eifer auf die Anzeigen als auf die Leitartikel: selbst jetzt im Kriege, wo ich es meiner Gesinnung schuldig bin, die *Deutsche Tageszeitung* zu halten, habe ich mich öfters dabei ertappt, die zur Verfügung stehende halbe Stunde mit der Vertiefung in Angeboten von Mastschweinen und Zuchtstieren, von Anstellung suchenden Oberschweizern usw. vertrödelt zu haben. Der Engländer heißt das *„desultory reading“* — was durch „flüchtiges Lesen“ nicht wiedergegeben wird, da es mit Aufmerksamkeit und besonderer Eindrucksfähigkeit geschehen kann. Bei mir wuchs es in späteren Jahren zu der Gewohnheit aus, die mir mit Goethe sowie mit Montaigne gemeinsam gewesen ist, viel in Büchern zu blättern, zu suchen, zu nippen — wie Goethe es empfiehlt, „minutenweis in die Bücher hineinzusehen“ — seien es alte Vertraute oder auch Bücher, die ich ganz zu lesen nie die Geduld besäße. Sobald ich beim Schreiben stocke, hole ich mir ein beliebiges Buch herunter, schlage es auf, der Geist findet sich gleich entspannt, der störende Eigenwille wird eingelullt — und plötzlich steigt aus unbewußten Tiefen der gute Gedanke auf.

Dieser Anlage hält nun eine andere, polar entgegengesetzte das Gleichgewicht; Sie haben sie vorhin bei dem mißlungenen Versuch, mich für die Helden des Kapitäns Cooper zu begeistern, am Werke gesehen: es handelt sich um eine Schwerfälligkeit des Entschließens, um eine Trägheit des Geistes, zugleich um eine Abneigung, für lange auf die eigenen Gedankengänge zu verzichten, um mich in diejenigen Anderer hineinzuarbeiten. Denn, sobald ich mir ein Buch wirklich aneignen will, gebe ich mich dem Verfasser ganz gefangen und identifiziere mich leidenschaftlich mit ihm, bis ich ausgelesen habe — und dies gerade macht mich wählerisch und den Büchern gegenüber besonders empfindlich und unduldsam; keine verlorene Zeit bereue ich mehr als die auf ein unwürdiges Buch verschwendete. Freilich, bei der Unmasse der Bücher, „die weniger als Bücher sind“, nehme ich mit allen irgend erträglichen stilistischen Unzulänglichkeiten fürlieb und übe an den entsetzlichsten Autoren Engelsgeduld — da frage ich nur: lerne ich hier etwas? ist der Mann zuverlässig? Aber bei Büchern, die „Bücher“ sein wollen, gilt ein anderes Kri-

terion; da verstehe ich keinen Spaß, sondern verabscheue geradezu die schlechten, die langweiligen, die talentarmen, die gewissenlos flüchtig aufgezimmerten Bücher — und deren Name ist Legion. Es kommt jedoch, wie oben angedeutet, außer dieser positiven Geschmacksforderung noch eine negativ wirkende Trägheit hinzu: bei Werken der Phantasie sträubt sich mein Geist gegen die zugemutete Bemühung, die erfundenen Gestalten, ihre Umgebungen und Schicksalslagen meinem Denken einverleiben zu sollen; wenn nicht ein Erzähler von der Zauberkraft eines Walter Scott oder der Banngewalt eines Balzac mich sofort unwiderstehlich fortreißt, scheitert jeder Versuch, Romane und erzählende Gedichte zu lesen, und nur dem Zwang einer gemeinsamen Lektüre kann es manchmal gelingen, diesen Stumpfsinn zu besiegen. Ich selber besitze natürlich eine schmeichelhafte Erklärung für dieses Unvermögen und gebe sie Ihnen für was sie wert sein mag: ich glaube, die große Leidenschaftlichkeit, mit der ich lese, hat sich hier eine schützende Vorrichtung geschaffen, mit der sie alles Überflüssige fernhält.

Es handelt sich bei diesen Dingen nicht um Nebensächlichkeiten, sondern um Grundzüge des intellektuellen Wesens. Manche Leute, die mich sonst gut kennen, irren sich in bezug auf mein Verhältnis zu den Büchern; sie halten mich nämlich für einen allverschlingenden Bücherleser; solcher gibt es viele — namentlich in Deutschland; einen hatte ich in seinen letzten Lebensjahren mit Staunen zu beobachten Gelegenheit, den Byzantinisten Krumbacher: dieser Gelehrte, der ein unübersehbares Spezialfach beherrschte und sozusagen leitete, las außerdem sofort nach Erscheinen jedes Buch von einiger allgemeiner Bedeutung — schöne Literatur, Memoiren, Briefwechsel, Reisen, Politika, Weltweisheit usw. —, alles hatte er gelesen, und zwar gut gelesen, wodurch er einen idealen Unterhalter in Gesellschaft abgab. An diesem Beispiel kann ich meine eigene Art aufzeigen, indem sie derjenigen Krumbacher's genau entgegengesetzt ist: von den vielen Büchern aus den Jahren unserer Bekanntschaft, auf die er mir den Mund wässerig zu machen wußte, habe ich bis heute kaum ein einziges gelesen — und zwar trotzdem mehrere sich von selbst bei mir einfanden. Inzwischen habe ich eben immer wieder Goethe — diesen vor allem, und zwar in allen den zahlreichen Verzweigungen seines schaffenden und mitteilenden Denkens und

Erlebens gelesen, immer wieder mich auf ganze Stunden in jenen herrlichen, so wenig gewürdigten und doch ganz einzigen Schatz, genannt Grimm's *Wörterbuch,* vertieft, immer von neuem Kant und Plato, Leibniz und Lichtenberg, Gibbon, Carlyle und Treitschke und hundert andere herbeigerufen, wie sie mein eigenes Bedürfnis im Augenblick verlangte, nicht wie der Tag und die geschäftigen Verleger sie boten, — ebenfalls in nie wankender Treue mit Montaigne und Pascal, Balzac und Flaubert, Shakespeare, Rousseau und Sterne gelebt, und nie mich durch Wiederholung ermüdend, hat der edle Ritter von la Mancha — der geliebte, verehrte — meine Augen nach vollbrachter Tagesarbeit an Hunderten von Abenden sanft zugedrückt.... Dazu kommt aber noch ein Wichtigstes, für das gerade Sie, liebster Freund, mir volles Verständnis entgegenbringen werden: wer der Betrachtung und dem Studium der Natur mit Inbrunst ergeben ist, hat nicht die Muße, täglich der sogenannten „Literatur" Stunden zu widmen, hat auch nicht die Neigung dazu: mir waren neue Beobachtungen von Wiesner, Boveri, de Vries, Uexküll, Bethe, Roux, Wilson, ein neues Lehrbuch von Bunge, Ostwald, Jordan weit anziehender, anregender, die Phantasie angenehmer und ergebnisreicher beschäftigend als die meisten anderen Bücher. Vor allem aber, wieviel Zeit — und namentlich wieviel Besinnen und Bedenken — verlangt die Betrachtung der Natur selbst, wenn ein Mann sich wie ich — und sei es auch nur als Träumer — mit fast allen ihren Erscheinungen befaßt, wenn er in den besten Jugendjahren ganze Tage und halbe Nächte in Laboratorien zubringt, später noch vielfach mit Skalpel und Mikroskop arbeitet, Pflanzen sammelt, Steine klopft, Spinnen beobachtet und schließlich beim astronomischen Fernrohr anlangt!

Diesen kleinen Exkurs, zu dem die Kindheitsjahre die unschuldige Veranlassung gaben, lassen Sie mich mit einer ebenso harmlosen Anekdote beschließen, die wieder an den gelehrten Krumbacher anschließt.

Die erste Begegnung zwischen uns fand unversehens in einem befreundeten Hause, abends, statt; Krumbacher war zuerst von meiner unerwarteten Gegenwart peinlich überrascht; kurz vorher war nämlich aus seiner Feder die allererste Besprechung meiner *Grundlagen* in einer viel gelesenen Tageszeitung, voll Spottes und

hochmütiger Ablehnung, erschienen; eine gewisse Befangenheit bedrückte den kleinen Kreis. Da half ein *Deus ex machina:* alle Lichter erloschen, und wir saßen im Dunkeln! Das elektrische Licht stand erst seit zwei Tagen in Betrieb, daher kannte sich noch niemand im Hause aus: ich ließ mich an die Verteilungstafel führen und ersetzte die abgeschmolzene Sicherung durch eine neue. Nach kurzer Zeit erloschen jedoch die Lichter von neuem; es galt also die Stelle des Kurzschlusses ausfindig zu machen, und auch dies gelang mir zufällig in wenigen Minuten, womit der Übelstand dauernd beseitigt war. Die Wirkung auf Krumbacher war geradezu unbeschreiblich! Ich hätte, wie die Hexe von Endor, den Schatten eines Toten aus dem Hades emporrufen können, seine Verwunderung und seine Bewunderung hätten sich nicht lebhafter äußern können. Mit einem Schlag war ich in seinen Augen ein Zauberer geworden. Namentlich konnte er sich darüber nicht fassen, daß ein Mann, der die *Grundlagen* geschrieben, auch einen Kurzschluß zu entdecken und zu beseitigen verstünde; und wenn ich ihm mitten im allgemeinen Lachen zurief: „Aber Herr Professor, gerade um eine Menge Kurzschlüsse nach Kräften zu beseitigen, habe ich die *Grundlagen* geschrieben!" — versetzte er, zugleich lachend und heftig abwehrend: „Ach, das ist ja wieder eines von Ihren Paradoxen, mit denen Sie mich rasend machen; es kommt doch nur darauf an: sind Sie ein gelernter elektrischer Monteur? und wenn nicht, wie können Sie so etwas verstehen?" .... Es war späte Nacht, als wir durch die stillgewordenen Straßen zu zweit heimgingen; Krumbacher hakte bei mir ein, klagte mir sein Leid — die Vereinsamung des Spezialforschers, dessen Leistungen in ganz Europa nur fünf oder sechs meist beschränkte und stets mißgünstige Fachgenossen verstünden, beneidete mich als Polyhistor und versicherte beim Abschied, sein Aufsatz über die *Grundlagen* wäre anders ausgefallen, wenn die Episode mit dem Kurzschluß statt nachher sich vorher ereignet hätte.....

Die Moral dieser Anekdote bedarf keiner Auslegung: Sie begreifen, daß ich zu keiner Zeit meines Lebens Bücherwurm sein konnte; auch bei anderen war mir — wie meinem teuren Montaigne — von jeher nichts unerträglicher als die *„suffisance pure livresque"* (die buchmäßige Selbstgefälligkeit).

Meiner eigentlichen Kindheit machte das Bekanntwerden mit Shakespeare und der darauffolgende monatelange Rausch ein Ende; in früheren Briefen (vergl. S. 174) habe ich darüber berichtet und will mich nicht wiederholen. Nur das eine sei betont: dieser erste entscheidende Eindruck, den ein Buch vermittelte — wortwörtlich „ein" Buch, denn ich hatte meinen Finanzen entsprechend mir den vollständigen Shakespeare in einem einzigen kleinen Bande zu einer Mark gekauft — dieser Eindruck verdankte sich, wie Sie sehen, keinem „Buche" im wahren Sinne des Wortes, vielmehr hatten mir die Drucklettern eine Kunst offenbart, von der ich bisher nichts gewußt hatte — die dramatische, für die mein Gemüt eine besondere Eindrucksfähigkeit besaß. Dieses Erlebnis fand an der Grenze zwischen meinem vierzehnten und fünfzehnten Jahre statt. Erst fünf Jahre später bewegte mich von neuem ein Buch mit ähnlicher Gewalt — und wiederum war es kein „Buch", sondern „mehr als ein Buch", nämlich Richard Wagner's Dichtung zu seinem *Ring des Nibelungen* (vergl. S. 203).

Zwischen diese beiden Ereignisse fallen die Anfänge meiner Befassung mit Büchern im eigentlichen Sinne des Wortes. Zunächst war die deutsche Sprache, die ich jetzt erst zu lernen anhub, wenig beteiligt; denn mühsame Sprachübungen lähmen jeden Kunstgenuß. Meine Einführung in das „Buch" fand durch drei angloamerikanische Historiker statt, und kurz darauf in noch bestimmenderer Weise durch einige Franzosen.

Welcher Zufall mir Prescott's *Conquest of Mexico* in die Hände spielte, wüßte ich nicht zu sagen; jedenfalls war dieses Werk wie kaum ein zweites durch die Fülle der abenteuerlichen Ereignisse sowie durch die Aufdeckung einer märchenhaft anmutenden fremden Kultur geeignet, einen phantasievollen Knaben zu fesseln, wie es auch durch wissenschaftliche Begründung und fast homerische Anschaulichkeit der Darstellung die Bewunderung des reifen Mannes fordert. Darauf folgte des selben Verfassers ebenso hinreißende *Eroberung von Peru.* Heute muß ich lachen, wenn ich mir überlege, daß meine geschichtlichen Kenntnisse mit den zwei entschwundenen Kulturen von Mexiko und Peru ihren Anfang nahmen! Prescott führte mich zu Washington Irving, bei dessen *Conquest of Granada* und *Successors of Mahomet* mir um so wohler war, als ich mich

in der mir heimischen Welt der *Tausend und eine Nacht* bewegte. Von der weniger gewichtigen Feder Irving's gelangte ich zu dem Studienfreunde und Duzbruder Bismarck's, zu John Motley, dessen *Rise of the Dutch Republic* zu den wertvollsten Geschichtswerken in englischer Sprache gehört, ein Ergebnis wissenschaftlicher Quellenforschung, zugleich glanzvoll geschrieben. Durch eingehendes und wiederholtes Studium eignete ich es mir gründlich an, zeitlebens blieb mir Motley's Werk besonders lieb.

An diese aus dem Stegreif unternommenen geschichtlichen Studien des vorher historisch völlig Unbewanderten (vergl. S. 45) schloß sich ein wenig später die erste Berührung mit Literatur im engeren Sinne des Wortes an, und zwar — wie das dem in Frankreich Erzogenen und damals noch immer das Winterhalbjahr in Frankreich Wohnhaften nahelag — auf dem Wege französischer Autoren. Dies halte ich für ein besonderes Glück, da, wie Goethe sagt, die französische Sprache „alles erheitert, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommt" und infolgedessen „sich in ihr alles klarer und absichtlicher ausnimmt". Uns anderen sträubt sich allerdings mit der Zeit die angeborene freie Natur gegen die umhegenden Gebote, die im Französischen nach allen Seiten die Schritte hemmen; doch als Schulung ist selbst dieses von Vorteil, denn es wirkt auf den Geist erziehend wie der Drill auf den Körper; außerdem b i l d e t die französische Literatur, indem sie strenge Forderungen des Geschmackes stellt und verschärfte Beachtung aller Einzelheiten fordert; hierdurch gewinnt man die Einsicht, daß bei dem Gestalten eines Buches, wie bei aller Kunst, das Geringste als Teil des Ganzen Sorgfalt verdient. Gar manche Bücher der Franzosen sind arm an Gehalt, sehr wenige sind schlecht gemacht.

Zufällig war das erste „Buch", das mir in die Hände fiel, ein winzig kleines, jedoch meisterliches Werk: Xavier de Maistre's *Voyage autour de ma Chambre.* Ich staune heute, daß ein so fein ziseliertes Erzeugnis menschlichen Zartsinns bei dem noch nicht zwanzigjährigen Jüngling Entzücken weckte. Nicht weniger wundere ich mich über die darauffolgende Begeisterung für die Pamphlete von Paul Louis Courier — denn auch diese herbergen einen so geringen Gehalt, daß man sie fast als reine Form, reinen Geist, reinen

Witz bezeichnen kann. Beide Autoren wecken die Erinnerung an Voltaire's Kennzeichnung seiner Landsleute:

Parfaits dans le petit, sublimes en bijoux,
Grands inventeurs de riens . . . . . .[1])

Auf de Maistre paßt genau das ins Deutsche unübertragbare *„sublimes en bijoux"* und auf Courier das *„grands inventeurs de riens"*; gerade dadurch aber wecken sie und erziehen sie den Sinn für einfache und in ihrer Einfachheit vollendete Gestaltgebung der schriftlichen Mitteilung. Bald langte ich bei gewichtigeren Werken an. Längere Zeit hindurch fesselten mich namentlich Bossuet's *Grabreden,* deren majestätische Wucht mir bedeutenden Eindruck machte — offenbar auch hier weniger des Gehalts als der Sprachbehandlung wegen: von einem solchen Manne lernt man, welche Wirkungen selbst einer spröden Sprache abgewonnen werden können. Nach Bossuet spielte mir eine gütige Vorsehung seinen Gegenpol in die Hände, Pascal's *Lettres Provinciales* — von allen Zuständigen als eine vollendete Schöpfung der Kunst des Buches bewundert. Nie ist die quellende Lebhaftigkeit der freien Improvisation eine vollkommenere Ehe mit der Meisterschaft der Sprachbehandlung eingegangen! Hier redet einer der ganz Großen unter den Germanen, der Mann, den ein neuerer Franzose mit Recht als „eine zweite fränkische Invasion in Gallien" bezeichnet hat; und seine Schrift gilt den entscheidenden Fragen der Menschenseele, gilt ihrer Reinheit, ihrem ewigen Leben, gilt dem Kampfe gegen den Satan im Priesterkleide, der die Quellen unseres sittlichen Daseins vergiftet. In jeder Beziehung ist diese unter tausend Lebensgefahren, den Mächten der Finsternis zum Trotze, nach und nach ans Licht gebrachte Schrift eine heroische zu nennen und sie bleibt unsterblich, nicht allein als ein Höhepunkt der Buchkunst, sondern auch als ein immer gegenwärtiger Kämpfer für Wahrheit und für germanische Reinheit. — Noch einen Großen habe ich zu erwähnen, mit dem ich damals in Berührung geriet: Jean Jacques Rousseau. Leider faßte ich hier die Sache beim falschen Ende an und verschwendete Geduld und Geistesmühe an dem *Discours sur l'Inégalité* und am *Contrat*

[1]) Vollkommen in allem Kleinen, anbetungswürdig als Goldschmiede,
Große Erfinder auf dem Gebiete der Nichtigkeiten.

Social — den schwächsten Erzeugnissen des Mannes, der so manches Unnachahmliche der Welt schenkte. Hätte wenigstens der Zufall, der mich Autodidakten leitete, mir die Dijoner Preisrede zugeführt! Die ebenso glänzenden Paradoxen hätten mich weniger aufgereizt und abgeschreckt, und ich wäre zwanzig Jahre früher mit einem der ersten Meister der Schreibekunst in die nahen Beziehungen geraten, die ich zu den glücklichsten meines Lebens rechne. Immerhin muß ich das Geniale empfunden und verehrt haben: denn vor kurzem entdeckte ich unter meinen Papieren ein starkes Konvolut von Auszügen und polemischen Anmerkungen zu beiden genannten Schriften.

Auf Rousseau komme ich noch eingehend zurück.

Daß die damaligen literarischen Erkundungszüge nicht weiter führten, werden Sie leicht begreifen, wenn Sie meinen Brief an Uexküll lesen; denn schon an der Wende von 1871 zu 72 war die leidenschaftliche Liebe zu dem Studium der Natur in mir erwacht, hatte sich zuerst auf Himmels- und Erdkunde geworfen, bald darauf auf die systematische Pflanzenkunde, die mehrere Jahre ausfüllte, dann auf Insekten- und Gesteinskunde usw., bis ich zuletzt — gesundheitlich genügend gestärkt — im Frühling 1879 die Universität Genf als ordentlicher Student der Naturwissenschaften bezog. Welche Fülle von „Büchern, die weniger als Bücher sind", in diesen Jahren — die vom Winter 1871 bis zu der plötzlichen Unterbrechung der eingeschlagenen physiologischen Laufbahn im Herbst 1884 reichen — von mir durchgeackert werden mußten, das können Sie als Naturforscher sich lebhaft vorstellen; und wenn ich hinzufüge, daß in der gleichen Zeitspanne die inbrünstige Liebe zu deutscher Musik und zu der Kunst Richard Wagner's großwuchs und auf die wenigen Mußestunden Anspruch erhob, werden Sie sich eher die Frage stellen, wie ich überhaupt dazu kam, einige Aufmerksamkeit meiner literarischen Ausbildung zu widmen. In der Tat erinnere ich mich aus der Zeit des intensiven Fachstudiums nur eines einzigen größeren Geschichtswerkes, das ich abends zur Erholung des Geistes — allerdings langsam, aber gründlich — durchnahm, so daß ich es mir fürs Leben aneignete: Buckle's *Geschichte der Civilisation.* Für den angehenden Naturforscher lag es nahe, gerade dieses Buch zu erwählen, da es auf der Annahme des dogmatischen

Materialismus der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschenden wissenschaftlichen Richtung fußte; bei mir hat es aber der Absicht des Verfassers genau entgegengesetzt gewirkt: in den Naturwissenschaften unterlag ich zunächst, wie alle Studierenden, dem Einfluß meiner Lehrer; war ich doch zu arm an Wissen und zu sehr Neuling im Nachdenken über die Phänomene der Natur, um ihren Deutungen entgegenzutreten; Buckle dagegen — mir persönlich durchaus sympathisch — weckte als Forscher sofort meinen Widerspruch; denn indem er jene Lehren konsequent auf den Menschen und dessen Geschichte übertrug, mußte selbst dem Unerfahrenen sich zunächst die Unzulänglichkeit und bald darauf das Grundfalsche dieser Weltansicht aufdrängen. Der große Gewinn an Wissensmaterial sowie die Befreiung aus angeerbten geschichtlichen Schablonen, die jeder Leser dem Buche Buckle's zu verdanken hat, werden durch diese Kritik nicht in Abrede gestellt.

Gerade mit Ihnen, lieber Freund, möchte ich über meine Erfahrungen mit naturwissenschaftlichen Büchern gern des längeren plaudern; doch das würde uns von unserem Thema der „Bücher, die Bücher sind", weit abführen; einiges darüber steht ja im ersten Teil dieses Briefes, Ergänzendes finden Sie in dem Brief an Uexküll (vergl. S. 120 fg.). Ich eile also weiter.

*

Ein neuer Zeitabschnitt brach für mich an, als ich im Herbst 1884 von einem schweren Nervenleiden befallen wurde; es entstand eine Art Pause zwischen den übereifrigen naturforschenden Jahren in Genf und der dann folgenden Wiener Periode der schriftstellerischen Tätigkeit; sie währte fünf Jahre. Ich war nach Dresden (Herbst 1885) gezogen, wo ich auf Anordnung Kreppelin's Zerstreuung und Ablenkung von meinen wissenschaftlichen Sorgen suchen sollte. Sobald ich genügend erstarkt war, um überhaupt wieder lesen zu können, widmete ich die langsam erwachenden Kräfte der Erweiterung meiner literarischen Kenntnisse. In der ersten Zeit zwang mich die Rücksicht auf den Zustand, Bücher leichteren Inhalts zu wählen; nach und nach steigerte sich die Leistungsfähigkeit, bis ich bei Kant, Plato und den Upanishads ankam.

Wiederum zog mich zunächst die französische Sprache an, was bei einem Kranken natürlich erscheinen mag, der instinktiv zu den Gewohnheiten früher Jugend als zu der mühelosesten Gegebenheit greift. Zunächst wählte ich Unterhaltungslektüre, wie die Schaufenster der Buchhandlungen sie mir boten; die Namen der Autoren und die Titel der Bücher habe ich vergessen; es ist nicht schade darum; lehrreich war es mir immerhin, zu erfahren, was ein breites Publikum zu seiner Unterhaltung fordert. Aus der Menge dieser untergeordneten Literatur erhält sich doch ein Name in meinem Gedächtnis: Pierre Loti — ein unübertrefflicher Schilderer der Natur; als Marineoffizier hat er viele Teile unserer Erde bereist und bei längeren Aufenthalten gut kennen gelernt; seine Beschreibungen sind nicht aus dem Gedächtnis entworfen, vielmehr unmittelbar in Gegenwart der betreffenden Natureindrücke; so wirken sie denn wie Bilder eines Landschaftsmalers. China, Algerien, Konstantinopel glaube ich, dank Loti, mit Augen gesehen zu haben; wie eigene Erinnerungsbilder schwebt mir das von ihm Geschilderte vor dem Sinn. Sein bestes Buch ist — wie in solchen Fällen häufig — ein weniger bekanntes: *Fleurs d'Ennui.*

Bald führte ein guter Stern eine Wendung herbei. Auf dem Umweg über einige überflüssige Romane Paul Bourget's gelangte ich zu seinem schönen Buche *Essais de Psychologie contemporaine,* in welchem er diejenigen Männer, die der aufstrebenden Jugend im Anfang der achtziger Jahre als die bedeutendsten Meister der Feder erschienen, einen nach dem anderen einer rein objektiven, feinsinnigen, durchsichtig klaren Analyse und kritischen Bewertung unterwirft, was eine besondere Kunst der Franzosen bildet. So erhielt ich eine deutliche Vorstellung und Übersicht des literarischen Sternenhimmels des damaligen Frankreich als Einführung in die nähere Befassung mit den Einzelnen, was mir in der Folge vieles erleichtert hat. Stendhal und Baudelaire, Taine und Renan, die Gebrüder de Goncourt und Leconte de Lisle, daneben gar manche andere, denen besondere Kapitel nicht gewidmet sind — wie Victor Hugo, Théophile Gautier, Vacquerie, Zola u. a. — wurden mir dadurch vertraute Gestalten, noch ehe ich ihre Werke gelesen hatte, woran ich nun ging und woraus nach und nach eine gute Kenntnis der bemerkenswertesten neueren französischen Literatur sich ergab.

Erst in späteren Jahren, rückwärts anbauend, schloß sich das Vorangegangene bis zu der als „Plejade“ bezeichneten Dichtergruppe des sechzehnten Jahrhunderts nach und nach daran.

Einen Namen ließ ich im vorigen Absatz mit Absicht aus, weil ich ihm wegen des dauernden Einflusses, den sein Träger auf mein Geistesleben gewann, einen Platz für sich anweisen muß: ich rede von Gustave Flaubert. Zwar ist dessen Ruhm mit den Jahren ständig gestiegen, namentlich seitdem die unsere öffentliche Meinung beherrschende Judenschaft aus diesem Namen einen Feldschrei gebildet hat; hierbei ist aber der wahre Flaubert den Blicken entschwunden und ein Wechselbalg an seine Stelle getreten. Flaubert, der blonde Recke mit den blauen Augen, von Vater- und Mutterseite aus echt normännischem Blut, ein Abkömmling der Wikinger, gehörte zwar der Bildung und Umgebung nach dem sogenannten „lateinischen“ Ideal an, dem Charakter, den Instinkten und namentlich dem Willen nach war er dagegen ein reiner Germane: hieraus entstand ein Widerstreit, an dem er — als zu der inneren Gegebenheit noch der Krieg von 1870 gekommen war, der ihm das Herz zwiefach zerreißen mußte — schließlich zugrunde ging. Im Jahre 1853, mitten aus seiner Arbeit an *Madame Bovary,* schreibt er: „Schon lange leide ich unter dem Zwange, in dieser französischen Sprache schreiben und auch denken zu müssen! Im Grunde genommen bin ich ein Deutscher *(au fond je suis Allemand)!* — Erst durch unablässige Arbeit ist es mir gelungen, mir von den Gliedern meine nordischen Nebel abzustreifen“. Wiederholt nennt er sich kurzweg einen „Barbaren“. Dieser Barbar nun ist, wie kaum je ein Mensch, sein ganzes Leben lang von der einen Leidenschaft besessen: der Leidenschaft der ganz reinen Formgebung, ohne jegliche Berücksichtigung einer umgebenden Welt. Publikum existiert für ihn nicht; Geld zu verdienen verschmäht er; Paris — dessen öffentliche Meinung, Kritik, Beifall — flößt ihm grenzenlose Verachtung ein; ob er drei Stunden oder drei Monate braucht, um eine einzige Seite zu schreiben, gilt ihm gleich; ganze Tage irrt er wie ein Wahnsinniger umher, weil er das genaue Wort für eine gegenständliche oder seelische Vorstellung nicht findet, springt dann mitten in der Nacht mit einem Schrei aus seinem Bett heraus, da es ihm im Traume einfällt.... Kurz, es handelt sich um eine echt dämonische Natur, von dem

Glauben an eine reine Wahn- oder Wortkunst erfüllt und dem einen einzigen Lebenszwecke hingegeben, auf diesem Wege Werke zu erschaffen, würdig jeder höchsten Schöpfertat des Menschengeistes. Und zwar ist er dermaßen von der magischen Gewalt vollendet schöner Formgebung überzeugt, daß er das stoffliche Interesse hintansetzt und dem reinen Künstler zutraut, jegliche Gegebenheit durch Schönheit — und das heißt hier durch vollendete Angemessenheit des Gestaltens — zu einem Kunstwerk verklären zu können. Ja, so überzeugt ist er hiervon, daß er es sich zur Pflicht macht, Stoffe zu wählen, die ihm unangenehm sind, damit die verklärende Gewalt der Kunst sich an ihnen offenbare. So schwebte ihm z. B., ehe er *Madame Bovary* in Angriff nahm, die Geschichte einer jungen Flämin vor, deren ganzes Dasein sich in einer kleinen halbausgestorbenen Stadt zwischen Vater und Mutter abspielt, einzig ausgefüllt von religiösem Mystizismus; und an Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Lieblingsgedankens widmet er sechs arbeitsreiche Jahre der Schilderung des plattesten französischen Provinzlebens und des immer tieferen Verfalls einer ihre Umgebung durch Gaben und Temperament übertreffenden Frau, die von der verzweifelten Langeweile der Gemeinheit in die Arme getrieben wird. Während der genannten Jahre stöhnt und seufzt und flucht der Schreibende ununterbrochen über den ihm unerträglichen Gegenstand. *„Les milieux communs me répugnent et c'est parce qu'ils me répugnent que j'ai pris celui-là, lequel était archi-commun et anti-plastique. Ce travail aura servi à m'assouplir la patte....“* [1]) Auf Flaubert wirkt eine einzige Triebkraft: die Sehnsucht, sich als Künstler weiter auszubilden. Früh schon ein Meister, alt noch ein Lehrling, scheint das Erdenleben ihm von Anfang bis Ende als bloße Vorstufe zu einem Dasein in höherer Vollkommenheit zu gelten; daher eine Losgelöstheit von allen weltlichen Interessen, die von dem berechtigten Ehrgeiz anderer Künstler eigenartig absticht. Flaubert ist der Inbegriff des reinen Idealisten, d. h. des Mannes, der einzig in der Idee lebt. Grotesk ist es darum, gerade diesen Mann zum Begründer und Haupt einer „realistischen“ und gar einer „naturalistischen“ Richtung der

[1]) Gemeine Umgebungen sind mir unerträglich und gerade deswegen habe ich für mein Buch eine derartige Umgebung gewählt, und zwar eine erzgemeine und antiplastische. Diese Arbeit wird dazu gedient haben, mir die Pfote geschmeidig zu machen.

Literatur zu machen, der er ferner stand als je ein anderer: er, der nicht müde wird, Shakespeare und Goethe als die beiden Führer durchs Leben und Dichten zu preisen, ihnen zur Seite dann Homer, Äschylos und Sophokles sowie die besten unter den anderen Alten, und der von den Franzosen immer nur Montaigne und Rabelais zur täglichen Kost empfiehlt! Ich müßte einen ganzen Aufsatz schreiben, wollte ich Sie in Flaubert's Lehre von dem Verhältnis der tatsächlichen Wahrheit — oder sollte ich lieber sagen Wirklichkeit? — zur schönen Kunst einführen, und das geht im Augenblick nicht an; es genüge, Sie auf einen einzigen Satz aus einem Briefe aufmerksam zu machen, vor dem alle realistischen Plattheiten zerstäuben: *„La vérité n'est pas pour moi la première condition de l'art.“* Ergänzend füge ich gleich noch einen Ausspruch hinzu: *„Un livre peut être plein d'énormités et de bévues et n'en être pas moins fort beau.“* [1]) Zugleich verehrt Flaubert (wie sein Meister Plato) die Wahrheit als der Schönheit verschwistert; jedem von ihm behandelten Gegenstande widmet er jahrelang emsige Studien, fordert aber dann für sich die Freiheit, diese „Wahrheit“ so zu gestalten, wie das Kunstwerk — welches seine eigenen Lebensgesetze in sich trägt — es gebietet; denn erst aus dieser neubildenden Schöpfertat — so führt er Plato an — „erstrahlt das Wahre in voller Pracht“.

Selbst in einer flüchtigen Besprechung darf ein Zug nicht unerwähnt bleiben, der für Flaubert's Auffassung künstlerischer Objektivität kennzeichnend ist: die Forderung, der Künstler solle stets unsichtbar, unauffindbar, unerratbar in seinem Werke walten. *„L'artiste doit être dans son oeuvre comme Dieu dans la Création, invisible et tout-puissant, qu'on le sente partout mais qu'on ne le voie pas.“* [2]) Alle Tendenz, alle Parteinahme, alles Moralisieren bleibt ausgeschaltet.

Auch will ich nicht schließen, ohne bemerkt zu haben, daß mir recht gut bekannt ist, was bei Flaubert fehlte, oder — um mich angemessener auszudrücken — was ihn hemmte; wußte er es doch selber: das mit Inbrunst großgezogene Bewußtsein der an sich selbst

---

[1]) Die Wahrheit bildet nach meiner Meinung nicht das erste Erfordernis der Kunst . . . . . Ein Buch kann voller Ungereimtheiten und Irrtümer sein und nichtsdestoweniger ein sehr schönes Buch sein.

[2]) Der Künstler soll in seinem Werke wie Gott in der Schöpfung walten, unsichtbar und allmächtig, überall empfunden, nirgends erblickt.

zu stellenden künstlerischen Forderungen vernichtete nach und nach jenes Unbewußte, von dem Goethe sagt, in ihm „liege doch am Ende die wahre Produktionskraft". Flaubert ruft einmal aus: *„Hélas! il me semble que lorsqu'on dissèque si bien les enfants à naître, on n'est pas assez monté pour les créer. Ma netteté métaphysique me donne des terreurs."* [1]) Und er tröstet sich mit der Erwägung, es käme ihm einzig darauf an, sich selber kennen zu lernen: *„Je veux pour vivre tranquille avoir mon opinion sur mon compte, opinion arrêtée et qui me réglera dans l'emploi de mes forces."* [2]) An einer seltenen Krankheit litt der edle Mann: an dem verzehrenden Durst nach Vollendung, begleitet von einer Selbstkritik, deren Strenge einem Heiligen Ehre machen würde und bei einem Künstler beispiellos sein dürfte. Und weil dem so ist, sind seine Briefe das hehrste Denkmal, das er uns hinterlassen hat; denn in ihnen bricht mit spontaner Gewalt die Persönlichkeit durch, die er sonst allerorten mit Unerbittlichkeit zügelt und in den Hintergrund drängt: die vier Bände *Correspondance* gehören zu dem Beglückendsten, was mein Buchgaden an unvergänglichen Werten umfaßt. Die Bewunderung des großen Buchkünstlers Flaubert soll uns gegen die Tatsache nicht blind machen, daß die Persönlichkeit als solche den schöpferischen Künstler um ein Bedeutendes überragt.

Noch beschäftigte mich die bunte Gruppe bedeutender Schriftsteller, zu denen mich Bourget hingeführt hatte — die obengenannten Dichter, Denker und Historiker, als mein Interesse sich auch einer zweiten Gruppe von Franzosen zuwandte, nämlich der damals erst im Entstehen begriffenen Schule der Jungfranzosen — eine ziemlich verwegene, sich oft ins Wunderliche verirrende und dort verlierende Gesellschaft. Von meiner Jugend her besaß ich nämlich noch Freundesverbindungen in Frankreich: diese vermittelten die Bekanntschaft, die sonst schwerlich jemals zustande gekommen wäre — insofern gerade mir alle Dichterei und alles verschrobene Artistenwesen besonders fern liegt. Trotz meines — wie gesagt — kräftigen Vorurteils, bleibe ich dankbar für diese Lebenserfahrung,

[1]) Wehe mir! ich fürchte, wer die noch zu gebärenden Kinder so meisterlich zerlegt, ist ungenügend ausgerüstet, ihnen das Leben zu schenken. Ich erschrecke vor der Klarheit meines metaphysischen Denkens.

[2]) Um ruhig zu leben, will ich über mich selbst im klaren sein, und zwar dermaßen, daß ich hinfürder weiß, was ich meinen Kräften zutrauen kann.

die meine Menschenkenntnis bereicherte, die mir einzelne unvergängliche Eindrücke verschaffte, die mich lehrte, auch auf diesem — zwischen Genie und Wahnsinn gelegenen — Gebiete, Echtes von Unechtem zu unterscheiden. Namentlich der später entstandenen, angeblich deutschen Richtung anmaßender Dichterlinge, die ihre poetische Unfähigkeit durch Nachäffung der Franzosen und durch sinnlose Verzerrungen zu verdecken und sich von gaffenden Pseudoteutonen Adelsbriefe als „Genies“ zu erschwindeln verstehen — diesen Herren gegenüber war ich durch meine genaue Kenntnis der Jungfranzosen gewappnet! Auch unter jenen Franzosen gab es orientalische Eindringlinge, doch waren alle, welche zu berechtigtem Rufe gelangten, echte Franzosen, und zwar zumeist von blondem, germanischem Typus.

Der in Deutschland bekannteste, zugleich der zugänglichste dürfte Paul Verlaine sein. Dieser dem Trunk verfallene, sein Leben zwischen Spital und Spelunke hinschleppende Halbflame war ein Dichter von Gottes Gnaden, dem die Verse unbewußt von den Lippen strömten und der in landschaftlicher Stimmungsmalerei Gebilde geschaffen hat, die zu eigenartig sind, um der Vergessenheit anheimzufallen. Hier, wie bei allen diesen Franzosen, liegt echte Begabung, echtes Gefühl und echte Weltfremdheit zugrunde; Verlaine hat nichts verdient noch verdienen wollen. Lassen Sie mich aus einer seiner Romanzen eine einzige Strophe anführen, aus welcher Sie zugleich ersehen werden, wie melodiös unter seinen Händen die französische Sprache wird:

O que nous mêlions, âmes soeurs que nous sommes,
A nos voeux confus la douceur puérile
De cheminer loin des femmes et des hommes,
Dans le frais oubli de ce qui nous exile.

Herrscht hier nicht Zauber des Wortes, Zauber des Bildes und auch Zauber des Gedankens (leider unübersetzbar)?

Weit problematischer nimmt sich ein Stephane Mallarmé aus, geeignet wie Wenige, ein *experimentum crucis* auf kleinste Beigaben des Philiströsen abzugeben. Mallarmé ist der Typus des Künstlers, der Unmögliches begehrt; wer aber, wie ich, das Glück hatte, ihm persönlich zu nahen, weiß, wie heilig ernst es ihm mit

seinem Träumen und Streben war, und kann auch nie den Eindruck vergessen, den seine Gedichte — auch die sonst unverständlichsten — machten, von ihm selber mit der melodiösesten Baßstimme, die ich je gehört habe, vorgetragen, — vollendet einfach und zugleich mit der weihevollen Würde eines priesterlichen Bittgesangs. Mallarmé gehörte zu denjenigen Franzosen, die von der weltgeschichtlichen Bedeutung des Bayreuther Meisters so bewußt überlegt durchdrungen sind, wie nur wenige Deutsche; niemals habe ich schöner über Richard Wagner reden hören als von diesem Dichter, der ihn unmittelbar neben Homer und Äschylos stellte und in seinem Sonett *Hommage* ihn einen Gott nennt:

Le Dieu Richard Wagner irradiant un sacre
Mal tû par l'encre même en sanglots sibyllins.

Seinem eigenen Dichten erwuchs aus dieser Begeisterung ein Unheil; denn, von der Vorstellung eines Gesamtkunstwerkes beherrscht, suchte nunmehr der Nichtmusiker dem bloßen Worte eine magische Gewalt zu verleihen, dank welcher es auf Gesicht und auf Gehör mit sinnlicher Kraft wirken, Bilder, Farben, verschlungene Tonfolgen heraufbeschwören sollte, — auf welchem Wege er dahin gelangte, den logischen Zusammenhang der Sätze zugunsten dieses erträumten Zaubers zu opfern. Die Nachahmung eines derartigen Bestrebens führt schlechthin zu Narretei; bei Mallarmé dagegen handelte es sich um die geschichtlich bedingte Verirrung einer echten Begabung, die selbst im Irrtume manches geschaffen hat von so unleugbarer und eigenartiger Schönheit, daß es die bewundernde Anerkennung aller zart Besaiteten stets erwecken wird. Man übersehe nicht, daß Mallarmé, ehe er sich dem Zerstören des Hergebrachten widmete, sich in der Jugend mit seinem *L'après-midi d'un Faune* als den anerkannt vollendetsten Meister des französischen Verses unter allen den damaligen *„Parnassiens"* — wie die jungen Puristen sich nannten — erwiesen hatte; nicht also — wie sonst so häufig — aus Mangel an Gestaltungskraft predigte er neue Lehren, vielmehr schwebte dem Formgewandten ein neues Ideal vor, und kein Echter wird sich vermessen, diesem Einzigen nachzustreben. Ein Gedicht wie *Les Fenêtres* bleibt ewig schön: ein armer Kranker, im häßlichen, luftlosen Spitalsaal seinem

Ende entgegen leidend, schleppt sich ans Fenster, um das Abendsonnenmeer des unbegrenzten Himmels zu den Augen einzusaugen; so wendet der Dichter dem Erdenleben den Rücken:

Je fuis et je m'accroche à toutes les croisées
D'où l'on tourne le dos à la vie, et, béni,
Dans leur verre, lavé d'éternelles rosées,
Que dore la main chaste de l'Infini,

Je me mire et me vois ange! et je meurs et j'aime —
Que la vitre soit l'art, soit la mysticité —
A renaître, portant mon rève en diadème,
Au ciel antérieur où fleurit la Beauté!

Nur noch ein Name aus dieser Gruppe der Jungfranzosen sei genannt: Jules Laforgue. Zur Zeit, als ich in Dresden lebte, war er französischer Vorleser bei der Kaiserin Augusta, und als solcher weilte er jedes Jahr monatelang in Berlin, wo ich ihn bei meinen häufigen Reisen dorthin zu besuchen pflegte; abends speisten wir manchmal zusammen, und halbe Nächte brachten wir im Gespräche vertieft unter den Linden zu. Entsprossen einem Vater aus der Gascogne und einer Mutter aus der Bretagne, verkörperte Laforgue das seltsamste Gemisch eines bäuerisch verträumten, „thumben" Nordländers und eines pfiffigen, witzigen, redseligen Südfranzosen; nie bin ich einem Menschen begegnet, der so ganz in einer Welt für sich gelebt hätte — nicht aber infolge weltflüchtiger Vereinsamung, vielmehr weil seine offenen Sinne und sein lebhafter Verstand jeden Eindruck aus einem anderen Winkel aufnahmen als wir Alle; was auch von ihm kam, war zugleich vollkommen natürlich, ja kindlich und zugleich derartig originell als Vorstellung und Gedankengang, daß man sich immer erst hineinleben mußte, ehe man begriff, worauf er hinaus wollte. Diese eigene Welt trat einem schon äußerlich in seiner Amtswohnung im Prinzessinnenpalais entgegen, wo von allen Seiten Selbstverfertigtes — seiner Traumwelt entsprungen — die Augen fesselte: die Stiche an der Wand waren von seiner Hand, das Waschgerät hatte er gemalt, die Stühle waren von ihm gezeichnet — und dies alles ohne jede Anmaßung, als könne es nicht anders sein. In seiner Weltanschauung war er

heiterer Pessimist, gläubiger Skeptiker, feierlich ernst und zugleich beißend ironisch; als Dichter predigte er größte Einfachheit und Rückkehr zum Volksmäßigen, besaß aber einen so subtilen, elliptischen und von einer höchsten Kultur durchdrungenen Stil, daß man auf das Titelblatt seiner Werke immer wird schreiben müssen: *For the happy few!* Bei der Beurteilung der Verse und der Erzählungen, die wir aus seiner Feder besitzen, dürfen wir nicht übersehen, daß Laforgue's irdische Laufbahn nur bis in den Anfang des Mannesalters reichte: die erstaunliche Reife des Urteils und das häufige Vorwalten einer müden, übersättigten, weltflüchtigen Stimmung sind doch nur die Reife und die Stimmung eines mehr ahnenden als wissenden Jünglings; daher der Zauber frühlingshafter Unschuld, der selbst die bittersten Gedanken verklärend umschwebt. Mit zweiundzwanzig Jahren wähnt er sich schon alt und schreibt:

En deuil d'un Moi-le-Magnifique
Lançant de front les cent pur-sang
De ses vingt ans tout hénnissants,
Je vague, à jamais Innocent,
Par les blancs parcs ésotériques
De l'Armide Métaphysique.

In der Tat, die deutsche Philosophie hatte es ihm angetan, und namentlich Hartmann besaß keinen glühenderen Adepten, — wobei jedoch nach meiner Überzeugung der Zauber dieses Gedankensystems sich für Laforgue aus dem einen Worte „das Unbewußte" herleitete, wie auch die Begeisterung für Kant lediglich auf die Entfesselung aus Zeit und Raum zurückzuführen war. In einem Gebet heißt es:

Que votre inconsciente Volonté
Soit faite dans l'Eternité!

Und am Ende:

Non, rien; délivrez nous de la Pensée,
Lèpre originelle, ivresse insensée,
Radeau du Mal et de l'Exil:
Ainsi soit-il!

Nebst einigen dünnen Heftchen von Versen — unter denen ich namentlich *L'Imitation de Notre-Dame la Lune* hervorhebe — hat

uns Laforgue ein Meisterwerk in Prosa hinterlassen, die *Moralités Légendaires:* dieses Werk wird bleiben. In sechs Erzählungen dichtet er hier Mythen und Legenden in der Weise um, daß sie ihm zum Gefäß seiner Weltanschauung, seiner Urteile über Menschen und Dinge, seiner Launen und seines Übermutes dienen, namentlich auch Raum gewähren seiner ätzenden Satire und seinem liebevollen Humor. Die Titel lauten: *Hamlet, Das Rosenwunder, Lohengrin, Salomé, Pan und die Syrinx, Perseus und Andromeda.* Alles an diesem Werke ist Laforgue's Eigentum — sowohl Inhalt wie Form. Es gehört zu meinen liebsten Büchern. Nebenbei gesagt, bezieht sich die hinreißende Schilderung des Aquariums in *Salomé* auf das frühere Berliner Aquarium Unter den Linden, in welchem Laforgue ganze Stunden in Verzückung zuzubringen pflegte; er sagte mir, er fühle sich nirgends so heimisch wie in der Gesellschaft der stillen Seeanemonen, Seelilien, Seeigel und Seepferdchen.

Nun bin ich aber mit den Franzosen vorläufig fertig; denn zu Montaigne gelangte ich erst später, und auch Balzac habe ich damals nur flüchtig — weil übel beraten — berührt; auch möchte ich eilen, den Eindruck zu berichtigen, als hätte ich damals in einer ausschließlich französischen Gedankenwelt gelebt; rückblickend glaube ich vielmehr, in diesem Befassen mit französischer Literatur eine unwillkürliche Gegenwirkung gegen das plötzliche Einströmen des Deutschen von allen Seiten zu erkennen, wie es mir in jenen Jahren in Dresden zuteil ward. Zum erstenmal lebte ich jetzt im Herzen Deutschlands und verkehrte ich ausschließlich mit Deutschen. Drei Festspiele hatte ich schon, ehe ich nach Deutschland zog, in Bayreuth erlebt; in jenen Jahren kam dort einzig *Parsifal* zur Aufführung; als ein guter Kenner dieses Werkes — das ich schon gegen dreißigmal gehört hatte — traf ich in Dresden ein, sonst aber waren mir die Werke Wagner's unbekannt, oder nur in Bruchstücken bekannt; nicht besser stand es bei mir um Mozart, Gluck und Beethoven. In Dresden traf ich es nun in dieser Beziehung besonders günstig; denn nicht allein standen Werke wie *Iphigenie in Aulis, Armida, Fidelio, Freischütz* und *Zauberflöte* beständig auf dem Spielplan, sondern der *Ring des Nibelungen* wurde zum erstenmal und mit vorzüglichen Kräften einstudiert, so daß ich in zahlreich

wiederholten strichlosen Aufführungen jeden der vier Teile der Reihe nach auswendig kennen lernte. Dazu kamen dann in den Jahren 1886 und 1888 die gewaltigen Eindrücke der ersten Bayreuther Aufführungen von *Tristan und Isolde* und den *Meistersingern*.... Für Sie, teurer Freund, genügt diese Andeutung, damit Sie sofort wissen, welche Welt es war, die meine Seele ausfüllte.

Die *gesammelten Schriften* Richard Wagner's besaß ich schon von früher her und war in einigen Teilen nicht ganz unbewandert; doch hatte mir die Muße zu einem eingehenden Studium bisher gefehlt: sobald ich mich genügend gestärkt fühlte, begann ich in Dresden das Versäumte nachzuholen. Ein günstiges Geschick brachte außerdem im Jahre 1887 die Herausgabe des Briefwechsels mit Liszt und 1888 desjenigen mit Uhlig, Fischer und Heine: so wuchs ich dem Verständnis unseres großen Meisters allmählich entgegen, wobei mein naher Verkehr mit den Brüdern Ernst Kietz (dem Maler) und Gustav Kietz (dem Bildhauer) mit ihren traulich echten Erinnerungen — welche von 1842 bis 1882 reichten — eine beständig belebende und bereichernde Anregung gab.

Unter der Fülle dieser Eindrücke und Studien erwachte in mir der Wunsch, der kleinen Gruppe mutiger Franzosen beizuspringen, die sich der organisierten Pariser Hetze gegen Wagner durch Begründung einer *Revue Wagnérienne* entgegenwarf; dringend wurde ich darum gebeten — und es entstanden meine ersten Aufsätze für die Öffentlichkeit. Diesen unreifen Versuchen kommt nur die eine Bedeutung zu: einige talentvolle, literarisch erfahrene Franzosen wurden durch die kleinen Arbeiten auf mich aufmerksam, suchten bei Gelegenheit der Bayreuther Festspiele meine Bekanntschaft und wurden nicht müde, in mich zu dringen, ein Buch über Richard Wagner zu schreiben; meinen Einwand, ich sei nicht Schriftsteller, sondern Naturforscher, ließen sie nicht gelten, vielmehr behaupteten sie, meine Versuche bewiesen eine besondere Begabung nach dieser Richtung hin. Einer der maßgebenden Pariser Literaten, ständiger Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes*, ging sogar so weit, in einem zweistündigen Besuch den ausführlichsten meiner Aufsätze vor meinen Augen zu zergliedern, indem er mich genau erkennen ließ, was daran vorzüglich sei, und, nicht minder überzeugend, was mangelhaft oder schlecht. Er hatte mit Lobes-

erhebungen über die Vortrefflichkeit der Arbeit begonnen, jetzt ließ er mich beschämt erkennen, wie stümperhaft der unerfahrene Botaniker gar vieles zusammengefügt hatte, zugleich, wie leicht es gewesen wäre, diese Verstöße gegen die Harmonie und den logischen Zusammenhang zu vermeiden. Der Kehrreim lautete immer wieder: „Der Schreibende verliere keinen Augenblick den Lesenden aus dem Sinn; ihm gilt ja sein Bemühen!" Wenngleich ich nur langsam auf diese Anregungen reagierte, ich glaube doch nicht zu übertreiben, wenn ich ihnen Bedeutung für meine Entwickelung zum Bücherschmied zuschreibe; denn sie weckten Gedanken, schenkten Selbstvertrauen, wiesen Wege.

Diesen ermutigenden Ratschlägen halb unbewußt folgend, suchte ich nunmehr mir Richard Wagner's Schriften und Briefe völlig einzuverleiben; auch war ich bestrebt, mir eine ausreichende Kenntnis der Literatur über ihn zu verschaffen. Mit Namen will ich Sie hier nicht behelligen; schon damals war das Mißverhältnis zwischen Zahl und Bedeutung ein klaffendes; es genüge, wenn ich sage, daß ich mit Heinrich von Stein, Wolzogen und Glasenapp vertraut wurde und daß Nietzsche's *Richard Wagner in Bayreuth* in meinem Gemüt eine Tonart erklingen ließ, die alle diese Studien weihevoll umgab. Nein, einen Namen will ich doch noch nennen, den des Regierungsrates Franz Müller, der bereits im Jahre 1861 ein vortreffliches Büchlein *Richard Wagner und das Musikdrama* (Franz Liszt gewidmet) herausgab, das ich noch heute wegen seiner Schlichtheit und seiner Wärme, namentlich auch der Fülle der Belehrung und Anregung wegen, die der gut belesene Verfasser spendet, Gegnern und Neophyten gern in die Hände lege.

Die ernste Befassung mit Wagner und seiner Kunst führte mich aber bald mit Notwendigkeit über den engeren Kreis hinaus in einen weiteren, nach und nach sich immer mehr erweiternden. Noch in Dresden begann ich mich eingehend mit altdeutschen Sagen und Legenden zu beschäftigen: ohne sie zu kennen, hätte ich mir kein Urteil über Wagner's dichterische Schöpferkraft bilden können. Das *Nibelungenlied* kannte ich schon lange, betrachtete es aber jetzt mit ganz anderen Augen; *Gottfried von Straßburg* wurde mein dauerndes Entzücken; ich gehöre zu den nicht sehr zahlreichen Leuten, die Wolfram's *Parzival* Vers für Vers gelesen haben; von hier aus

gelangte ich rückwärts zur *Edda* und zu Grimm's *Deutsche Heldensagen,* nahm auch die verschiedenen Bändchen von Wilhelm Hertz durch. Auf diesem Wege konnte die Bekanntschaft mit Gaston Paris nicht ausbleiben; ich gewann einen Begriff von den französischen Troubadours und studierte Léon Gautier's *Epopées françaises;* mit einigem Widerstreben lernte ich sogar Malory's *King Arthur* kennen. Bei jeder derartigen Beschäftigung entsteht ein so unabweisbares Bedürfnis nach Vor- und Rückblicken, nach anknüpfender Verbindung mit einem Ganzen, daß selbst der Widerspenstige sich zu Literaturgeschichten bequemen muß: ich erwählte mir Vilmar und ergänzte diesen durch Scherer's *Deutsche Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert* sowie durch Öser's *Deutsche Poetik.* Wichtiger war es jedoch, daß ich zu Schiller gelangte und alle seine Aufsätze ein erstesmal studierte. Hierdurch war der Geschmack für Weiteres geweckt, und ich gewann jetzt die erste Berührung mit Luther — bezeichnenderweise eine rein menschliche, indem ich ausschließlich seine Lieder, seine Briefe und seine Gespräche kennen lernte. Ob mit oder ohne Zusammenhang die Anregung entstand, auch die englischen Dichter besser kennen zu lernen, weiß ich nicht: nebst Shakespeare, den ich in dieser Zeit fast täglich las, wandte ich mich besonders zu Milton, dann aber auch zu den Neueren — Wordsworth, Coleridge, Shelley, Byron, Keats und wie sie alle heißen. Auch De Quincey, der einen dauernden Einfluß — namentlich auf meine Begriffe von Stil und Buchkunst — gewinnen sollte, trat jetzt zum erstenmal in mein Leben ein. Ein Letzter sei erwähnt: Walter Pater, einer der stärksten „Anreger" zu neuen Studien und Gedanken.

In diese Jahre der unfreiwilligen Muße, der „stockenden Gegenwart", die mir das Gemüt oft schwer bedrückte, strahlte ein freundlicher Sonnenblick hinein, als ich unvermutet etwas entdeckte, worauf kein Arzt verfallen war: daß nämlich abstraktes Denken mich nicht in der selben Weise wie die Beschäftigung mit greifbaren Tatsachenreihen ermüde, mir vielmehr Erholung bringe und beruhigend auf das Gemüt wirke. Zunächst war es mein alter Freund, die *Geschichte des Materialismus* von Friedrich Albert Lange, der mein sehnendes Hirn beschwichtigte. Dann nahm ich Weber's *Philosophie Européenne* vor, ein Buch, das ich in der Folge mehr

als einmal durcharbeitete. Nunmehr zog es mich aber gewaltig zu den großen Meistern hin, und da war denn Immanuel Kant bald zur Hand! Zwar hatte ich die *Reine Vernunft* und die *Prolegomena* mitten unter meinen physiologischen Arbeiten bereits mit Eifer studiert; doch fehlten damals gar sehr die Geistesruhe und die Serenität, ohne welche es schwerlich je gelingen kann, diesen Gedankengängen bis in die Tiefe zu folgen; beides stand mir jetzt zur Verfügung. Die erneute Beschäftigung — vermehrt um die übrigen Hauptkritiken — förderte mein Verständnis um ein Bedeutendes. Noch wichtiger für jene Zeit war es aber, daß ich auf diesem Wege auch zu Plato gelangte, den ich bisher nur aus Geschichten der Philosophie gekannt hatte. Mit Zuhilfenahme Schleiermacher's versenkte ich mich jetzt in das systematische Studium der Lehren des göttlichen Hellenen, an dessen Hand ich seitdem gewandert bin. Zu den glücklichsten Augenblicken meines Lebens zähle ich die in der kleinen Dachstube der Reichenbachstraße zu Dresden — gemietet, damit ich Jedem unerreichbar bleibe —, und genau erinnere ich mich des Tages und der Stunde, wo ich plötzlich empfand: jetzt erblicke ich Welt und Menschen durch Plato's Augen! Mir war zumute, als hätte im Hirn selbst plötzlich eine Umlagerung stattgefunden; ich wußte, daß ich kein „Buch" las, keinem „Gelehrten" lauschte, sondern an mir selber eine Neugeburt erfahre, bewirkt durch die Geistestat eines gottgegebenen Mittlers. Wie der Inder Çankara bemerkt: eine derartige Erkenntnis ist ebenso „unfliehbar" wie „unsuchbar"; die innere Umwandlung kann niemals rückgängig werden, weil sie das ganze Gewebe des Denkens und Fühlens erfaßt und umgebildet hat.

Gewiß war es diese Umwandlung, welche plötzlich die Sehnsucht nach dem aroindischen Denken in mir wachrief. Durch Schopenhauer — in dessen unvergleichlich anregungsreichen Schriften ich schon seit einigen Jahren häufig gelesen hatte — mag ich zuerst auf die Inder aufmerksam gemacht worden sein; dieser Eindruck wurde nun durch Stellen in Wagner's Briefen und den Hinweis auf sein beabsichtigtes indisches Drama *Die Sieger* erneut und bestärkt; den letzten Anstoß gab Heinrich von Stein's meisterliche Besprechung von Deußen's *Philosophie des Vedanta;* da ich jedoch an dieser systematischen Darstellung eines unsystematischen Den-

kens kein Genüge fand — was der Verfasser auch keineswegs bezweckt —, verschaffte ich mir die beiden Bände der *Sacred Books of the East,* in denen Max Müller zwölf Haupt-Upanishads in englischer Übersetzung, mit ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen versehen, bringt. Aufrichtig gestehe ich, im Anfang wenig oder nichts verstanden zu haben; manchmal beschlich mich die Vorstellung, ich hätte es mit Tollhäuslern zu tun; Max Müller — der rührige Philolog — besaß nicht die Geistesanlage, die zur Vermittelung dieses Denkens vonnöten gewesen wäre; denn hier handelt es sich fast ausschließlich um letzte Dinge, und gerade die letzten Dinge entgehen diesem Gelehrten. Zum Glück hielt mich ein unerklärlicher Instinkt — trotz meiner starken Vorliebe für Klarheit — an den Upanishads fest, und bald war der rechte Platz für sie gefunden: auf dem Tisch am Bette; löschte ich das Licht aus — die rätselvollen Gedanken bevölkerten die Finsternis und umgaben mein Einschlafen; auf diesem Wege wurden sie mir vertraut und teuer. Um eine genauere Vorstellung des historischen Zusammenhanges dieser merkwürdigen Erzeugnisse des Menschengeistes zu gewinnen, studierte ich Barth's *Religions de l'Inde,* ein trocken wissenschaftliches, doch zuverlässig belehrendes Buch. Damit nicht genug, betraf mich zu jener Zeit noch ein besonderer Glücksfall, indem Ende 1887 Leopold von Schroeder's vorzügliches und in seiner Art einziges Buch *Indiens Literatur und Kultur* erschien und mir somit die denkbar beste, allgemein umfassende Übersicht über das geistige Leben Indiens in einem Augenblick zu Händen kam, wo mich der Gegenstand einnahm und ich die volle Muße genoß, die ein derartiges Studium erfordert. Unvergessen bleiben mir die schönen Herbsttage auf einem Berge in Deutsch-Böhmen, wo mir dieser Genuß zuteil ward und ich den mir damals unbekannten Verfasser lieb gewann. Durch Schroeder's Buch angeregt, griff ich jetzt auch zum *Rigveda* und begann die indischen Dichter zu beachten; namentlich erinnere ich mich, die Theaterstücke von Bhavabhuti, Kshanuçvara, Çudraka gelesen zu haben sowie die bekannten Übersetzungen von Rückert. Nie habe ich den Versuch unternommen, Sanskrit zu lernen, doch las ich eine Grammatik dieser Sprache durch und nahm dann, hierdurch angeregt, des amerikanischen Philologen Whitney's *Leben der*

Sprache sehr gründlich in die Arbeit und nachher de Sacy's *Principes de Grammaire générale.*

So sahen die Anfänge der indischen Studien aus, die mich viele Jahre hindurch beschäftigen und einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung meines Geistes gewinnen sollten.

Erwähnenswert ist vielleicht, daß ich während dieser Jahre die Galerien in Dresden und in Berlin fleißig besuchte, bis ich sie in fast allen ihren Teilen gleichsam auswendig kannte. Außer dem Gebrauch der ausführlichen Kataloge stellte ich allerdings wenige kunsthistorische Studien an, doch nahm ich Lübke — mir von früher her vertraut — nochmals gewissenhaft durch, studierte Michiel's *Peintres Flamands,* da mich damals die Niederländer besonders anzogen, sowie Fromentin's entzückendes *Maîtres d'autrefois* und las gern und viel in Vasari. Auch zum Studium der Musikgeschichte fand ich in Dresden Anregung genug und ergänzte darum meine aus Brendel geschöpften Kenntnisse (vergl. S. 206) jetzt durch Ambros und Langhans. Und wie es mir schon früher ergangen war, rief ein Geschichtsstudium die Lust nach dem anderen wach: zum erstenmal in meinem Leben las ich Weltgeschichte — die zwar nicht geniale, aber brauchbare von Weber; von diesen Schemen ermüdet, flüchtete ich schleunigst zu Froissart's *Chroniques* zurück, seit Jugendjahren mir vertraut; griff wieder zu Motley's *Dutch Republic,* das ich nie müde werde zu lesen, und nahm schließlich Michelet's *Révolution Française* durch. Von dieser Verherrlichung bestialischer Greueltaten wandte ich mich zu meiner ersten eingehenden Befassung mit den vier Evangelien, die ich durch Renan's *Vie de Jésus* ergänzte.

Von Dresden darf ich nicht scheiden, ohne Ihnen erzählt zu haben, daß ich mir hier zum erstenmal einen sogenannten „vollständigen Goethe" zu eigen erwarb: es war die schön gedruckte Cottasche Ausgabe von 1857. In Wirklichkeit ist sie keineswegs vollständig; denn abgesehen von Briefen und Tagebüchern, die nicht in Frage kommen, enthält sie nur Bruchteile der naturwissenschaftlichen Arbeiten, und auch gar manches Literarische aus dem Nachlaß war damals nicht zugänglich. Immerhin bedeutete dieser Besitz eine erfreuliche Erweiterung meines Goetheschen Horizonts. Zwar blieb zunächst manches von mir unbeachtet; der Umfang er-

schreckte mich; hauptsächlich hatte ich es auf Vertiefung in die Dramen und auf die mir — bis auf *Werther* — noch unbekannten Romane und Schilderungen aus dem eigenen Leben abgesehen. Meinem höchst gebildeten, liebenswürdigen Dresdner Buchhändler, Herrn R. von Zahn, dem ich auch sonst vielfache Förderung verdankte, bin ich es schuldig, daß ich zugleich mit jener Erwerbung ein Bezieher der großen *Weimarer Ausgabe* in allen ihren vier Teilen wurde, die im Jahre 1887 zu erscheinen begann. Es bildet dies einen fast geheimnisvollen Vorgang; denn meine Mittel waren beschränkt, und mein Begriff von Goethe war noch sehr unreif; Zahn redete aber unablässig auf mich ein, und die Folge ist gewesen, daß ich diese monumentale Ausgabe gleichsam auf Abzahlung erhielt und außerdem den unschätzbaren Vorteil genoß, die nach und nach erscheinenden Bände aus den verschiedenen Arbeitsgebieten des einzigen Mannes ohne Hast und ohne die drückende Vorstellung einer ungeheuren zu bewältigenden Masse kennen zu lernen: diesem Umstande danke ich es, mühelos in die Kenntnis Goethe's hineingewachsen zu sein.

Schon im Sommer 1888 hatte ich begonnen, meine Kräfte von neuem an der Naturwissenschaft zu versuchen, und erwählte zu diesem Behufe zunächst die Hauptwerke Darwin's, von denen ich nur den *Ursprung der Arten* gut kannte, sowie die Schriften Huxley's, für welche ich seither eine besondere Vorliebe behielt: ist er doch der geistvollste und kultivierteste unter den englischen Naturforschern unserer Zeit. Von da aus schlug der Weg wieder auf die Botanik zu, und bald war ich so weit, mich an praktischen naturwissenschaftlichen Arbeiten zu versuchen. Diese stille Beschäftigung mit der Natur stimmte harmonisch zu der Versenkung in Plato und die Inder und zu der anhebenden Zauberwirkung der Gegenwart Goethe's. Die Kräfte nahmen zu, und so beschloß ich, nach Wien zu ziehen, um unter der Leitung Julius Wiesner's meine physiologischen Arbeiten wieder aufzunehmen. Der Umzug fand im Herbst 1889 statt.

*

Bei den vier Dresdener Jahren habe ich mit einiger Ausführlichkeit verweilt und mich nicht enthalten, viele Bücher zu nennen, die zu der Gruppe „weniger als Bücher" und auch einige, die zu der Gruppe „mehr als Bücher" gehören; ich tat es, weil ich der Meinung bin, daß in diesen vier Jahren der Grund gelegt wurde zu meiner ganzen weiteren Geistesausbildung: fortan waren die Fesseln des Fachstudiums — trotz aller redlichen Versuche, mich wieder hineinzubegeben — doch für immer zerrissen, und Wege waren angetreten, die auf verschiedenen Gebieten nicht zu hauttiefer Vielwisserei, sondern zu gründlichen Kenntnissen an der Hand fähigster Fachmänner und hoher Geister führen mußten. Wiedergewonnene Gesundheit, wachsendes Selbstvertrauen, anregende Beziehungen, auffordernde Aufgaben — dies alles führte nach und nach zunehmende Erweiterung herbei, und wollte ich die zwanzig Jahre in Wien nach der selben Methode behandeln wie die vier in Dresden — ich würde ins Unübersehbare geraten, und dieser Brief würde eine Art Bücherlexikon werden. Was die Naturwissenschaften anbetrifft, habe ich einiges wenige in dem Brief an unseren gemeinsamen Freund und Lehrer Uexküll erzählt; in bezug auf die anderen Fächer genüge es zu sagen, daß ich die angetretenen Wege rüstig weiterschritt: die französische Literatur, die englischen Dramatiker und Lyriker, die deutschen Klassiker in Wort und Ton — allen voran das leuchtende Dreigestirn Goethe, Beethoven, Wagner —, der Kopernikus des Menschendenkens Kant, sein Bahnbrecher Plato mit allem, was zu diesen beiden lebendige Beziehung besitzt, die Weltanschauung der Brahmanen, das Wesen der Sprache und des Stils, Geschichte — namentlich überall, wo sie, sei es das Einzelne, seien es die allgemeinen Zusammenhänge durch schöpferische Gestaltung sichtbar zu machen versteht —, die Erscheinung Jesu Christi sowie die Geschichte der auf ihn sich beziehenden Dogmen und Kirchen .... alle diese in Dresden ergriffenen Studien haben mich auch fernerhin erfüllt, alle enthielten in sich den Keim zu bildender, beglückender Erweiterung, einzig beschränkt durch die enge Begrenzung der Kraft und die geringe Zahl der verfügbaren Jahre. Diese verschiedenen Studienreihen konnten natürlich nicht alle zugleich im Vordergrunde stehen: es wechselten die Jahre und auch die Tage, doch ward ich überall heimisch genug, um auch nach längerer Unterbrechung so-

fort unschwer wieder anzuknüpfen, und nichts wurde so anhaltend vernachlässigt, daß es in Vergessenheit geraten wäre. Der Wechsel mag wohl ein Bedürfnis und insofern ein Gesetz meiner Geistesanlage gewesen sein, außerdem wurde er mir aber durch die Verschiedenheit der Aufgaben, die das Schicksal mir stellte, zur Pflicht gemacht. Statt einer — dank meinem Tagebuch — möglichen, aber unerquicklichen Bücherliste möchte ich Ihnen darum nur eine kurze andeutende Gliederung dieser Jahre nach der Verschiedenheit der vorwiegenden geistigen Beschäftigung geben, begegne aber, sobald ich dies unternehme, der Schwierigkeit, daß die Epochen einander nicht ablösend folgen, vielmehr übereinandergreifen und dadurch ein Gewebe bilden, das zerrissen wird, sobald man die Teile zu einer Aufeinanderfolge geradlinig umzubrechen unternimmt.

Zunächst überwogen in Wien die botanischen Studien alle anderen, doch währte es nicht lange, und sowohl körperliches Unbehagen wie geistige Sehnsucht forderten gebieterisch Erweiterung; schon der Sommer des Jahres 1890 sah mich mehr denn je in Kant vertieft, dessen *Kritik der reinen Vernunft* ich jetzt erst glaubte recht erfaßt zu haben (vergl. S. 123). Inzwischen wurde ich in Bayreuth immer heimischer, und es wuchs der Wunsch, meine Kräfte dem Dienste dieser Sache zu widmen: ich begann für die *Bayreuther Blätter* zu schreiben; namentlich aber wirkten in entscheidender Weise die zahlreichen Vorträge, die ich im neuen Wagnerverein zu Wien in den Wintern 1891—1892 und 1892—1893 hielt — denn wer lehren will, sieht sich genötigt, gründlich zu lernen. Den Höhepunkt bildeten die Jahre 1894—1895, welche der Hauptsache nach der Ausführung meines ersten größeren Buches, *Richard Wagner,* gewidmet waren. Über Wagner und Bayreuth schrieb ich noch häufig, und jedes solche Schreiben bedingte erneute Studien; doch habe ich niemals wieder die Muße besessen, mich mit solcher Inbrunst wie dazumal in diese Welt zu versenken, und die Flut der sogenannten Wagner-Literatur blieb von mir fortan unbeachtet. Dagegen beanspruchte vom Winter 1895 ab — sofort nach Erscheinen meines Wagnerbuches — die Pflanzenkunde von neuem eifrige Hingabe: es entstand meine Dissertation über den aufsteigenden Saft der Pflanzen und eine unveröffentlicht gebliebene Überschau über die gesamte diesen Gegenstand behandelnde Literatur.

Auch in den Folgejahren schwand die Naturwissenschaft in ihren verschiedensten Zweigen nie aus dem Vordergrund der mich beschäftigenden Studien und Gedanken: meine *Grundlagen,* mein Kantbuch und mein Goethebuch bezeugen es — und sofort nach Vollendung des letzteren unternahm ich meine lange geplante *Einführung in die Natur,* die zu vollenden mein heißer Wunsch wäre (vergl. S. 148 fg.). Greife ich aber nun zurück in die Mitte des vornehmlich Richard Wagner gewidmeten Zeitabschnittes, so zeugt mein Tagebuch von einer selten unterbrochenen Beschäftigung mit dem indischen Denken, namentlich seitdem im Anfang des Jahres 1894 ein heftiger Gichtanfall mich ans Bett gefesselt und mir die Muße verschafft hatte, mich in Çankara's *Sutras des Vedanta* anhaltend zu vertiefen. Hierdurch ward eine Hochwelle indischer Studien veranlaßt, begünstigt durch die im Laufe der Jahre erfolgenden neuen Veröffentlichungen Paul Deussen's; eine Flut, die in der Folge bisweilen stieg — wie zur Zeit (1905), als ich meine kleine Schrift *Arische Weltanschauung* verfaßte, manchmal dagegen bis fast zum Nullpunkt herabsank. Als Gegensatz zu dieser Befassung mit dem abgezogensten Denken fand die einstens in Florenz begonnene, dann — wie Sie gesehen haben — in Dresden und Berlin fleißig fortgesetzte Beschäftigung mit bildender Kunst in den reichen Wiener Sammlungen neue Nahrung; gerade zu den Zeiten der stärksten Arbeitsleistungen pflegte ich, mehrmals wöchentlich, meinen Geist durch den Anblick schöner Bilder zu erquicken: kurze Besuche, die mich aber durch ihre häufige Wiederholung mit den Werken vertraut machten. Diese Beschäftigung zieht sich durch die ganzen Wiener Jahre hindurch, durch gelegentliche Reiseeindrücke bereichert, und ist mir auch seitdem, im abgelegenen Bayreuth, ein Gemütsbedürfnis geblieben, dem ich auf eine oder die andere Weise Nahrung zuzuführen suche.

Was die eigentlich geschichtlichen Studien anbetrifft, so lieferten sie in den ersten Wiener Jahren den Stoff für die Abendlektüre nach getaner Tagesarbeit, nahmen aber plötzlich einen großen Aufschwung, als ich im Februar des Jahres 1896 von dem Verlag Bruckmann den Auftrag erhielt, ein Buch über das neunzehnte Jahrhundert zu schreiben. Die in den Anmerkungen zu den *Grundlagen* genannten Werke umfassen nicht entfernt alles, was ganz

oder teilweise zur Kenntnis genommen wurde. Denn jetzt setzte eine Zeit anhaltender Arbeit unter Hochdruck ein, die bis an das Ende meines Wiener Aufenthaltes und darüber hinaus, etwa fünfzehn Jahre, währte: ein Mann, der über seine Tage frei verfügt und sie ohne jeden Abzug den selbstgestellten Aufgaben widmet, kann an Studien mehr leisten, als man für möglich halten sollte. Freilich gehört dazu ein Instinkt für das Gute, das Abweisen alles Minderwertigen, und bewußt planmäßige Beschränkung. Eines Tags, als ich bei meinem hochverehrten Freunde Julius Wiesner über die Unmöglichkeit klagte, den Fortgang der Naturwissenschaften mit einiger Genauigkeit zu verfolgen, warf er ein: „Das kann ja nicht einmal der Fachmann! Was mich bei Ihnen in Erstaunen setzt, ist, daß Sie fast immer von dem Bedeutendsten Kenntnis haben, und zwar aus den Originalwerken; wie Sie das anfangen, ist mir unbegreiflich.“ Vielleicht hatten Zufälle mitgewirkt und Wiesner eine allzu günstige Meinung beigebracht? Doch den Kern hatte der kluge Mann, wie gewöhnlich, getroffen: auf allen Gebieten war ich immer bestrebt, zu den Quellen aufzusteigen und zog stets ein noch so schwieriges und vielleicht mir nicht in allen Teilen verständliches Fachwerk jeder popularisierenden oder verallgemeinernden Darstellung vor. Der Begriff der „Geschichte“ erweiterte sich vor meinem Geiste immer mehr und umfaßte außer Rechtsgeschichte und Kirchengeschichte, außer Geschichte der Wissenschaften, der Philosophie, der sozialen Verhältnisse usw. auch noch in besonderem Grade die Spezialgeschichten einzelner Tätigkeiten, Fächer, Gebiete usw.

Wie gesagt, hier Bücher aufzuzählen, wäre mit dem Begriff eines Briefes unvereinbar; aber vielleicht vermittelt es Ihnen eine lebhafte Vorstellung meines Tagewerkes, wenn ich einige Seiten meines Tagebuches aus dem Zeitraum der *Grundlagen* abschreibe, wobei ich bemerke, daß Bücher, in denen nur gelegentlich geblättert wurde, nicht genannt sind, sondern nur solche, in denen ich regelrecht studierte. An dem einen Tage finde ich angemerkt:

Mommsen: *Römische Geschichte;*
Leist: *Graeco-italische Rechtsgeschichte;*
Arndt: *Pandekten;*

Holland: *Jurisprudence;*
Savigny: *Römisches Recht im Mittelalter;*
Ihering: *Zweck im Recht.* —
Cicero: *Briefe.* —
Augustinus: *De civitate dei;*
Döllinger: *Heidentum und Judentum.* —
(Abends vorgelesen) La Bruyère: *Caractères.*
(Im Bett) Dickens: *Pickwick.*

Am folgenden Tage heißt es:

Mommsen: *Römische Geschichte;*
Dionysius von Halikarnaß: *Urgeschichte der Römer;*
Ranke: *Weltgeschichte;*
Becker: *Weltgeschichte;*
Bossuet: *Histoire universelle;*
Gibbon: *Decline und Fall.* —
Arndt: *Pandekten.* —
Döllinger: *Heidentum und Judentum.* —
Cicero: *Briefe.*
(Abends) Hinde: *The Congo Arabs.*
(Im Bett) *Revue anthropologique.*

Am ersten dieser beiden Tage war außerdem acht Stunden lang an den *Grundlagen* geschrieben worden, am zweiten mehrere Stunden.

Aus einer anderen Periode des Entstehens der *Grundlagen* berichtet das Tagebuch von einem Tag:

Josephus: *Geschichte der Juden;*
Döllinger: *Die Juden in Europa;*
Wahrmund: *Das Gesetz des Nomadentums;*
Drumont: *Le testament d'un Antisémite.* —
Zittel: *Die Bibel;*
Paul Grade: *Erlebnisse eines Dorfpfarrers.* —
Voltaire: *Sur la façon d'écrire l'histoire.*
(Abends vorgelesen) Goethe: *Die natürliche Tochter* Akt I,

außerdem *Urworte, Bedenklichstes, Naturphilosophie* und einige andere Gedichte.

(Im Bett) Diderot: *La Religieuse.*

Zur Ergänzung teile ich noch zwei Tage aus der Zeit der Arbeit am Kantbuch mit:

Giordano Bruno: *Summa terminorum metaphysicorum, Sigillus sigillorum, De lampade combinatoria, De umbris idearum, De triplice minimo;* dazu Bartholmèß: *G. Bruno,* vol. II, 263—328. — Plotin: *Aeneaden;* Aristoteles: *Physik.* — Herder: *Ideen* (Buch 4 und 5 annotiert); Kant: *Die zwei Rezensionen über Herder's Ideen.* — (Abends vorgelesen) Goethe: *Briefwechsel mit Zelter.* (Im Bett) Goethe: *Maskenzug 1818.*

Ein Jahr später finde ich folgenden Tag:

Plato: *Timaeos* und *Philebos* (griechisch und in den Übersetzungen von Jowett, Burges, Schleiermacher, Cousin und Martin); Ribbing: *Plato;* Natorp: *Plato's Ideenlehre.* — F. J. Schmidt: *Kant-Orthodoxie.* — C. E. v. Baer: *Darwinismus* (meine Notizen durchgearbeitet). — (Abends vorgelesen) Goethe: *Italienische Reise;* Grimm: *Märchen.* (Im Bett) Goethe: *Gespräche* (Bd. 8 v. Biedermann beendet).

An dem ersten der beiden genannten Tage wurde zweidrittel Seite geschrieben, an dem zweiten lediglich Titelblatt und Kernspruch zum Plato-Vortrag. Indem ich in meinen Tagebüchern blättere, merke ich wohl, daß ich von der Mannigfaltigkeit der Lektüre durch solche einzeln herausgegriffenen Beispiele keine rechte Vorstellung zu geben vermag; immerhin mögen diese Aufzeichnungen Ihnen andeutend nahe bringen, in welcher Weise ich meine Tage geistig auszufüllen pflegte. Und so ging es auch weiter, bis der Krieg ausbrach, der mich in Kirchenväter und zugleich in allerneueste Physik und Chemie vertieft fand.

Ein einziges bleibt mir noch, um diesen Brief, der übermäßige Ansprüche an Ihre Geduld stellt, glücklich zu Ende zu führen: nämlich, einige Betrachtungen denjenigen unter den Büchern, „die

Bücher sind", zu widmen, die — weil solche Bücher als Kunstwerke außerhalb aller Bedingnisse stehen — mir, nachdem ich die Ruhe der Reife erreicht hatte, nie mehr von der Seite wichen, so daß sie — aller Zeitlichkeit enthoben — dauernde Genossen der wechselnden Jahre blieben.

*

Über Montaigne zu reden, ist Verlegenheit, weil so viele Männer von Bedeutung es seit drei Jahrhunderten getan haben; lassen Sie mich also nur kurz andeuten, welche Eigenschaften es waren, die mich mit nie nachlassender Kraft zu diesem Künstler hinzogen, so daß ich ihn im engeren Sinne des Wortes zu denen rechnen muß, denen meine Persönlichkeit die Besonderheit ihrer Ausgestaltung verdankt, was zugleich diejenige meiner Schriften bedingt hat. Ich unterscheide zweierlei: die geistig - sittliche Persönlichkeit Montaigne's, die mich wie wenige einnimmt, und die Gaben des Schriftstellers, die mich unerschöpflich zu Begeisterung hinreißen.

Wenn er schreibt: „*J'aime mieux forger mon âme que la meubler*" — lieber will ich mit dem Schmiedehammer meine Seele gestalten, als daß ich sie mit herbeigeschlepptem Gerät ausstaffiere —, so verleiht Montaigne meinem eigenen Lebensideal entsprechenden und zugleich genialen Ausdruck. Ebenso verhält es sich mit seiner Auffassung der Bedeutung dessen, was wir Menschen „Wissen" zu nennen belieben, das er lediglich als Mittel zum Zweck und nie als Zweck an sich zu schätzen erlaubt: „*La peste de l'homme, c'est l'opinion de savoir*" — die schlimmste Erkrankung des Menschengeistes ist der Wahn, er besitze Wissen. Darum heißt es auch: „*Je ne traite d'aucune science, que de celle de l'inscience*" — von keiner Wissenschaft handle ich, außer von der des Nichtwissens; was er an anderer Stelle durch die feine Bemerkung ergänzt, nur der Fachmann kenne die Dunkelheit, die seine Wissenschaft umgebe, und es bedürfe einer besonderen Entwickelung der Verstandeskraft, damit der Mensch aufmerksam werde, was er alles nicht wisse. Vielleicht erinnern Sie sich des Abschnittes in meinen *Grundlagen* über das exakte Nichtwissen? Bezeichnend ist es — und für mich sehr belehrend —, daß niemals ein Mensch auf die Tragweite dieser

Ausführungen hingewiesen hat; das wollen die Leute nicht hören; wir alle sind trunken vom Wissenswahn. Daher die Berechtigung des herrlichen Wortes Montaigne's: *„Il nous faut abêtir, pour nous assagire“* — wir müssen verdummen, um gescheit zu werden. Sonst nämlich führt gerade unser Wissen zur Zerstörung aller uns von der Natur mitgegebenen Keime wahrer Weisheit: das traurigste Beispiel umgibt uns Heutige von allen Seiten in der Verblödung der Massen durch Ernst Haeckel, dem es an Wissen nicht fehlte, wohl aber an jedem Sinn für die Nacht unseres Unwissens. Handelte es sich nun bei dieser Kritik des Wissens um die Lehren eines fanatischen Mönches, der uns zur *sacra ignorantia* bekehren wollte, so würde die dahinter verborgene Absicht Mißtrauen einflößen; hier redet aber der Skeptiker, der Vernichter der Scholastik, der Urheber derjenigen Geistesrichtung, die zu Voltaire hinführte! Des Wissens wegen legt er das entscheidende Gewicht auf die Kritik des Wissens, und ist insofern ohne Frage — er und nicht Descartes — der eigentliche Vater der in Kant gipfelnden kopernikanischen Umwandlung und Neugeburt der Erkenntnis. Das Aufräumen mit allen Unsinnigkeiten der angeerbten Dogmen bildet sein Hauptanliegen: *„Qui fagoterait suffisamment un amas des âneries de l'humaine prudence, il dirait merveilles“* — wer befähigt wäre, die Eseleien menschlicher Weisheit zu einem Bündel zusammenzubinden, der würde Wunder und wilde Märe zu erzählen haben.

Von dieser Andeutung des objektiven Standpunktes Montaigne's springe ich hinüber zu einer ebenso gedrungenen Andeutung seines subjektiven Verhaltens: das eine bildet die harmonische Ergänzung des anderen.

Das Wort Bescheidenheit langt keineswegs einem Montaigne gegenüber. Er weiß es wohl: *„On peut être humble de gloire“* — man kann aus Eitelkeit demütig sein; auch in dem Urteil über sich selber soll jeder aufrichtig wahr sein, und einen Cäsar lasse man sich kecklich den größten Heerführer aller Zeiten nennen. Es handelt sich für Montaigne um eine innere Richtung des Gemütes. Von sich sagt er: *„Il est bien difficile, ce me semble, qu'aucun autre s'estime moins, voire qu'aucun autre m'estime moins, que ce que je m'estime: je me tiens de la commune sorte, sauf en ce que je m'en tiens“* —

schwerlich dünkt mich, kann sich ein anderer Mensch geringer schätzen, ja, schwerlich kann ein Anderer mich geringer schätzen, als ich mich selber schätze: nach meinem Urteil gehöre ich dem allgemeinen Haufen an, bis auf den einen Punkt, daß ich nämlich so über mich urteile. Hieraus folgt Mißtrauen in die eigene Kraft und ein Erstaunen über die eigenen Leistungen: *„Je n'ai point mes moyens en propositions et par état, et n'en suis instruit qu'après l'effet; autant douteux de moi, que de toute autre chose. D'où il advient, si je rencontre louablement en une besogne, que je le donne plus à ma fortune qu'à force; d'autant que je les desseigne toutes au hazard et en crainte"* — meine Mittel liegen nicht vor mir ausgebreitet, wie bei einem Mann von Beruf, und weiß ich nicht eher, was ich kann, als bis ich es geleistet habe, denn nicht weniger als an allen anderen Dingen zweifle ich an den eigenen Kräften; daher, wenn mir einmal eine Aufgabe gelingt, schreibe ich es dem Glück mehr als dem eigenen Vermögen zu; und zwar um so mehr, als ich beim Entwerfen zufällig und zaghaft verfahre. „Nie", sagt er, „habe ich etwas geleistet, was mich vollkommen befriedigt hätte, und das Lob Anderer zahlt mich nicht. Mein zarter und anspruchsvoller Geschmack richtet sich namentlich gegen die eigenen Leistungen: immerfort bin ich geneigt, mich selbst zu verleugnen, und fühle mein eigenes Ich in seiner Schwäche schweben und schwanken." Wozu es ergänzend heißt: „Ich beneide das Glück Derjenigen, die am eigenen Werke Freude und Genugtuung zu genießen verstehen; denn sie besitzen eine Quelle des Vergnügens, die aus dem eigenen Urteil fließt —, besonders, wenn diese Eigenbewertung gesund und hartnäckig beschaffen ist." Diese Demut Montaigne's ist derjenigen Goethe's anzugleichen: Demut vor sich selbst und vor Gott, stolze Unabhängigkeit vor den Menschen. Wie Goethe, so verbietet auch Montaigne jede Selbstrechtfertigung: man tue das Rechte, das Einem Natürliche und gehe unbekümmert seinen Weg. Er empfiehlt, *„de fuire à se justifier, excuser et interpréter"* — fliehe die Versuchung, dich zu rechtfertigen, zu entschuldigen und auszudeuten.... Auch hier wiederum stimmt alles so genau mit meinen eigenen Empfindungen überein, daß ich bei jedem Satz vor Freude aufjauchze, still gehegten Überzeugungen, vom Munde des Genies geprägt, zu begegnen.

Nun aber zu der anderen Quelle der Belehrung und der Bewunderung, die bei diesem einzigen Manne unerschöpflich fließt, zum Schriftsteller! Montesquieu hat hier den Kernpunkt so genau bezeichnet, daß man am besten fährt, wenn man ihn anführt — was ich hier aus dem Gedächtnis tue: „Betrachte ich ein Buch genau, ich erblicke den Verfasser an seinem Tische, wie er schreibend sich abmüht; bei dem einen Montaigne dagegen erblicke ich den Denker in dem Augenblick, wo die Gedanken ihm aus dem Hirn hervorsprudeln". Hiermit wird meines Erachtens ein höchstes Lob ausgesprochen: die Kunst des Schreibens derart meisterlich in der Gewalt zu haben, daß die reine Spontaneität fleckenlos zum Ausdruck kommt. Soweit mein Überblick reicht, halte ich in dieser Beziehung Montaigne für den ersten Schreib-Künstler aller Zeiten. Vielleicht erinnern Sie sich des Wortes Goethe's über sich, er „künstele am Stile, daß er recht natürlich werde"? Nichts ist in dieser Kunst schwieriger als die Übertragung aus dem stets forteilenden Strom des Gedachten, Empfundenen, Erblickten, Geahnten in die Regungslosigkeit des zu Schriftzügen Gebannten, ohne daß auf diesem Wege das Leben zu Tode erstarre, oder wenigstens an Atem- und Bewegungskraft schwere Einbuße leide. Hier ist Montaigne der Meister aller Meister und daher lebenslänglich die Schule für jeden, der gut schreiben möchte. Wie immer bei gipfelnden Erscheinungen, kam auch in diesem Fall zu der außerordentlichen Begabung die außerordentliche Gunst der Umstände. Montaigne, der eine vorzügliche Erziehung genossen hatte und schon als Kind fließend Latein sprach, lehnte die gelehrte Laufbahn der Kirche ab und erwählte die praktische des Gutsherrn und Weltmannes, wodurch er reich an Erfahrung und Urteil wurde; erst als er dem öffentlichen Leben entsagte und sich auf seine Güter zurückzog, nahm er die Feder zur Hand und schrieb zur behaglichen Ausfüllung seiner Muße und um sich selber kennen zu lernen; kaum daß die Vorstellung, es könnten sich Leser einfinden, ihm gelegentlich vorschwebt. Daher denn die vollendete Natürlichkeit: *„Je suis tout simplement ma forme naturelle"* — ich folge ganz einfach der angeborenen Richtung. Zwei sich ergänzende Vorzüge ergeben sich aus diesem Tatbestand: die gewonnene Freiheit des Blickes und die Entfesselung aus aller interessierten Absichtlichkeit. Wer nämlich die Schule des Welt-

verkehres nicht durchgemacht hat, bleibt, wie Montaigne bemerkt, *„tout contraint et amoncelé en soi“* — ganz befangen und in sich selber zurückgestaut —, den Blick auf die Länge der eigenen Nase beschränkt; wessen Handlungen aber noch weltumgarnt sich abspielen, der besitzt nicht den zur schrankenlosen Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit nötigen unabhängigen Sinn. Damit hätten wir die Innenseite — wenn ich mich so ausdrücken darf — der stilistischen Meisterschaft dieses Mannes bezeichnet; die Außenseite bildet — wie nicht anders möglich — eine in ihrer Art beispiellose Beherrschung der Sprachmittel. Bemerkenswert ist, daß wir Luther's berühmtes Wort, um gut deutsch zu reden, solle man auf den Markt gehen und den Leuten aus dem Volk „aufs Maul schauen“, bei Montaigne fast buchstäblich wiederfinden: *„Puissè-je ne me servir que de mots qui servent aux halles!“* Aus der selben Quelle der Kraft schöpfen beide Sprachmächtige; keine Gelehrsamkeit und kein noch so feiner Geschmack vermag sie zu ersetzen. Es kommt aber noch etwas hinzu, was Montaigne in dem Augenblick, als er jenen Satz schrieb, übersah: mit Bewußtsein ergänzt er seinen Sprachschatz aus allen den vielen ihm geläufigen Sonderquellen — so aus der weidmännischen, aus der Sprache der Förster, der Seeleute, der Handwerke und Gewerbe, namentlich auch aus den Dialekten; außerdem scheut er sich keineswegs — wenn das Auszudrückende es erheischt —, dem Lateinischen zu entlehnen. Im Gegensatz zu den Übertreibungen gewisser heutigen Sprachreiniger und in genauer Übereinstimmung mit Goethe, redet er jeder Bereicherung der Sprache, wenn auch aus fremden Idiomen, das Wort: *„C'est aux paroles à servir et à suivre; et que le gascon y arrive, si le français n'y peut aller. Je veux que les choses surmontent, et qu'elles remplissent de façon l'imagination de celui qui écoute, qu'il n'ait aucune souvenance des mots“* — an den Worten ist es zu dienen und dem Gedanken zu folgen; wenn das Französische nicht ausreicht, so greife ich zum Gasconischen; der Gegenstand soll obsiegen und derartig die Phantasie des Hörers ausfüllen, daß er auf die Wörter nicht achtet. Auf diesem Wege nun schuf Montaigne eine reiche, biegsame, kernige, naiv-kräftige französische Sprache, unerschöpflich an überraschenden Ausdrücken, von denen jeder .den oft zarten, schwebenden, schwer zu fassenden Gedanken, wie eine gut gezielte Kugel, genau

ins Schwarze trifft. Zwei Dinge sind für Montaigne, den Schriftsteller, bezeichnend: die außerordentliche Feinheit der Gedankenschattierungen und die verblüffende Prägnanz und Einfachheit der sie vermittelnden Wendungen. Genau an diesem Punkte offenbart sich bei ihm Genie: was Montaigne denkt, denkt Mancher; es auszusprechen und dadurch für alle Zeiten künstlerisch auszugestalten, vermochte nur der Eine.

Ebenso unerhört wie diese Sprache war ihr Schicksal: sie blieb auf den einen einzigen Montaigne beschränkt; vor ihm hatte kein Mensch von ihr eine Ahnung, und er lebte noch, als der unglückselige Malherbe — dem Instinkte der Mehrzahl dieser Nation folgend — die Mumifizierung des Französischen in die Wege leitete, die im Laufe weniger Jahre durchgeführt war und niemals mehr rückgängig gemacht werden konnte. Wohl entwickelte sich eine besondere Sprachvirtuosität in der Überwindung der künstlich errichteten Hindernisse, doch die *„sécheresse“* und die *„uniformité“*, die selbst ein Voltaire beklagend zugeben muß (vergl. die *Epitre à Horace)*, verhinderten, daß je wieder ein Franzose sich naiv geben konnte: mit einem Wort, das Talent hatte das Genie — ich will nicht behaupten unmöglich gemacht, denn Erscheinungen wie Pascal und Rousseau gegenüber wäre das zuviel gesagt —, das Talent hatte aber das Genie genötigt, die gebahnte Straße des Talentes zu wandeln, und ihm alle freie sprachschöpferische Betätigung ein für allemal abgeschnitten. So stand und blieb denn Montaigne allein, ohne Vorgänger und ohne Nachfolger.

Unter seinen Zeitgenossen wäre allenfalls Rabelais zu nennen, doch lernt man an ihm erst recht die einzigen Vorzüge Montaigne's schätzen; denn während dieser die Wörter in seinen Dienst zwingt, damit sie seinem Denken zum Ausdruck verhelfen, schwelgt Rabelais in Anhäufungen erfundener, oft sehr witziger, nicht selten aber grotesker und geschmackloser Wörter, wie in einer Art Wortwahnsinn: er bildet also den Widerpart zu Montaigne. Größere Teilnahme flößen mir die ebenfalls zeitgenössischen Dichter Ronsard und Du Bellay ein, in deren mannigfaltiger Sprache und biegsamen Syntax man das Element erkennt, aus dem Montaigne geschöpft hat; auch hat die Freiheit der poetischen Erfindung und mancher naive Einfall dichterische Schönheiten hervorgebracht, die zu lange

unter der Tyrannei des siegenden Gesetzes verkannt und infolgedessen auch unbekannt geblieben sind, bis sie im 19. Jahrhundert — namentlich auch durch Flaubert — von neuem ans Licht gezogen wurden. Jedoch, es wird nie gelingen, diese Dichter zu wahrem Leben wieder zu erwecken, und zwar einesteils, weil die Künstlichkeit der Anlehnung an griechische und römische Poesie, die absichtliche Entlehnung von Wörtern, die dem Geiste der französischen Sprache unverwandt sind usw., und anderenteils, weil die Eingeschränktheit der Begabung dieser Männer, bei denen die gute Absicht die Genialität weit übertrifft, eine andauernde Wirkung auf folgende Jahrhunderte ausschließt. Von einer Angleichung an den ewig gegenwärtigen Montaigne kann keine Rede sein.

Zum Beschluß noch ein Wort über Montaigne als Buchkünstler. In dem ersten Teil dieses Briefes stellten wir fest, wahre Bücher — d. h. Bücher, die Bücher sind — müßten allen Saft ihres Lebens in sich selber enthalten, keiner Ergänzung von außen her bedürfen, kurz, rein menschlichen Inhaltes sein: indem nun Montaigne sich selber zum Leben gebenden Mittelpunkt und zugleich zum Hochziel seines Schreibens macht, erfüllt er diese Bedingung in vollendeter Weise. Der Mensch und das Buch bilden in diesem Fall ein einziges Wesen, in welchem das Doppelstreben, für das Montaigne den köstlichen Ausdruck prägt, „*naturaliser l'art et artialiser la nature*“, seine Verwirklichung findet: er selber — der lebensvolle, liebenswürdige, tätige und zugleich sinnende Mensch — wird infolge der gestaltenden Tätigkeit dieses Buches gleichsam zu einem Kunstwerk verklärt; dafür ist dieses Buch-Kunstwerk schlackenlos reine Natur. „*Je n'ai pas plus fait mon livre, que mon livre m'a fait: livre consubstantiel à son auteur, d'une occupation propre, membre de ma vie; non d'une occupation et fin tiers et étrangère, comme tous autres livres*“ — nicht mehr habe ich mein Buch gemacht, als mein Buch mich: Buch und Verfasser sind gleichen Wesens, das Buch aus eigenem Triebe, als Glied meines Lebens entstanden, nicht von dritter Seite veranlaßt und fremdem Ziele dienend, wie alle anderen Bücher.

Wollen Sie, lieber Freund, erfahren, was den Ehrennamen eines schönen Buches verdient, leben Sie viel mit Montaigne!

Es liegt nicht in meiner Absicht, Sie durch die Reihe der sogenannten französischen Moralisten hindurch zu schleppen; habe ich sie auch stets zur Hand gehabt und an ihnen gelernt, ich gestehe, meine Bewunderung blieb immer eine mäßigere als sie z. B. Schopenhauer bekennt. Ihr Hauptwert scheint mir in der Bildung des Geschmackes zu bestehen und — für den Schriftsteller — in der Schulung des genauen Sprachausdruckes für jede Gedankenschattierung. Im Gegensatz zum Goten Montaigne wiegt hier das Element der lateinischen Zivilisation entschieden vor: man lernt Maßhalten, Ruhe, Selbstbeherrschung — aber auf Kosten der Tiefe, der Leidenschaft und des Hochschwunges.

Auf einer anderen Ebene, völlig einsam, steht Blaise Pascal, der Franke (vergl. S. 322), der ohne Frage zu den großen Erscheinungen der Menschheit gehört. Pascal hat uns aber, außer der früher erwähnten hinreißenden Streitschrift und außer einer Reihe mathematischer und physischer Arbeiten, kein eigentliches Buch hinterlassen; vielmehr stellen seine berühmten *Pensées* ein Trümmerfeld von Gedanken und Vorarbeiten zu einem unausgeführt gebliebenen Werk vor, von fremden Händen zusammengelesen und so gut es gehen wollte, sinngemäß aneinandergereiht. So gehört denn Pascal in erster Reihe unter die Denker, und was er uns bietet, ist zugleich mehr und auch weniger als ein Buch. Nur verleiht diesem Denker der Umfang seiner Begabung im Bunde mit der Genauigkeit des mathematischen Genies eine derartige, zugleich reiche und feine Sprachbeherrschung, daß der Ausdruck, den er seinen Gedanken verleiht, auch rein „literarisch“ betrachtet, einen nicht leicht zu ermessenden Wert besitzt. Bekanntlich geht Pascal — wie kein zweiter Franzose — von Montaigne aus; die berühmte Unterredung mit M. de Saci zeigt ihn von seinem wenn auch noch so verschieden gearteten großen Vorgänger vollkommen durchtränkt; hier stand aber der Schüler geistig auf der Höhe seines Meisters und schuf nun, sowohl in Anlehnung an, wie im Widerstand gegen ihn, aus dem selben Grundsatz der Sprachbewältigung vollkommen neue Ausdrucksmöglichkeiten, weniger pittoresk, bodenständig, derb und humorvoll als die von Montaigne, dafür bedeutend höher in bezug auf wissenschaftliche Bildung, Glanz und Leichtverständlichkeit. Weil ein Beispiel immer aufleuchtend wirkt, ver-

weise ich Sie auf die Stelle im zweiten Abschnitt der *Pensées*, wo Pascal den Menschen zeigt, zitternd „*entre les deux abîmes de l'infini et du néant*“ — zwischen den beiden Abgründen des Unendlichen und des Nichts: „*Un néant à l'égard de l'infini, un tout à l'égard du néant, un milieu entre rien et tout .... également incapable de voir le néant d'où il est tiré, et l'infini où il est englouti.*“ Sobald der sprachliche Ausdruck für einen Gedanken, wie hier, Vollendung erreicht, bedeutet jeder Übersetzungsversuch eine Änderung und dadurch eine Fälschung des Gedankens — weswegen ich ihn unterlasse.

Im Vorübergehen möchte ich Sie aufmerksam machen, daß Goethe, der von Jugend an die französischen Moralisten fleißig las und in seiner Spruchdichtung vielfach verwertet, auch Pascal genau gekannt haben muß; denn mehr als einer der beinahe unfaßbar subtilen Gedanken des deutschen Meisters machen den Eindruck, aus Pascal weitergesponnen zu sein. Um nur ein Beispiel zu nennen: die für Goethe bezeichnende, nicht leicht zu begreifende Unterscheidung zwischen „sich“ und „sich selbst“ findet sich bei Pascal genau vorgebildet, der in dem Bruchstück der *Pensées*, das die Nummer 260 (in einigen Ausgaben 273) trägt, von „*le consentement de vous à vous même*“ redet.

Zu unserem Gegenstand zurückeilend, gestehe ich Ihnen, daß ich — nach und neben Montaigne — Jean Jacques Rousseau für den bedeutendsten Buchkünstler französischer Zunge halte und ihn überhaupt als genial unbewußten Meister der mühelos vollendeten Form zärtlich verehre. Wer den Stein gegen diesen Mann erhebt, tut es entweder als hartgesottener Heuchler oder aus der Beschränktheit eines unbelehrbaren Philisterherzens. Daß in seinem Falle die Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn sich in so düsteren Farben offenbarte, bildet das tragische Schicksal des überreich und empfindsam Beanlagten und bietet keine Handhabe zu sittlicher Verurteilung. Seit 25 Jahren — wo ich durch Versenkung in seine *Confessions* zum ersten Mal nähere Beziehungen zu Rousseau gewann — habe ich nicht aufgehört, die Handhabung der französischen Sprache durch diesen Einen als ein Wunder anzustaunen; denn die von Voltaire vorhin zugestandene Dürre und

Einförmigkeit der neueren, in Ketten gelegten und gedrillten Sprache verschwindet bei Rousseau wie vor einem Zauber und macht einer modulationsreichen, warmen, zu Herzen gehenden Platz; und zwar geschieht dies ohne alle sichtbare Anstrengung oder Gewalt, so daß selbst der Pedant die tadellose „Korrektheit“ des Sprachgebrauches anerkennen muß. Die Erklärung dafür — insofern man bei solchen Dingen überhaupt von Erklärungen reden darf — erblicke ich in der Tatsache, daß Rousseau ein leidenschaftliches, ganz und gar unfranzösisches Künstlerherz besitzt, von Musik durchtränkt, der Natur schwärmerisch hingegeben, und daß er aller Gelehrsamkeit — als solcher —, namentlich aber allem Literatentum nicht allein infolge seiner angeborenen Anlagen fernsteht, sondern sie, nachdem sein Schicksal ihm auf diesen Gebieten reiche Erfahrung zugeführt hatte, von ganzer Seele haßt. In einem Brief, den er an Mirabeau, den Vater, richtet, lesen wir: „Die Literatur ist ein Geschäft, für das ich gewißlich nicht geboren war; alles, was irgendwie damit zusammenhängt, ist mir so durchaus unerträglich, und jedes Gedenken daran weckt so traurige Vorstellungen bei mir, daß ich — damit mich nichts mehr daran erinnere — meine sämtlichen Bücher, darunter selbst meinen *Plutarch,* fortgegeben habe.“ In einer Stunde bitterer Not verschaffen ihm einflußreiche Gönner eine einträgliche und wenig mühevolle Anstellung bei dem *Journal des Savants;* er muß sie ablehnen, weil er sich unfähig fühlt, die geringste literarische Arbeit zu leisten, sobald diese seine Seele nicht ergreift: *„On s'imaginait que je pouvais écrire par métier, comme tous les autres gens de lettres, au lieu que je ne sus jamais écrire que par passion“* — man bildete sich ein, ich verstünde es, wie alle anderen Schriftsteller, berufsmäßig zu schreiben, wohingegen ich niemals anders denn aus Leidenschaft zu schreiben gewußt habe.

Mit dieser Berufung auf die Leidenschaft sind wir dort angelangt, mein Freund, wohin ich Sie führen wollte: der allgemeine Fehler bei der Beurteilung Rousseau's — ein Fehler, der mich bis zur Raserei aufreizt — ist die Auffassung dieses Mannes als politischen und sozialen Tendenzschriftstellers, statt als Künstlers; über die Tendenzen wird dann hin und her gestritten, und es kommt niemals etwas Erquickliches dabei heraus, weil wir die zugrunde

liegenden Annahmen als phantastisch und oft voll unlösbarer Widersprüche anerkennen müssen. Richtig ist ja, daß Rousseau kaum zum Schreiben zu bewegen war, wenn nicht ein nahes praktisches Ziel ihm vor Augen gestellt wurde, und insofern sind alle seine Schriften „Tendenzschriften“ — selbst mit den *Confessions* beabsichtigte er die Belehrung und dadurch Besserung seiner Mitmenschen, und mit der *Nouvelle Héloise* wähnte er eine Versöhnung zwischen Glauben und Unglauben anzubahnen (vergl. Brief vom 24. 6. 1761); das aber gerade sind Rousseau's Illusionen, und es ist töricht von uns, sie uns zu eigen zu machen, denn daher entspringt alles Mißverstehen. Rousseau ist ein Poet, der, wie kaum ein zweiter, von Anfang bis zu Ende ein Traumleben führt, in welchem jegliche Wirklichkeit lediglich als lästige, aufreizende Beigabe wirkt. *„En songeant à ce que les hommes pourraient être, je tâcherai d'oublier ce qu'ils sont“* — indem ich mir vorstelle, was die Menschen sein könnten, werde ich, was sie sind, zu vergessen versuchen. Lesen Sie einmal die *Confessions* unter Berücksichtigung dieser Erkenntnis, und Sie werden dieses ganze Leben sich in einen einzigen Traum auflösen sehen — sei es der Wonne, sei es des Wehes: in lockerer Folge werden uns unvergänglich starke Bilder vorgeführt, zwischen welchen leere Zwischenräume völliger Vergessenheit klaffen; nirgends herrscht ein Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen. *„Le pays des chimères est en ce monde le seul digne d'être habité; et tel est le néant des choses humaines, qu'hors l'Etre existant par lui-même, il n'y a rien de beau que ce qui n'est pas“* — das Land der Träume ist auf dieser Erde einzig wert, uns zur Heimat zu dienen, und derart nichtig sind alle menschlichen Dinge, daß — mit Ausnahme des göttlichen Urwesens — nur dasjenige schön heißen kann, was kein Dasein besitzt. Der Träumer nun hat keine Veranlassung, sich durch Handeln seinem Traume zu entreißen, es sei denn, daß die Wirklichkeit ihn allzu heftig aufrüttele, wo er dann, als natürliche Gegenwirkung, sie durch heftige Verneinung abzuschütteln strebt. Aus diesem Standpunkte sind alle Werke Rousseau's zu betrachten; man findet in ihnen eine Skala der durch die genannten Bedingungen gegebenen Möglichkeiten: im *Contrat Social* z. B. kann unser Dichter — nach dem Gesagten — nicht anders, als an dem Bestehenden alles tadelnswert finden, um

dadurch Raum zu gewinnen zur Errichtung eines Traum-Staates, von dem es lächerlich wäre, logische Möglichkeit zu erwarten; wogegen in einem Gebilde wie die *Nouvelle Héloise* der Traum dermaßen vorherrscht, daß man auf die tendenziösen Momente aufmerksam gemacht werden muß, um ihrer überhaupt gewahr zu werden. Die Entstehung der *Preisrede* über den Einfluß der Künste und Wissenschaften ist allbekannt: zufällig liest Rousseau die Anzeige der Preisfrage, unter welcher die Akademie von Dijon gewiß eine Verherrlichung der wunderbaren Leistungen des Menschengeschlechtes sich erwartet hatte; unserem Dichterdenker jedoch, dem einzig in ländlicher Abgeschiedenheit gute Tage geblüht hatten und später wieder blühen sollten, dessen Schicksal ihn aber jetzt mitten in die Weltstadt geworfen und ihn mit aller Heuchelei und Lüge, mit aller Niedertracht und Gemeinheit, mit allem Elend unseres modernen städtischen Zivilisationsgetriebes vertraut gemacht hatte — ihm fiel es auf einmal ein, dieser ganze Jammer, diese ganze Lügenherrschaft seien das Werk, oder wenigstens der Erfolg der Wissenschaften und der Künste, die den Menschen um die Unschuld, um die Ursprünglichkeit und um die Gesundheit gebracht und ihn dafür in eine Welt künstlichen Wissens, künstlicher Bedürfnisse, künstlicher Genüsse hineingedrängt hätten, eine Welt, die dem gottgegebenen Wesen des Menschen nicht entspreche, vielmehr ihm zuwider sei; und nunmehr strömten zu dieser unerwarteten Auffassung die Gedanken, die Belege, die Einfälle so massenhaft herbei, daß Rousseau — der die betreffende Anzeige zufällig auf einer Landstraße gelesen hatte — unter einem Baum niedersank und stundenlang ohne Bewußtsein der umgebenden Welt seinem Traumgesicht angehörte. Der kurze *Discours,* der dann seinen ersten Ruhm begründete, ist lediglich als eine Art Erinnerungsschema des vorübergegangenen Rauschzustandes zu betrachten, und auch dieses Wenige würden wir nicht besitzen, hätte nicht der energische Diderot den Augenblick erlebt und dessen Festhaltung durchgesetzt.

Dieser Fall ist typisch: Rousseau schafft immer aus dem Zustand höchster Erregung eines Gesichtssehers; dazu muß aber noch von irgendwoher eine Nötigung kommen, da ihm persönlich sein Traum sonst genügt: der Traum liefert das Schöpferische an seinen Werken;

die Nötigung — die bei ihm, um wirksam zu sein, stets als die Vorstellung einer moralischen Verpflichtung auftreten muß — liefert die Tendenz. Jenes Schöpferische — das eigentlich Künstlerische an dem Werk — ist fast immer fesselnd, oft von großer und mehr als einmal von unvergänglicher Schönheit; die zum Gerüst dienende Tendenz ist niemals unedel, oft aber unhaltbar und in denjenigen Werken, in denen sie sich vordrängt, bisweilen unerträglich. Man darf jedoch nicht übersehen, daß Rousseau selber die jeweiligen tendenziösen Bestandteile zwar mit einem gewissen hartnäckigen Eigensinn und mit Feuer zu vertreten pflegt, nicht aber mit Folgerichtigkeit: so könnte ich Ihnen in der Schrift, welche die angeborene Gleichheit aller Menschen darlegen soll, mehrere Stellen zeigen, die die Ungleichheit unzweideutig zugeben, und während er in seiner grundlegenden sozialen Schrift zwar nicht sozialistische, wohl aber kommunistische Grundsätze mit Leidenschaft vorträgt, gibt er an anderer Stelle unumwunden zu, dasjenige, was dem Allgemeinwohl diene, finde im Staate fast immer nur durch Gewalt Eingang, *„ne s'introduit guère que par la force“* (vergl. *Jugement sur la paix perpétuelle)* —, durch welches Zugeständnis das demokratische Ideal vernichtet wird. Diejenigen, die Rousseau als Urheber der französischen Revolution feiern, müssen sich durch das entscheidende Wort eines besseren belehren lassen: *„Je n'ai jamais approuvé le gouvernement démocratique“* — niemals habe ich die demokratische Regierungsform gutgeheißen; ein Wort, das um so mehr Gewicht erhält, als es an einen freien Schweizer gerichtet ist (vergl. Brief an d'Ivernois, 21. I. 1767). Ein so überreich begabter Mann konnte unmöglich ohne Urteil sein; einzig die angeborene Abneigung gegen allen Weltverkehr und die damit zusammenhängende Abneigung gegen alle Produktion, welche — wie gesagt — nur durch äußere und innere Gewalt zu überwinden war, erklärt die Einseitigkeit der vorgetragenen Thesen. An einer Stelle unterscheidet er zwischen dem Redenden und dem Schreibenden und sagt, es liege im Wesen alles Redens, G e f ü h l e vorzutragen, im Wesen alles Schreibens dagegen, I d e e n darzulegen; von Rousseau nun dürfen wir sagen, er sei als Träumer in ein beständiges Selbstgespräch vertieft gewesen — daher ohne Frage die lebendige Kraft und die Farbenglut seines Stiles, der ihm eine Wirkung auf die Menschheit

ermöglichte, wie sie niemals einem anderen bloß Schreibenden gegönnt ward; zugleich aber begreifen Sie ohne weiteres, daß, schon rein innerlich betrachtet, dasjenige, was ich den Gedankenstil nennen darf, unter der Nötigung der Übertragung aus einer reinen Gefühlswelt *(le pays des chimères)* in eine Welt der Ideen wenigstens an einzelnen Stellen leiden mußte: hierdurch entstanden Brüche, Härten, Unausgeglichenheiten.... So z. B. war Rousseau — der fromme, ganz im Gottesgefühl lebende Mann — von der Gleichheit aller Menschen vor Gottes Angesicht tief durchdrungen: sein Gefühl betrog ihn nicht; übersetzte er es aber in die Idee, so entstand unter dieser gewaltsamen Forderung manches Unhaltbare. Genau das gleiche gilt von seinen den Staat betreffenden Schriften: das sündhaft Schlechte der ihn umgebenden Ordnung, sowie namentlich jene kleinen Unerträglichkeiten alles Beamtenwesens, die Hamlet's Monolog so bitter geißelt, empfand die reizbare Seele Rousseau's besonders schmerzlich; zugleich lehrten ihn das eigene liebesbedürftige und mitleidsvolle Gemüt sowie zahlreiche Erfahrungen seines Lebens, an einen großen Schatz angeborener guter Eigenschaften im Menschen glauben, die lediglich durch die künstliche Gestaltung der Gesellschaft verloren gehen, indem die demselben auferlegten widernatürlichen Bedingungen dessen gute Anlagen unterdrücken und die schlechten großziehen. Wer möchte die Richtigkeit aller dieser Empfindungen leugnen? Erst bei der Umwandlung in Ideen und in die damit zusammenhängenden praktischen Vorschläge entsteht das Falsche.

Rousseau selber hat sich in einer bemerkenswerten Stelle seiner *Confessions* (Teil I, Buch 3) über die von mir angedeuteten Grundtatsachen seines geistigen Inneren folgendermaßen ausgesprochen: „*Deux choses presque inalliables s'unissent en moi sans que j'en puisse concevoir la manière: un tempérament très-ardent, des passions vives, impétueuses, et des idées lentes à naître, embarrassées, et qui ne se présentent jamais qu'après coup. On dirait que mon coeur et mon esprit n'appartiennent pas au même individu* — zwei fast unvereinbare Eigenschaften bilden bei mir — ohne daß ich sagen könnte, auf welche Weise — eine organische Einheit: ein sehr feuriges Temperament sowie heftige, ungestüme Leidenschaften, zugleich aber Ideen, deren Entstehen langsam und müh-

sam vor sich geht und die mir immer erst nachträglich einfallen; man hat fast den Eindruck, als gehörten bei mir Herz und Verstand zwei verschiedenen Individuen an.

Gern kröne ich diesen Versuch, durch kritische Analyse Klarheit in das Urteil über Rousseau zu bringen und somit den ungetrübten Genuß der Schönheit seiner Werke zu fördern, indem ich ein Beispiel aus seinem Verhalten im Leben anführe. In der Biographie David Hume's wird folgende Anekdote erzählt. Den aus Frankreich, aus der Schweiz, aus Neuchâtel Verbannten, beziehungsweise durch Aufhetzung des Volkes Verjagten hatte der englische Denker nach London geflüchtet, wo er mit großen Ehren aufgenommen wurde. Garrick änderte die Reihe seiner Vorstellungen, um einen Abend mit Dingen anzufüllen, geeignet des Gastes besonderes Interesse zu wecken, und der junge König hatte seine Gegenwart im Theater versprochen, mit der Absicht, sich bei dieser Gelegenheit den Verfasser des *Emile* vorstellen zu lassen; Rousseau sprach sich dankbar befriedigt über diese erfreulichen Aufmerksamkeiten aus. Als aber Hume am Abend vorfährt, seinen Freund abzuholen, findet er ihn in häuslicher Kleidung: die Dienerschaft sei ausgegangen, und wenn jemand in seiner Abwesenheit einträte, würde sein Hund Sultan sofort zur Türe hinausstürzen und sich in den Straßen der Weltstadt verlieren; er verzichte darum auf den Theaterbesuch. Der entsetzte Hume versucht Rousseau von der Unmöglichkeit seines Entschlusses zu überzeugen, er könne das dem berühmten Garrick nicht antun und noch weniger der Majestät, zugleich bringt er den Hund in ein inneres Zimmer, verschließt die Türe und steckt dem wunderlichen Schwärmer den Schlüssel in die Tasche mit der Bemerkung: jetzt können Sie beruhigt sein, der Hund ist geborgen, eilen wir, es ist hohe Zeit! Halb noch widerstrebend, läßt sich Rousseau, der nichts mehr einwenden kann — fortschleppen. Doch, ehe die letzte Stufe der Haustreppe erreicht ist, dringt das Geheul des verlassenen Tieres an die Ohren seines Herrn. Dieser reißt sich los und stürzt die Treppe wieder hinauf mit dem Rufe: „Nein, das treue Tier kann und will ich nicht in der fremden Stadt allein lassen!“

Niemand wird diese Handlung als „vernünftig“ einschätzen; der Mann aber, der unfähig ist, die Schönheit der unbedingten

Liebe zu dem stummen Freunde und die Großartigkeit der Außerachtlassung aller weltlichen Vorteile und Ehren zu bewundern — der lasse die Hand von Rousseau's Büchern!

Ein letztes Wort. Von allen Werken dieses Meisters besitzt für mich *Emile* am wenigsten Anziehung: hier überwuchert die Tendenz das Gefühl und man empfindet sich Rousseau's Religion an hundert Orten näher als in dem Bekenntnis des savoyardischen Vikars. Neben den beiden Hauptkunstwerken — den *Confessions* und der *Nouvelle Héloise* — und außer den vier großen Briefen an Malesherbes, die eine Ergänzung der *Confessions* bilden und die ich als Allererstes empfehlen würde, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit besonders auf des Greisen *Rêveries du Promeneur solitaire* lenken, welche — trotzdem der Verfolgungswahn sich hier peinlich aufdrängt — wunderbare Einblicke in die Tiefen einer erhabenen Menschenseele öffnen; auch werden Rousseau's Briefe viel zu wenig beachtet: gedanklich und stilistisch stehen sie in ihrer Eigenart einzig da — einzig namentlich an unbegreiflicher Kraft der Wirkung bei vollendeter Einfachheit der Sprache; schließlich wird jede naive Seele an den verschiedenen Sammlungen von Unterrichtsbriefen über Musik und Botanik eine reine Freude genießen, — hier finden wir den Armen, der es nie lernte, sich mit der Welt der Konvention abzufinden, bis zuletzt in harmonisch glücklicher Stimmung, wie ein Kind, das im Sand am Meere spielt.

Während ich Obiges schrieb, war mir mehr als einmal zumute, als sähe ich Ihr Auge fragend auf mir ruhen; denn als Kenner meiner Schriften wissen Sie, daß ich häufig an entscheidenden Stellen V o l t a i r e anführe, Rousseau dagegen selten; nun bilden aber diese Beiden derartige Gegenpole, daß es kaum möglich scheint, ein Mann könnte den beiden zugetan sein, vielmehr vorausgesetzt wird, wer mit Friedrich Voltaire bewundere, müsse mit ihm Rousseau ablehnen. Von dieser angeblichen Zwangslage habe ich zu meinem Glücke niemals etwas verspürt; der Haß, der zwischen den Beiden — namentlich von seiten Voltaire's — herrschte, trübt mir das Urteil nicht: Rousseau liebe ich mit einer Art Inbrunst, die auch für alles, was an ihm unzulänglich oder verwerflich erscheinen mag, Erklärung und Entschuldigung bereit hält; Voltaire „lieben“,

das wird wohl kaum einem Sterblichen einfallen, — gar vieles an ihm verdient jedoch unbedingte Verehrung, und das Maß seiner vielumfassenden Begabung, seine nie erlahmende Arbeitskraft, seine heitere Überlegenheit stempeln ihn zu einem der bemerkenswertesten Menschen aller Zeiten. Mir liegt daran, gleich anfangs zu betonen, daß auch bei Voltaire die sittliche Persönlichkeit — mag uns manches an ihr bedenklich dünken — wahrhafte Größe besitzt.

Das erste Kennzeichen dieses Mannes bildet seine unerschöpfliche Arbeitskraft sowie die Lust zu arbeiten, welche niemals erlahmt, auch nicht in den Jahren jugendlichen Ungestüms, auch nicht auf dem Schmerzenslager, auch nicht, als die Hand des Todes auf dem Greise lastet. Sein Bekenntnis lautet: „*Le plus beau présent que Dieu ait fait à l'homme est la nécessité de travailler*“ — die herrlichste Gabe Gottes an die Menschen ist die Nötigung zur Arbeit. Wenn das alte Volkssprichwort recht hat, „Wer treulich arbeitet, betet zwiefältig“, dann hat Voltaire reichlich so viel wie irgendein frommer Mönch im Laufe seines Lebens gebetet; ich stehe auch nicht an zu behaupten, dieser fanatische Fleiß habe sein Leben geheiligt, indem er — soweit irgend möglich — den mangelnden Sinn für wahre Frömmigkeit vertrat. Als alter Mann sieht er Werke seiner Jugend durch und findet sie voller Fehler; unverdrossen arbeitet er sie um und ruft dabei aus: „Auch der Greis soll sich nicht der eingefahrenen Furche bequemen; den Kampf gegen uns selbst wollen wir bis zum letzten Atemzug kämpfen — *combattons contre nous-mêmes jusqu'au dernier moment!*“ Gewiß erkennen Sie die sittliche Bedeutung einer derartigen Hingabe an die Arbeit. Hier wurzelt zugleich Voltaire's Vielseitigkeit, welche nicht — wie mancher anmaßende Gelehrte geurteilt hat — aus oberflächlicher Geistesanlage herfließt, sondern vielmehr aus dem unbezwingbaren Drange einer ungeheuren Begabung. Einem Freunde, der ihm die jahrelange Vertiefung in Mathematik, Physik, Chemie und Astronomie zum Vorwurf macht, weil er seine Gaben bei Poesie und Geschichte angemessener beschäftigt gefunden hätte, antwortet Voltaire: „*Mon cher ami, il faut donner à son âme toutes les formes possibles. C'est un feu que Dieu nous a confié, nous devons le nourrir de ce que nous trouvons de plus précieux. Il faut faire entrer dans notre être tous les modes imaginables, ouvrir toutes les*

portes de son âme à toutes les sciences et à tous les sentiments; pourvu que tout cela n'entre pas pêle-mêle, il y a place pour tout le monde. Je veux m'instruire et vous aimer." [1])

Dieser nach allen Richtungen forschende Verstand, im Bunde mit dem nie rastenden Fleiße, mußte manches weniger Edle der angeborenen Anlagen nach und nach klären und auch ein gar zu schnelles und daher flüchtiges Urteilen vielfach vertiefen. So z. B. pflegt die Welt sich Voltaire nur als den geselligen, redelustigen, witzigen Franzosen vorzustellen; sie übersieht dabei, daß er aus eigener Wahl drei Viertel seines Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit, von wenigen trauten Nahestehenden umgeben, verbracht hat. Freilich mochte er ebensowenig wie Goethe die Gesellschaft seiner Mitmenschen entbehren; geistvolle Männer und Frauen waren ihm jederzeit willkommene Gäste; doch besitzen wir viele Schilderungen, aus denen wir entnehmen, Voltaire habe sich den ganzen Tag für sein Arbeiten vorbehalten, erst abends neun Uhr pflegte er zu erscheinen, um dann durch Geist, Feuer, Witz, Belehrung auf allen Gebieten, durch schlagfertigste Polemik, durch beispielloses, stets bereites Gedächtnis die Anwesenden hinzureißen; schon um 11 Uhr jedoch zog er sich in seine Gemächer wieder zurück; erforderte es die gute Sitte, daß er am Tage einem vornehmen Gaste aufwarte, er tat es, ohne aber der Aufforderung zum Sitzen Folge zu leisten, aus Besorgnis, er könnte sich versäumen. In den sechziger Jahren schreibt er einem Freunde: „Nicht eine Minute meines Lebens möchte ich verlieren." So verstehen wir denn den Sinn des an Friedrich gerichteten Wortes: „*La solitude occupée est, je crois, la vie la plus heureuse*" — das glücklichste Leben findet der Mensch, wenn ich nicht irre, in einer arbeitsreichen Einsamkeit.

Aus diesem Bedürfnis nach Einsamkeit, bei so großer Begabung, können wir mit Sicherheit tiefe Einsicht in das Wesen des Menschen erwarten. In der Tat, Voltaire weiß ebenso gut wie

[1]) Lieber Freund, seine Seele gilt es in alle nur möglichen Formen umzugießen. Diese Flamme hat uns Gott anvertraut; sie mit dem Kostbarsten zu nähren, was uns begegnet, ist Pflicht. In unser Wesen sollen wir alle denkbaren Seinsarten aufnehmen, alle Tore der Seele sollen wir allen Wissenschaften, allen Gefühlen öffnen; wenn das Alles nur nicht kunterbunt hineinstürzt, findet jedes Ding seinen Platz. Mich bilden will ich und meinen Freund lieben.

irgendein profunder Denker oder Heiliger, daß einzig der Weg ins Innerste nach oben führt:

Et pour nous élever descendons en nous-mêmes.

Ja, auch seine übermütige Laune — umfaßt sie gleich Elemente des Spottes, des Hohnes, der unbarmherzigen Satire — wurzelt nichtsdestoweniger in einem sittlichen Untergrund. In Wirklichkeit ist Voltaire — nicht Rousseau — der Pessimist: sein allbekanntes Gedicht über das Erdbeben zu Lissabon würde allein zum Beweise genügen; seine vielen Urteile über die angeborene Schlechtigkeit und Beschränktheit des Menschen weisen in die gleiche Richtung; und über die menschliche Gesellschaft auf der vielgepriesenen Höhe unserer europäischen Gegenwart spricht er ein Wort, das man eher einem Gobineau oder einem Richard Wagner zuschreiben würde als dem lachenden Allverspötter von Ferney: *„La société humaine me paraît ressembler à un grand naufrage!“* — die menschliche Gesellschaft möchte ich mit einem großen Schiffbruch vergleichen. Das alles muß in Betracht gezogen werden, will man das auffallende Wort richtig erfassen über den „traurigen Wahn“ derjenigen, die es nicht verstehen, „aus dem Dasein Glück zu schöpfen“ — *la triste folie de n'être point heureux.* Mag man hierbei die Bedeutung des angeborenen Temperamentes noch so hoch anschlagen, es bleibt doch besonderer Beachtung wert, wenn der überzeugte Skeptiker pessimistischer Färbung, der Mann, der in seinem *Candide* und an hundert anderen Orten jede optimistische Weltdeutung in den Fluten der Lächerlichkeit ertränkt hat, von allen gesund Denkenden das Glücklichsein als Pflicht fordert: ich finde hier einen Zug ins Heroische! Außerdem bekundet sich darin mit Bestimmtheit ein fester Glaube.

Auf den allzuberühmten Kirchenbau mit der Inschrift: *„Deo erexit Voltaire“* lege ich kein Gewicht, um so mehr auf Voltaire's durch unzählige Worte und Handlungen bezeugten, unerschütterlich festen Gottesglauben. Hier ist nichts bezeichnender als seine wilde Wut gegen Holbach's *„Système de la Nature“*, das Hauptglaubensbekenntnis aller Atheisten. Dieses „fluchwürdige“ Werk bezeichnet er an einer Stelle als „Sünde wider die Natur“ und führt zugleich den Vers aus seinen jüngeren Jahren an:

Si Dieu n'éxistait pas, il faudrait l'inventer,

mit dem Zusatz: *„Je suis rarement content de mes vers, mais j'avoue que j'ai une tendresse de père pour celui-là.“* [1]) Der Ausdruck „Sünde wider die Natur“ ist darum beachtenswert, weil Voltaire — dessen Gemüt der mystischen Anlage entbehrte und insofern unreligiös gestimmt sein mußte — seinen Gottesglauben unmittelbar aus der Betrachtung der Natur schöpfte, welche für ihn, genau wie für Goethe, „das Wesen“ war, „an dem wir die Breite der Gottheit lesen.“ Wer daher Gott leugnet, versündigt sich gegen die Natur. Hierbei liegt eine diesem Denker eigene Ideenverbindung zugrunde; denn, preist er einerseits die Natur, auf deren Studium er Jahre seines Lebens verwendet hat, so wird er andererseits nicht müde, zu wiederholen, das Wort „Natur“ bezeichne einen abgezogenen Begriff für die Gesamtheit des Wahrnehmbaren, wogegen in Wirklichkeit allüberall K u n s t am Werke sei. *„On se moque de nous; il n'y a point de nature, tout est art“*, und: *„Ce qu'on appelle la nature n'est autre chose qu'un art peu connu“*; in einem Zwiegespräch zwischen einem Philosophen und der personifizierten Natur läßt er diese sagen: *„Mon pauvre enfant, veux-tu que je te dise la vérité? c'est qu'on m'a donné un nom qui ne me convient pas; on m'appelle n a t u r e, et je suis tout art.“* [2]) Den Künstler, der dieses Kunstwerk schafft, nennt Voltaire G o t t. Wir Menschen sind unfähig, seiner unmittelbar ansichtig zu werden; einzig aus seinem wahrgenommenen Werke — zu dem wir selber gehören — kennen wir ihn; mehr als sein Künstlertum können wir über ihn nicht wissen, die gegebenen Bedingungen unseres Erdenlebens schließen das aus; hoffen dürfen wir aber und sollen wir von ihm und durch ihn alles Gute: *„Adorez avec moi le dessein qui se manifeste en toute la nature, et par conséquent l'auteur de ce dessein, la cause primor-*

[1]) „Wenn Gott nicht wäre, müßten wir ihn erfinden. — Selten bin ich mit meinen Versen zufrieden, gestehe aber, daß ich diesem mit väterlicher Liebe zugetan bin.“

[2]) Man hält uns zum Narren: es gibt keine „Natur“, vielmehr ist alles Kunst. — Was man Natur nennt, ist weiter nichts als eine wenig bekannte Kunst. — Armes Kind, soll ich dir die Wahrheit sagen? Man hat mir einen Namen gegeben, der mir nicht zukommt; man heißt mich N a t u r, und in Wirklichkeit bin ich ganz und gar Kunst.

diale et finale de tout; espérez avec moi que notre monade qui raisonne sur le grand Etre éternel pourra être heureuse par ce grand Etre même.“ [1]) Nichts ist falscher als die geläufige Annahme, Voltaire sei ein Feind der Religion gewesen, nicht einmal des Priestertums war er es grundsätzlich. Freilich stehen schon in seinem allerersten Theaterstück die berühmten Verse, auf die er auch später im Leben gern zurückkommt:

Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense;
Notre crédulité fait toute leur science. [2])

Doch verteidigt er gegen Holbach die Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung, deren Ausübung Auserwählten anzuvertrauen sei; er lebte selber in trauten Beziehungen zu Priestern verschiedenster Rangordnung und schreibt: *„Un bon prêtre, doux, pieux, sans superstitions, charitable, tolérant, est un homme qu'on doit chérir et respecter“* — einen guten Priester, sanftmütig, fromm, nicht abergläubisch, barmherzig, duldsam soll man lieben und verehren. Was er haßt und sein Leben lang mit allen Waffen des Wissens, des Überzeugens, der Verachtung bekämpft, ist nur die *„superstition“* des dogmatischen Aberglaubens, der die Menschheit schändet und Haß sät, wo Liebe blühen würde, und dem einzig daran gelegen ist, die Menschen zu verdummen, damit der falsche Priester herrsche: *„La superstition est un serpent qui entoure la religion de ses replis: il faut lui écraser la tête sans blesser celle qu'il infecte et qu'il dévore.“* [3]) Das ist der Sinn des berühmten *Ecrasez l'Infâme!* das unsere heutigen Freigeister in ihrer Unbildung absurd mißbrauchen. Allerdings kann Voltaire's Unfähigkeit, das tiefere Wesen des Christentums zu erfassen, nicht in Abrede ge-

---

[1]) Beten Sie mit mir den Plan an, der sich in der Natur allerorten kundtut und daher auch den Schöpfer dieses Planes, die erste und letzte Ursache dieses Ganzen; hoffen Sie, wie ich es tue, daß unsere Monade, die über das große Wesen nachsinnt, dank diesem selben großen Wesen, der Glückseligkeit teilhaftig werde.

[2]) Unsere Priester sind nicht das, was ein läppisches Volk sich vorstellt; aus unserer Leichtgläubigkeit schöpfen sie ihre ganze Wissenschaft.

[3]) Der Aberglaube gleicht einer Schlange, welche die Religion ringelnd umschlingt: man muß ihr den Kopf zertreten, ohne jene zu verwunden, die sonst von ihr vergiftet und verschlungen wird.

stellt werden; wie wäre das anders möglich, da er selbst der Persönlichkeit des Heilands gegenüber in betrübender Unzulänglichkeit befangen bleibt? Der Kenner Shakespeare's wird nicht lächeln, wenn ich in diesem Zusammenhang auf den Umstand aufmerksam mache, daß Voltaire der tiefere Sinn für Musik fehlte — *„je n'ai jamais trop senti l'extrême mérite des doubles croches“;* hiermit hängt stets eine bestimmte Sprödigkeit der Seele zusammen, eine Unempfindlichkeit für eine ganze Seite des Weltbildes. Das berechtigt jedoch keineswegs dazu, seinen Gottesglauben und sein Gottvertrauen anzuzweifeln. In wesentlichen Punkten — und abgesehen von der metaphysischen Vertiefung — berührt sich seine ganze Stellung zu Gott, Religion und Kirche eng mit derjenigen Immanuel Kant's in dessen Schrift *Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft.*

Diese flüchtigen Andeutungen sollen nur zu einer Berichtigung unseres Vorstellungsbildes der erstaunlichen Persönlichkeit anregen. Es ist schändlich, in welchem Maße es der herrschenden Mittelmäßigkeit gelingt, großen Gestalten ihre lebensvolle Eigenart zu rauben und sie vermittelst einer Schablone zu entseelen: gegen diese Niedertracht ist es Pflicht, unablässig anzukämpfen. Im selben Sinne will ich noch einige Worte dem Werke Voltaire's widmen.

Auch hier liegen die Dinge keineswegs so einfach, wie Mancher glaubt, der sein Wissen aus glatten Literaturgeschichten schöpft. Voltaire ist nämlich erstaunlich schnell veraltet; während bei Montaigne einzig die Sprache dem Ungeübten absonderlich vorkommt, der Denker dagegen — wenn Sie mir das Paradoxon gestatten — mit jedem Jahrhundert zeitgemäßer wird, bedarf es einer historischen Überlegung und eines im Umstellen des Urteiles geübten Geistes, um heute dem Gesamtwerk Voltaire's oder auch irgendeinem seiner Teile gerecht zu werden. Einzig die *Epitres en vers* und die anderen ähnlichen Eingebungen des flüchtigen Augenblicks erregen bei jedem feinfühligen Gebildeten sofort den Eindruck des Meisterlichen; doch auch sie setzen so viele Beziehungen voraus, die kein Heutiger kennt und die, wenn er sie aus gelehrten Ausgaben kennen lernt, ihm wenig Interesse bieten, daß ihnen eigentlich nur für literarische Feinschmecker Bedeutung zukommt, fähig sich an dem Spielen des Geistes mit dem Geiste zu vergnügen. Überflüssig

für uns ist die damals verdienstvolle Einführung in Newton's Physik und Optik, veraltet die eigenen physikalischen und chemischen Arbeiten, veraltet die vielen historischen Werke, ebenso wie die philosophischen und theologischen Streitschriften und die Betrachtungen über alle möglichen Kulturfragen, dreifach veraltet die Theaterstücke und die pseudoepischen Gedichte — wenngleich wir nicht übersehen wollen, daß ein so feinsinniger Kenner aller Poesie wie Herder urteilt, Voltaire's Vers sei „der schönste, den man sich vielleicht denken könne"; ein wenig mehr unmittelbares Interesse wecken die Tendenzerzählungen und die kritischen Besprechungen der besten französischen Autoren; auch bieten manche der nach Tausenden zählenden Briefe viel Anregendes — jedoch auch diese alle nur für Menschen eines bestimmten Bildungsganges. Hier ist nun die Bemerkung eines unverdächtigen Beurteilers, des geistsprühenden Diderot — eines überzeugten Bewunderers Voltaire's — am Platze, der an Mademoiselle Volland schreibt: *„Cet homme n'est que le second dans tous les genres"* — auf allen Gebieten erringt dieser Mann nur den zweiten Preis. Tatsache ist, daß Voltaire auf allen Gebieten, trotz großer Verdienste, trotz fabelhaften Fleißes, trotz Überfluß an Geist und Beziehungsreichtum die gipfelnde Höhe eines mühelos waltenden Unerreichbaren nie erklimmt — es sei denn bei jenen genannten Kleinigkeiten, auf die der Begriff eines „Gipfels" füglich nicht angewendet werden kann. Zwar besitzt er in hohem Grade die französischen Eigenschaften der sprachlichen Korrektheit, des strengen Maßhaltens, der wohltätigen Kürze, der sichtenden Selbstkritik und sollte in allen diesen Beziehungen von seiten jedes angehenden Schreibelustigen genaue Beachtung finden; welcher Vorteil für die Literatur, wenn sein Wort *„malheur à qui dit tout ce qu'il peut dire!"* Schule gemacht hätte — wehe dem, der alles sagt, was er zu sagen weiß! Doch ersieht man aus dem Beispiel dieses seltenen Mannes, daß noch so viele verneinende Vorzüge nicht hinreichen, das von Goethe geforderte „Überschwengliche" zu ersetzen, aus welchem einzig Höchstes hervorsprießt, wenn auch vielleicht behaftet mit manchem, was dem feinen und strengen Geschmack eines Voltaire als „Fehler" erscheinen müßte. Überschwenglichkeit zeigte Voltaire einzig und allein bei seinem Auftreten zugunsten der unschuldig Verklagten und ge-

gen die sie verfolgenden Machthaber. Die Geschichten von den Calas, von La Barre usw. sind allbekannt; da gibt es für ihn keine Grenzen: sein Haus, sein Geld, sein Einfluß, alles steht den Armen zur Verfügung, und es wirkt ergreifend, den Bettlägerigen sich verzehnfachen zu sehen, durch keine Ablehnung zurückgeschreckt, Fürsten, Minister, Kardinäle, Richter mit seinen Briefen überschüttend, alle eigenen Interessen aufs Spiel setzend, bis es der bloßen moralischen Gewalt seiner edlen Entrüstung endlich gelingt, die Ehre der durch Justizmord Geschändeten wieder herzustellen und die Not der Überlebenden zu lindern. Genau an diesem Punkte tut sich ein Einblick in das innere Wesen Voltaire's auf, der ein wahrhaft Überschwengliches an ihm offenbart, das in seinen Werken selten durchbricht.

Hier, mein Freund, finde ich zugleich den gewünschten Hebel, um aus einer verneinenden Kritik zu einer bejahenden Wertschätzung überzugehen; denn sicher ist, daß Carlyle mit seiner Behauptung recht hat, einzig das Bejahende führe zur Erkenntnis einer Persönlichkeit.

Der große Friedrich nennt Voltaire eine „Wahrheitsfackel" — *flambeau de la vérité,* bestimmt, die Welt zu erleuchten. Dieses Wort dünkt mich ein tiefsinniges. Voltaire's ganzes Wirken — von dem dramatischen und epischen abgesehen — gilt dem Erleuchten seiner Gegenwart: überall, wo die Finsternis lastet, dort hinein leuchtet er mit der Fackel eines den Lichtgöttern leidenschaftlich hingegebenen Geistes. Während es dem schöpferischen Genie — nennen wir als Beispiel Montaigne — eigentümlich angehört, in einem gewissen höchsten Sinne außerhalb Zeit und Raum dazustehen, ist es dagegen für Voltaire bezeichnend, daß er bis in die letzte Faser seiner Daseinskraft der ihn umgebenden Gegenwart und dem ihn umgebenden Vaterland lebt: ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wäre ungereimt, da gerade hierin die Wirkung des außerordentlichen Mannes und seine unvergängliche Bedeutung für die Geschichte wurzeln. Seine *Briefe über England* wirkten in Frankreich epochemachend, denn in ihrer schlichten Leichtverständlichkeit eröffneten sie der großen Masse des französischen Mittelstandes zum erstenmal Einblicke in politische Zustände, in wissenschaftliche Auffassungen und in literarische Gefilde, von

denen kein Franzose Kenntnis besaß; der Widerhall war so stark, daß die Machthabenden den kühnen Jüngling in die Bastille verschwinden ließen. Doch die jetzt angezündete Fackel trotzte jedem Versuch, sie zu löschen, und brannte leuchtend weiter — hell und immer heller — während eines halben Jahrhunderts. Newton — und mit ihm Kepler und Kopernikus — waren in dem damaligen Frankreich so gut wie unbekannt; denn selbst die meisten Fachgelehrten unterstanden kirchlichem Einfluß und taten ihr Bestes, so gefährliche Lehren im Keime auszustampfen; da gab Voltaire in Holland sein in fleißigen Jahren gereiftes Werk heraus: *Eléments de la Philosophie de Newton,* das, massenhaft nach Frankreich hineingeschmuggelt, wie eine Leuchtrakete wirkte, zugleich ein Heer von Widersachern hervorrufend, denen der nie müde Fackelträger keine Minute Ruhe gönnte, vielmehr sie jahrelang mit wissenschaftlichen Gegenschriften — wie die *Défense du Newtonianisme* u. a. — mit Spottgedichten, mit ironisch-satirischen Dialogen und in Hunderten von Briefen widerlegte, verfolgte, lächerlich machte, bis sie schwiegen und die neue Wissenschaft den endgültigen Sieg davontrug. Hier erblicken Sie den ganzen Voltaire: ein hohes Ziel im Auge, verschafft er sich die nötigen Kenntnisse aus erster Hand in hingebendem Fleiß, gestaltet sein Werk mit genauer Berechnung auf gewollte breite und starke Wirkung und verfolgt diese dann wie ein siegender General den fliehenden Feind, nicht rastend, bis er ihn aus allen Schlupfwinkeln vertrieben hat. In genauem Gegensatz zu Schiller's Mahnung an den Künstler, sein Werk „schweigend in die unendliche Zeit zu werfen“, sehen wir bei Voltaire alles auf die Gegenwart und auf die Gesamtheit der Denkenden seiner Nation berechnet. Gerade mit Bezug auf dieses Werk über Newton schreibt er an einen Freund: *„Je ne suis pas venu pour les sages, mais pour le peuple ignorant dont j'ai l'honneur d'être“* — nicht für die Weisen bin ich gekommen, vielmehr für das unwissende Volk, dem anzugehören ich selber die Ehre habe. Das Gleiche gilt von der Reihe seiner großen historischen Werke; über sie hat der selbe Diderot, den ich vorhin anführte, vorzüglich geurteilt: *„Les autres historiens nous racontent des faits pour nous apprendre des faits. Voltaire, c'est pour exciter au fond de nos âmes une indignation forte contre le mensonge, l'ignorance, l'hypocrisie, la superstition, le fanatisme,*

la tyrannie, et cette indignation reste, lorsque la mémoire des faits est passée.“ [1]) Wie Sie sehen, auch hier bildet die lebendige Wirkung auf das Gemüt das Ziel, auf welches — und nicht auf Gelehrsamkeit — die heiße Arbeit vieler Jahre mündet. Um das allgemeine Interesse zu wecken, erfand Voltaire die vor ihm niemals versuchte Sittengeschichte, das, was wir heute im weitesten Sinne des Wortes Kulturgeschichte nennen und worüber im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein so wilder Streit zwischen Lamprecht und seinen deutschen Fachgenossen entbrannte — eine Geschichte der Völker, wie sie leben und weben, ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Leistungen auf allen Gebieten, im Gegensatz zu der üblichen Geschichte von Königen und Päpsten, von Schlachten und Verträgen. Sein Werk *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations* wirkte bahnbrechend, wie schon die bloße Nennung der Namen Hume und Gibbon — beide Jünger und Freunde Voltaire's — zu beweisen genügt. In wichtigen Beziehungen ist hier Voltaire seiner und unserer Zeit vorausgeeilt: so z. B. in seiner wiederholt vorgetragenen Lehre, die heutige Menschheit entstamme verschiedenen artlich getrennten Rassen: *„Il n'y a qu'un aveugle, et même un aveugle obstiné, qui puisse nier l'existence de toutes ces differentes espèces; elle est aussi grande et aussi remarquable que celle des singes.“* [2]) Hierher rechne ich auch Voltaire's bekanntes Verhältnis zum Judentum, worüber Sie Näheres in meinen *Grundlagen* finden. Als ein portugiesischer Jude namens Pinto sich bei ihm über gewisse beleidigende Ausdrücke beklagt, antwortet er ihm sehr höflich, bekennt sich aber zu denjenigen, „die weder die jüdischen Gesetze, noch ihre Bücher, noch ihre abergläubischen Lehren leiden können“ und unterschreibt seinen Brief *„Voltaire, chrétien“*. Das ist genau der gleiche Standpunkt wie derjenige Goethe's, der „keinem Juden Anteil an der höchsten (nämlich christ-

---

[1]) Alle anderen Historiker erzählen uns Begebnisse, damit wir diese Begebnisse erfahren. Voltaire tut es, um in Tiefen unserer Seele flammende Empörung gegen die Lüge, das Unwissen, die Heuchelei, den Aberglauben, den Fanatismus, die Tyrannei anzufachen, und diese Empörung wirkt weiter, auch nachdem die Tatsachen unserem Gedächtnis entschwunden sind.

[2]) Nur ein Blinder — und zwar ein eigensinniger Blinder — kann die Tatsache der Verschiedenheit all dieser Menschenarten in Abrede stellen; sie ist ebenso groß und ebenso auffallend wie diejenige, welche Affe von Affe trennt.

lichen) Kultur vergönnt, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet“. In diesem selben Zusammenhang des tiefen geschichtlichen Blickes wäre der vielen unbarmherzig aufrichtigen Worte des Verfassers des *Discours aux Welches* zu erwähnen, der — nach einer Stelle zu urteilen — nur die Abkommen der Goten, der Franken und der Normannen für echte Franzosen gehalten wissen will und der Frankreich als „*la crème fouettée de l'Europe*“ — die Schlagsahne von Europa — bezeichnet. Auch hier also auf dem weiten Gebiete der Geschichte eine Fackel nach der anderen angezündet, bestimmt, ganz Europa zu erleuchten! Unermeßlichen Einfluß auf Ansichten und Geistesrichtungen der Zeitgenossen gewannen vor allem die vielen Tendenzerzählungen, in denen die herrschenden Irrlehren, Wirrlehren und Mißbräuche der Zeit aufgedeckt und gegeißelt und die Wege zu Vernunft, Gerechtigkeit und Frieden auf Erden den Menschen guten Willens aufgezeigt wurden. Als Beispiele nenne ich *Candide,* der dem Mode-Optimismus ein für allemal den Garaus machte, dafür die Ergebenheit in die Übel dieser Welt und die Arbeit als einzige erlösende Kraft lehrte, *L'Ingénu,* in welchem die Vorzüge des verachteten Naturmenschen, dazu als Folie die Grundschlechtigkeit der zivilisierten Machthabenden vor Augen geführt werden, und etwa noch den köstlichen *Micromégas,* der die vielen Unsinnigkeiten der Fachgelehrten und die freche Überhebung einer aufgeblähten, ihrer engen Grenzen unbewußten Naturwissenschaft mit beißendem Spott bloßstellt.

Überall — wie Sie sehen — bewährt sich Friedrich's Wort von der Fackel. Eine Fackel aber hinterläßt nur einen verkohlten Stumpf und etwas Asche, Voltaire hat sich im Interesse seiner Zeit aufgezehrt, und der Zoll, den seine Werke für ihre vollendete Zeitgemäßheit zahlen, ist, daß sie sich keiner folgenden Zeit angemessen erweisen. Hier drängt sich ein weiterer Vergleich auf.

Voltaire pflegte häufig auf seiner Hausbühne aufzutreten; das Theater bildete seine Lieblingszerstreuung; wir erfahren, er habe unbeschreiblich hinreißend gespielt. Was bezeichnet nun Wesen und Wirken edler Schauspielkunst? Schiller drückt es verneinend aus mit dem bekannten Worte:

Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze.

Goethe betont im Gegenteil das Unvergängliche des Eindruckes einer Bühnenwirkung auf diejenigen, die sie erleben:

Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt:
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Hier haben wir, wie Sie sehen, die zwei sich ergänzenden Seiten einer Einsicht: des Schauspielers Kunst kann an folgende Zeiten nicht überliefert werden, wirkt aber unvergleichlich haftend und eindringlich auf die, welche sie erleben. Wenn wir Voltaire's Wirkung auf seine Zeit mit der eines großen Bühnendarstellers vergleichen, werden wir, glaube ich, für die Erkenntnis des Wesens, der Beschränkung und der Bedeutung dieser Erscheinung viel gewonnen haben. Seine Zeitgenossen — von dem großen Friedrich an bis zum letzten Bürger Frankreichs — verehrten in ihm eine so göttliche Begabung, daß sie geneigt waren, in ihm den größten aller Dichter und Denker zu erblicken: das war ein arger Urteilsfehler; heute begehen wir einen ebenso großen, indem wir ihn unterschätzen und als oberflächlichen Blender abzutun pflegen.

Durch obige Anregungen hoffe ich zu einem gerechteren Urteil den Weg gewiesen zu haben. Wer sich mit verzehrender Leidenschaftlichkeit der Einwirkung auf seine Gegenwart widmet, kann unmöglich zugleich einer entgegengesetzten Aufgabe gerecht werden; sind auch seine Waffen rein geistige, Voltaire ist dennoch seinen ganzen Anlagen nach ebenso ein Mann der Tat wie ein Napoleon: als solcher verdient er höchste Bewunderung. Ich liebe das Wort, das Flaubert an einen der Verkleinerer Voltaire's richtet: „*Je m'étonne que vous n'admiriez pas cette grande palpitation qui a remué le monde*" — ich staune, daß dieser mächtige Herzschlag, der die Welt in Bewegung setzte, Sie nicht zur Bewunderung hinreißt.

Wer es gelernt hat, diesem in seiner Art einzigen Manne die schuldige Verehrung zu zollen, wird zum Lohn ein neues Verständnis für seine Werke gewinnen. Seit fünfundzwanzig Jahren lese ich viel in Voltaire: immer leichter ward es mir, das Zeitlichbedingte in Abrechnung zu bringen, immer weniger störten mich die durch die Drangsale des atemlosen Tageskampfes herbeigeführ-

ten Flüchtigkeiten, immer mehr drängte sich mir das Verständnis für die Vollendung dieser Schreibkunst auf — *„cet art si facile aux yeux de l'ignorance, si difficile au génie même“* — diese den Unwissenden so leicht dünkende, dem Genie selber so beschwernisvolle Kunst; immer mehr wuchs meine Bewunderung für die große, lichtspendende Persönlichkeit. Eine seiner spätesten, der Naturforschung gewidmeten Schriften beschließt er mit den Worten: *„Pour peu qu'on creuse, on trouve un abîme infini; il faut admirer et se taire“* — gleichviel wo man in die Tiefe steigen mag, man entdeckt einen Abgrund des Unerforschbaren; da heißt es anstaunen und schweigen. Wer in der richtigen Verfassung an das seltene Naturphänomen, „Voltaire“ geheißen, herantritt, wird dieses Wort an ihm selber bestätigt finden.

Da ich mir vorgenommen habe, zu dem Beschlusse dieses Briefes nur diejenigen Buchkünstler namhaft zu machen, die etwa von meinem vierzigsten Jahre ab zu meinen täglichen — oder jedenfalls nie lange vermißten — Hausgenossen wurden, wogegen an eine Aufzählung aller gelegentlich einmal oder zweimal gelesenen Autoren nicht zu denken war, habe ich nicht mehr viele Namen zu nennen. Von den Franzosen erwähne ich nur noch zwei in aller Kürze: den einen, um mir klar darüber zu werden, warum er mir nicht wie Rousseau und Voltaire vertraut wurde, den anderen, weil ich ihn für einen der reichsten Gewinne meines letzten Lebensdrittels halte.

Nehme ich Diderot zur Hand, stets hat er auf meinen Geist ähnlich wohltuend gewirkt wie ein kühler Nordwind auf den Körper. Es waltet in seinen Schriften eine solche naive Frische im Bunde mit einer lückenlosen Logik vor, eine so vollendete Schlichtheit des Ausdruckes, die den feinsten Gedanken eines rastlosen Denkers dient, die Produktivität quillt aus seinem Innern in so unerschöpflicher Fülle und graziöser Leichtigkeit, und zugleich hängen alle Teile seines Schaffens so streng systematisch zusammen, daß mir nichts Ähnliches bekannt ist, und man auf ihn sein eigenes Wort anwenden kann: *„Quand le moule d'un homme de génie est cassé, il l'est pour jamais“* — ist das Gepräge eines Mannes von Genie einmal zerschlagen, es kann nie wieder zusammengefügt werden.

Diderot's Begabung ist von einziger Originalität: in gewissem Sinne bildet er eine höchste Verkörperung französischer Geistesgaben, zugleich jedoch übertrifft er gerade in diesen Beziehungen alle seine Landsleute früherer und späterer Zeiten und der Begriff „Franzose" genügt keineswegs, um ihm gerecht zu werden. Als Franzose zeigt sich Diderot namentlich darin, daß alle Äußerungen seines Geistes zur Rede hindrängen — nicht zur Oratorik, sondern zu jener echt französischen Begabung der Mitteilung durch das lebendig fließende Wort, durch Rede und Widerrede. Hier befindet sich Diderot in seinem Elemente, hier ist er unbedingter Meister, vielleicht sogar der bemerkenswerteste, von dem wir Kenntnis besitzen. Und da er zu gewissen Stunden die Wunderkraft besaß, den flüssigen Strom derartiger unvorherzuberechnender, hin und her wogender Unterhaltungen mit allen durch den Anprall von Geist gegen Geist gezeugten blitzartigen Einfällen dauernd festzubannen, so sind wir so glücklich, eine Anzahl solcher „Augenblicksbilder" — wie wir heute sagen würden — zu besitzen, wie *Mon père et moi, Entretien d'un père avec ses enfants, D'Alembert et Diderot, Le Rève de D'Alembert* usw.: diese Gebilde sind meines Erachtens das Kostbarste, was uns Diderot hinterlassen hat. Zu ihnen gehört auch der in Deutschland, dank Goethe's nachschöpferischer Übersetzung, bekannte *Rameau's Neffe,* „das noch allgemeiner anzuerkennende Juwel", dem der größte Dichter der Deutschen „mit Neigung, ja mit Leidenschaft" seine Kraft widmete. Jetzt wissen Sie aber auch, warum Diderot nicht zu den ganz großen Buchkünstlern gehören konnte — denn Reden und Schreiben sind zweierlei.

Das genau Umgekehrte gilt von Honoré de Balzac: erst im Schreiben erwachte dieser zum Bewußtsein der unbewußten, eingeborenen Kraft; in der Stille der Nacht tat sich ihm der Tag auf und vernahm er die Stimmen der Menschen aus allen Lebensjahren, Lebensverhältnissen und Zeitaltern. Den Vergleich mit Shakespeare halte ich für glücklich: das, was die beiden Dichter trennt, springt in die Augen, der einigende Grundzug verdient dagegen hervorgehoben zu werden, nämlich der unerhörte Reichtum an Gestalten, derart bis in die letzte Einzelheit und von der Kindheit bis ins Greisen-

alter lebendig und nur sich selber gleichend, daß wenige der Wirklichkeit angehörende Menschen eines so unvergänglich individualisierten Daseins genießen wie diese Schöpfungen der Phantasie. Wer hier von E r f i n d e n spricht, sagt noch lange nicht genug; man weiß, wie geringen Wert Shakespeare auf Erfindung legte, und ich wäre geneigt, gerade die Erfindung bei Balzac weniger hoch einzuschätzen als z. B. bei Walter Scott; was ihm dagegen mit Shakespeare gemeinsam zufiel, ist die Gabe des E r s e h e n s : er ist ein Seher, ein Poietes im alten Ursinn des Wortes. Das zeigt sich an Folgendem. Hat er erst — manchmal mit ermüdender Umständlichkeit oder auch gewaltsam — eine Gestalt und eine Situation erfaßt — er selber gesteht, er packe seine Gegenstände, wie das Glück es mit sich bringe, „und sei es auch schief, oder von hinten" — gleichviel, steht die Gestalt erst da, so gebietet sie das weitere mit der sieghaften Sicherheit des sich auslebenden Naturphänomens; genau ebenso ergeht es bei Shakespeare. Daher die nie zu erklärende, unergründliche, allseitige Weisheit bei diesen beiden. Immer wieder fragen sich die Leute, wie ein Shakespeare sich so viel Wissen habe aneignen können? Nicht das Wissen hat er sich angeeignet, vielmehr hat er sich nur die angeborene Fähigkeit zu „ersehen" und zu „erhören" instinktiv und durch Übung erweitert, er hat seine Seele wie einen Spiegel rein gehalten; die „Weisheit" brachten seine Gestalten mit sich, der Dichter spiegelte sie unbewußt und zu eigenem Staunen wider. Genau ebenso verhält es sich bei Balzac — ich rede nicht von dem Grad, sondern von der Art der Begabung. Balzac, der Mensch, ist ein interessanter, feurig begabter, vielseitig gebildeter, an einer gewissen Welterfahrung reicher Mann, doch mannigfach beschränkt durch nationale, religiöse, historische Überkommenheiten; ich würde ihn, was die Freiheit und Sicherheit des geistigen Überblickes betrifft, nicht entfernt einem Flaubert gleichstellen; sobald er aber seine Gestalten reden läßt, werfen diese seine eigenen Vorurteile über den Haufen, und es gibt kaum eine Weisheit, kaum eine Einsicht über Wesen und Werden der Menschheit sowie auch der verschiedenen Völker, ihrer wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, über Naturwissenschaften, Kunst, Metaphysik, über Moral des Bauern, des Bürgers, des Adels, des Hofes

.... die bei ihm nicht irgendwo zum Ausdruck käme. Dieses „Ersehen“ erstreckt sich aber auch weiter: es erfaßt mit unbeirrbarer Sicherheit alle Phasen des Wachsens, Werdens und Vergehens einer Gestalt sowie auch der höchst verwickelten Verhältnisse, die zwischen den Mitgliedern einer kleineren oder größeren Gemeinschaft obwalten und dem langsamen Zuge der Zeit unterworfen bleiben; bei ihm kann man lernen, daß Menschen, gerade weil sie d i e s e l b e n bleiben, andere werden, und auch stabile Verhältnisse aus sich selbst den Umsturz gebären.... Alle diese Dinge — von denen ich nur flüchtig einiges nenne — sind bei Balzac das Werk des Sehers und daher von unbedingtem Werte und nicht in einem Atem zu nennen mit sonstiger Romandichtung.

Für mich gehört Balzac überhaupt nicht zu den Verfassern von Romanen; fast möchte ich ihn zu Denjenigen rechnen, deren Bücher „mehr als Bücher“ sind, so sehr überwiegt in ihnen das Seherische. Es ist in der Tat für diesen Dichter äußerst bezeichnend, daß er — im Gegensatz zu sämtlichen Franzosen von Bedeutung — auf Stil, im literarischen Sinne dieses Wortes, keinen Wert legt; eigentlich hat er gar keinen „Stil“, denn, wo seine Sprache aus dem grauen Alltag sich zu Kraft und Schönheit, zu Eigenausdruck und Seelenunmittelbarkeit steigert, gehorcht der Seher der Eingebung der von ihm erblickten Gestalt. Insofern kann man sagen: für diesen einen Mann ist, k e i n e n S t i l z u h a b e n, ein Stilgesetz.

Aus diesem Urmagma quillt nun von allen Seiten tiefste Weltweisheit, genaueste Menschenkenntnis, ein Durchsichtigmachen verborgener Wege und Motive ohnegleichen. Wie großartig ist z. B. die Auffassung der Menschheit als entarteten Überrestes eines einst „grandiosen Typus“! Wie wohltuend nach der herrschenden Lehre, als sei mit der widerwärtigen Gegenwart, die uns sumpfartig umgibt, ein strahlender Gipfel des Menschseins erreicht! Auch über Evolutionshypothesen weiß der Naturforscher bei Balzac schon Bescheid, „trotz aller Märchen der Tierzüchter“; nicht weniger über Rassentatsachen: wenngleich Balzac sich selber mit Stolz zum sogenannten „Lateinertum“ bekennt, unterscheidet er als Erblicker von Gestalten mit Sicherheit zwischen dem hohen Fußspann des

französischen Adligen aus fränkischem Stamme und dem plebejischen Plattfuß des Galloromanen. Die kommende jüdische Herrschaft sehen die Welterfahrenen in seinen Dichtungen klar voraus und wissen, daß sie den unabwendbaren Niedergang unserer Kultur bedeutet; der Einwurf, die Juden seien erst durch uns zu Wucherern geworden, wird höhnisch zurückgewiesen: *„Du temps de Moïse on agiotait dans le désert“* — schon zu Moses' Zeiten trieben diese Leute Differenzgeschäfte in der Wüste; was die Religion betrifft, so sagt sein Priester dem jüdischen Konvertiten: *„Vous ne serez jamais d'aucune religion“* — Ihr werdet in Wirklichkeit keiner Religion jemals angehören. Nicht minder kann man sich in der *Comédie humaine,* wie vielleicht an keinem anderen Orte, über alle Probleme der heutigen Politik belehren. Der Grundsatz steht fest: *„Le peuple est incapable de participer au gouvernement“* — das Volk, als solches, ist unfähig, an der regierenden Gewalt teilzunehmen: so urteilt bei Balzac der beste Kenner und hingebendste Freund des Volkes, der *médecin de campagne.* Das moderne Prinzip der Wahl von „Vertretern“ ist ein grundfalsches und kann nur zu Unheil führen: *„Plus l'assemblée représentera fidèlement les opinions de la foule, moins elle aura l'entente du gouvernement, moins ses vues seront élevées, moins précise, plus vacillante sera sa législation . . . .“* — je genauer das Parlament die Meinungen der Menge widerspiegelt, um so geringer wird sein Verständnis für das Geschäft des Regierens sein, um so unfreier sein Überblick, um so ungenauer und schwankender seine Gesetzgebung. Daß auf diesem Gebiete alle Einsicht gegen den Wirbelwind des Wahnsinns nichts vermögen wird — welcher Erfahrene sollte das bezweifeln? Hat doch zu allen Zeiten die Massensuggestion die Menschen in ihr Elend getrieben und wissen die grundschlechten Menschen, die bei dieser Entwickelung zu gewinnen haben, gar zu genau, was sie wollen und wie es zu erreichen ist; daher ruft denn der jüdische Bankier freudetrunken aus: *„Buvons à l'imbecillité du pouvoir qui nous donne tant de pouvoir sur les imbéciles!“* — leeren wir ein Glas auf die Dummheit der Machthabenden, die uns Finanzleuten so große Macht über die Dummen verschafft! Auch über die schwierigsten Fragen des Seelenlebens werden Sie am richtigen Orte stets

die tiefsten Aufschlüsse finden, mitgeteilt von den seherisch erfaßten einzelnen Hervorragenden. So ist z. B. im *Louis Lambert* die ganze Erscheinung Nietzsche's einschließlich der besonderen Gestalt der langen Wahnsinnsjahre genau vorgebildet, wenngleich auf einer poetisch höheren, verklärteren Stufe; auch wüßte ich nicht, wo man einen so lebendigen Einblick in die mittelalterliche Gedankenwelt gewinnt wie in dem Vortrag des Scholastikers Sigier in Gegenwart des lauschenden Dante; über das tiefste Wesen der Musik und — daraus gefolgert — über die Grundbedingungen eines neuen dramatischen Musikwerkes finden Sie in *Gambara* eine verblüffende Vorahnung Wagnerscher Erkenntnisse: die Musik „eine im innersten Wesen der Natur gewobene Kunst", die „ewige Melodie der Natur", die Notwendigkeit, daß die Musik „Poesie werde" und zu diesem Behufe, daß der Tondichter zugleich Wortdichter sei, Keime zu der Lehre von den musikalischen „Motiven" (sogar mit diesem selben Worte bezeichnet), — ja auch die Einteilung in drei Akte, die offenbar durch wesentliche Eigenschaften der Musik gefordert wird, das alles finden wir hier vorher verkündet. . . .

Möchten Sie, lieber Freund, sich beizeiten dieser unerschöpflich reichen Quelle zuwenden! Die Einfachheit und die Reinheit bezeichnet bei Balzac eine heilige Frau (in Anlehnung an die *Imitatio Christi)* als „die der Menschenseele von Gott verliehenen beiden Flügel"; Ihnen wurden beide zuteil, daher mein Vertrauen, daß Sie an keinem Born göttlicher Kraft achtlos vorübergehen werden.

Jetzt habe ich lange bei den Franzosen verweilt: es geschah einfach aus historischer Treue. Steckte ich auch viele Stunden des Tages bis über die Ohren in deutschen Büchern — sowie in englischen und französischen — die zumeist „weniger als Bücher", manchmal aber „mehr als Bücher" waren, so regte sich immer wieder das Bedürfnis nach der Labung, welche die besten französischen Autoren bieten, die, als Gesamterscheinung, unstreitig die ersten Buchkünstler der Welt sind.

In diesem Zusammenhang will ich über die Franzosen noch ein Letztes erwähnen, wenngleich es streng genommen nicht hierher gehört, da es sich nicht um Bücher handelt: ich gedenke meiner Liebe und Vorliebe für französische Lustspiele und Possen.

Auffallenderweise — denn ich muß Ihnen doch die Wahrheit berichten, auch dort, wo sie gegen meinen Geschmack zeugen mag — war Molière nicht mein besonderer Liebling, und zwar vielleicht aus dem Grunde, weil dieser so ausschließlich für die Bühne gedacht hat, daß dem Leser kaum Greifbares übrig bleibt; wie dem auch sei, ich habe viel häufiger als bei ihm bei Regnard, Marivaux, Scarron, Destouches, La Chaussée, D'Allainval und wie die Komödienschreiber des 17. und 18. Jahrhunderts alle heißen, verweilt. Auch Goethe scheint diese liebenswürdigen Verkörperungen französischer Grazie und Bühnengewandtheit geschätzt zu haben; denn Verse von Piron wurden ihm selber zugeschrieben, bis ich vor kurzem deren Ursprung nachwies — eine Leistung, auf die ich mir nicht wenig einbilde. Mir haben alle diese Autoren seit dreißig Jahren immer von neuem Vergnügen bereitet; sie bildeten sozusagen mein „Theater". Zu ihnen gesellte sich aber unter den Neueren namentlich Einer als Hauptmagnet: Eugène Labiche, der heitere, harmlose, unerschöpflich erfindungsreiche Possendichter des dritten Kaiserreiches. Labiche war ein durchaus origineller, echter Mensch, dem es einzig bei Landwirtschaft und Jagd behagte; man erzählt, er habe niemals der Erstaufführung eines eigenen Stückes beigewohnt; die Anregung zu seinen Possen erhielt er immer durch Andere, die zu ihm aufs Land hinausfuhren, wo dann der Meister aus ihren albernen oder ungeschickten Entwürfen in einer gutgelaunten Stunde kleine in sich vollendete Stücke spielend schuf, indem er aus jeder Situation das Komische herauszuheben und durch die drolligsten Einfälle zu beleben wußte. Sein Werk wäre mit ihm verschwunden — so wenig Bedeutung legte er diesen Spielereien seiner Muße bei — wäre nicht der bekannte Bühnendichter Emile Augier darauf verfallen, eine Auswahl zu veranstalten, wozu Labiche unter der einen Bedingung seine Zustimmung gab, er wolle selber aus dem Spiel bleiben. Und so entstanden die stattlichen zehn Bände des *Théâtre complet de Labiche,* die Ende der 80er Jahre erschienen. Was es aber mit dieser Vollständigkeit auf sich hat, zugleich auch, welche Freude mir dieser Dichter bereitet, mögen Sie daraus entnehmen, daß mein *Théâtre de Labiche* nicht zehn, sondern zwanzig Bände umfaßt! Im Laufe der Jahre ist es

mir gelungen, die verschollenen Heftchen alle bis auf sechzehn aufzufinden — unter ihnen manche der tollsten, gelungensten Einfälle. Diese lieben Bände habe ich stets zur Hand: quält der körperliche Schmerz, ist das Gemüt von Sorge bedrückt, wehen die Gedanken gar zu wild durchs Hirn — ich lege mich auf den Diwan mit einem beliebigen Band Labiche, lache bis zu Tränen und schlafe beruhigt ein.

„Lustigkeiten zu sagen und Scherze niederzuschreiben, dazu gehört ein großes Genie“: dieses Wort des unsterblichen Cervantes, das gewiß auch über Labiche und seine Vorgänger zurückstrahlt — denn in jeder reinen Heiterkeit liegt etwas Göttliches —, veranlaßt mich, hier eines Buches Erwähnung zu tun, das mich von der Kindheit bis zum heutigen Tage begleitet und somit meine Phantasie andauernd bevölkert hat — ich rede von dem Leben und den Taten des uns allen teuren Ritters von La Mancha. Ich sage „uns allen teuren“, und doch fällt mir bei diesen Worten ein, daß ich im Laufe meines Lebens nur wenigen wirklichen Kennern dieses unsterblichen Buches unter Büchern begegnet bin, Männern, — die wie Swift und Sterne, wie Herder, Goethe und Richard Wagner — gewußt hätten, daß ihnen hier eines der erstaunlichsten Meisterwerke menschlicher Gestaltungskunst vor Augen stehe. Keine große Kunst kann flüchtig erfaßt werden; denn jedes solche Werk ruft Ring um Ring hervor, und nur wer mit ihm lebt, gelangt nach und nach immer weiter hinaus bis zu der Ahnung der kosmischen Bedeutung — unausdenkbar, unerschöpflich — eines derartig meisterlichen Werkes. Vielleicht gibt es kein zweites Werk, in dem so deutlich wie hier beobachtet werden könnte, in welcher Weise eine Gestalt, die der Dichter erfand, sich nach und nach des Dichters bemächtigt, bis der zuerst scheinbar freiwaltende Erfinder zuletzt der gehorsame Diener der aus dem Schattenreich heraufgestiegenen Gestalt wird. Nur einem größten Dichter kann so etwas geschehen; er muß — wie hier der Fall — von Anfang an wahr gezeichnet haben, wenngleich unbewußt des herrlichen Inhalts seines Phantasiegebildes. So wächst denn Don Quixote aus einer anfangs zwar sympathischen, doch überaus schrullenhaft verschrobenen Figur — so glaubte Cervantes sie zu erblicken, als er seine Streitschrift gegen die albernen

Ritterromane in Angriff nahm — so wächst Don Quixote zu einer erhabenen, ja anbetungswürdigen Persönlichkeit aus, dessen Wahn zum nicht geringen Teil daraus entsteht, daß sie einer höheren, reineren, farbigeren Welt angehört, als unsere arme sublunäre es ist, — zu einer Gestalt, welche die Epoche der Ritterromane überlebt hat, ohne eine Spur ihrer Wirkung einzubüßen, und alle Jahrtausende siegreich überleben wird, weil uns in ihr ein höchstes Ideal rein menschlicher Kraft vor Augen gestellt worden ist. Dies hat Cervantes anfangs nicht gewußt, er hat es erst, während sein Werk ihm unter den Händen entstand, erfahren: der Dichter selber wuchs mit der erdichteten Gestalt. Das ist der Sinn der Worte am Schluß: „Für mich allein ward Don Quixote geboren und ich für ihn: er verstand zu handeln und ich zu schreiben; wir gehören beide einander an.“

In Don Quixote hat uns Cervantes eine rein arische Idealgestalt vor Augen gezaubert; die Biegung des Charakters ins Komische, veranlaßt durch einen gewissen Mangel an Gleichgewicht, dient lediglich, die verborgene Seelenstruktur aufzudecken. Zugrunde liegt bei Don Quixote die gewaltige und herrische Kraft der Einbildung, der wir in der Tat alles verdanken, was unsere Rasse Unvergleichliches geschaffen hat. Arier-sein heißt Schöpfer-sein; hierin liegt die Verwandtschaft dieser Rasse mit dem Göttlichen und die Überzeugung, Gottes Söhne — nicht seine Knechte — zu sein. Von Don Quixote heißt es: „Der Himmel hat nichts erschaffen, die Hölle nichts hervorgebracht, was ihn in Furcht und Schrecken versetzen könnte“; auch lehnt er trotz seiner christlichen Frömmigkeit heftig die Zumutung ab, irgend etwas aus Furcht vor Höllenstrafen zu tun oder zu lassen. Dieser vollendet freie Mann gestaltet nun die Welt nach seinem Gutdünken: „Ich bilde mir ein, daß alles so ist, wie ich es sage, ohne daß weder links noch rechts etwas mangelt“; und als Sancho ihm einwirft, seine Dulcinea habe nicht das Geringste begangen, was ihn veranlassen könnte, rasend zu werden, erwidert der edle Ritter: „Das ist gerade die Blume meiner Unternehmung; denn daß ein irrender Ritter aus Gründen rasend wird, das ist weder etwas Besonderes noch Anmutiges: die Feinheit ist, ohne alle Ursach' unsinnig zu werden!“ Hierbei ist wohl zu beachten,

daß Don Quixote, trotz der gebieterischen Kraft seiner gestaltenden Phantasie, sich dadurch von einem Wahnsinnigen unterscheidet, daß er sich im Grunde seines Gemütes der Willkür seines Verfahrens bewußt bleibt: beim Geistesirren beherrscht die Phantasie den Willen, bei Don Quixote gebietet der Wille der Phantasie. Wer das Buch so liest, wie es gelesen werden sollte, dem wird die Stelle nicht entgehen, wo — gegen Schluß des neunten der zwölf Bücher — es heißt: „Dieses war der erste Tag, an welchem Don Quixote es durch und durch glaubte und fest überzeugt war, daß er ein wahrhafter und kein eingebildeter Ritter sei“. Sie sehen: anstatt, daß die vielen schlechten Erfahrungen ihn von seinem Ideal abbrächten, lebt er sich immer mehr hinein und stellt gegen Schluß das stolze Bekenntnis auf: „Ich wurde geboren, um sterbend zu leben“. Dieser großartige Arier weist nun keinen einzigen Zug der Selbstsucht, des Neides, des „Gemeinen, das uns alle bändigt“, auf; er ist fleckenlos rein; „der Himmel hat ihm ein zartes und mitleidiges Gemüt geschenkt, welches immer wünscht, allen Gutes und keinem Menschen Übles zuzufügen“, und der redliche Sancho ruft aus: „Wegen seiner Unschuld liebe ich ihn wie die Blutstropfen in meinem Herzen!“ Ehrgeizig ist er — doch nur auf den Ruf eines Tapferen und fleckenlos Ritterlichen. „Oh Du Demütiger unter den Stolzen!“ Diese Gestalt lernte nun, wie gesagt, Cervantes erst beim Schreiben kennen — oder wenigstens er-kennen — daher ihre siegreiche Überzeugungskraft; hier redet der Heilige Geist durch die durchsichtig gewordene Seele eines erhabenen Dichters.

Ein Buch gibt es, das ich zwar viel später als den *Don Quixote* kennen lernte, trotzdem aber noch häufiger gelesen habe: Laurence Sterne's *Tristram Shandy.* Rein als Werk der Buchkunst betrachtet, halte ich dieses Buch für das vollendetste Meisterwerk unter allen mir bekannten. Jahrelang stand es in meinem Buchgaden, und ich wußte nichts damit anzufangen; wo ich's auch aufschlug, ich fand lauter Rätsel, und kaum glaubte ich im Sattel zu sitzen — schon hatte mich das übermütig ruhelose Roß zu Boden geworfen; endlich, auf dem Umwege über die köstliche *Empfindsame Reise* ging mir ein Licht auf, der Philisterstar war gestochen! Es folgten Jahre, wo ich mich selten ohne *Tristram Shandy* zur

Ruhe begab. Dieses Buch kenne ich Satz für Satz auswendig. Es wird immer bedeutender, je besser man es kennt, und ist eigentlich — ebenso wie *Don Quixote* — nicht zum „Gelesenwerden" bestimmt, vielmehr zur Einverleibung. Goethe's wiederholt geäußerte Hochschätzung wird Ihnen bekannt sein? Er sagt, Sterne habe „das Menschliche im Menschen auf das zarteste entdeckt" und „die große Epoche reinerer Menschenkenntnis zuerst angeregt und verbreitet". *Don Quixote* weist fremdartige Füllsel auf — Novellen, Gedichte, Tagesstreitfragen — und ist überhaupt aus der anfänglich beabsichtigten Tendenzerzählung erst nach und nach zu seiner vollen Bedeutung hervorgewachsen; *Tristram Shandy* ist von Anfang bis zu Ende ein einheitliches Werk von absoluter Originalität, es steht außerhalb jeglicher Schablone und kann in keine unserer Gattungen eingereiht werden: daher müssen wir es als fleckenlos reine Kunst ansprechen. „Sollen wir denn ewig neue Bücher machen in der selben Art, wie die Apotheker ihre Mixturen herstellen, indem sie aus einem Gefäß ins andere gießen?" — so fragt Sterne und zeigt uns, daß man's anders machen kann. Mir wurde einmal eingeworfen, das abrupte Ende sei ein schwerer Formfehler; denn das Buch finde keinen Abschluß, und man bleibe unter dem Eindruck, der Verfasser habe die Feder willkürlich hingelegt; das ist ein Irrtum: an diesem scheinbar so erratischen Buche ist nichts Zufall oder Willkür, sondern bis zum letzten Wort hinab alles bewußt vollendete Kunst. Ein solches Buch darf nicht Anfang, Mitte und Ende (im chronologischen Sinne) aufweisen; denn jede abgeschlossene Begebenheit — eine geringe Überlegung wird Sie davon überzeugen — weist aus dem Buche hinaus auf ein Anderes hin, welches nicht mehr das Buch ist, wenn es auch dem Buche sein Dasein verdankt; wogegen beim vollendeten Buche jeder Satz als Mittelpunkt betrachtet werden kann und es bei *Tristram Shandy* in der Tat vollkommen gleichgültig ist, wo man zu lesen anfängt, während andererseits keinem wahren Kenner des Buches die Beziehung zwischen Schluß und Anfang entgehen kann, er vielmehr hierin einen der meisterlichsten Züge der Organisierung des Aufbaues bewundern wird, eines so zarten, zugleich durchdachten und verborgen gehaltenen Aufbaues, daß er ebenso unsichtbar bleibt, wie derjenige eines von der Natur erschaffenen lebendigen Wesens. Überall beißt sich

die Schlange in den Schwanz. Man darf wohl behaupten, das mittlere Lebensgesetz dieses Buches sei das der „Abschweifung" (*digression*, wie Sterne es nennt). *„Digressions, incontestibly, are the sunshine, — they are the life, the soul of reading"* — unstreitig bilden die Abschweifungen den Sonnenschein, ja, sie bilden das Leben und die Seele der Bücher. Auch das ist dem Leben abgeguckt, in welchem alle Folgerichtigkeit jeden Augenblick durchkreuzt und durchbrochen wird und erst als Gedanke und Willensimpuls ideale Beharrlichkeit empfängt. Das unvergleichlich plastische Leben Vater Shandy's, Onkel Toby's, Frau Shandy's — mit dem dünnblauen, kalten, durchsichtigen Kristallauge, auf dessen Grund man die geringste Regung einer Begierde oder eines Wissenswunsches erblickt hätte, wenn so etwas je bei ihr vorgekommen wäre — des Geistlichen Yorick, des Korporals Trim, des Arztes Dr. Slop usw. — rührt zum nicht geringen Teile von diesem Grundgesetz des Buches her: man lernt alle diese Leute kennen, wie man sie im Leben kennen lernen würde, aus hundert kleinen, zufällig sich kundtuenden Zügen, über die wir nicht moralisierend nachdenken, die aber auf unsere Vorstellung von der Persönlichkeit einen bestimmten Eindruck hinterlassen. Wenige Menschen überlegen sich wahrscheinlich, welche meisterliche Besonnenheit des aus unbewußter Kraft schaffenden Genies nötig gewesen sein muß, um auf diese Weise leuchtend sichtbare Gestalten zu erschaffen: Alles scheint Zufall, und alles ist Kunst!

So bietet uns dieses einzige Werk eine unerschöpfliche Quelle tiefster Menschenerkenntnis, einen ebenso unerschöpflichen Born des Witzes, des Humors, der Satire, und bietet zugleich den Wenigen, die über Buchkunst denken mögen, unerschöpflichen Stoff zum Nachsinnen.

Von anderen neueren Engländern habe ich in diesem Zusammenhang kaum Veranlassung zu reden; denn las ich auch viele englische Autoren, ihre Bücher wurden nicht wie *Tristram* zu ständigen Begleitern meines Lebens. Von Shakespeare — der mir jetzt seit einem halben Jahrhundert nie von der Seite wich — habe ich nicht zu sprechen, da seine Werke mehr als Bücher sind. Unter den vielen vorzüglichen englischen Historikern sind mir eigentlich nur zwei ans Herz gewachsen, so daß ich ihre Bücher immer von neuem hervor-

hole, um mich an ihnen rein als Erzeugnissen hoher Buchkunst zu erquicken: Gibbon und Carlyle. G i b b o n ist dem großartigsten Vorwurf mit solcher Großartigkeit der geistigen Auffassung, der plastischen Darstellung und des sprachlichen Ausdruckes gerecht geworden, daß sein Werk, trotz aller sogenannten Fortschritte der Wissenschaft, unvergänglich bleibt wie jedes überragende Kunstwerk. Bei C a r l y l e hat die merkwürdige Persönlichkeit des apokalyptischen Sehers es verstanden, sich einen so durchaus eigenartigen Gedanken- und Ausdrucksstil zu bilden, daß er in der Weltliteratur ebenso einsam steht, wie er im Leben einsam stand. Carlyle wäre als „germanisch-christlicher Prophet" zu bezeichnen; als solcher gehört er keiner Zeit an, vielmehr den gleichgestimmten Seelen aller Zeiten. Ihm nahe verwandt ist der große Künstler und Mensch J o h n R u s k i n: auch bei ihm suche ich oft Erhebung und Kraft. Zu den englischen Romanen ist es mir niemals gelungen, nähere Fühlung zu gewinnen; selbst bei den besten blieb mir stets die lästige Empfindung, meine Zeit vergeudet zu haben. Wenn man von dem einen Dichter von Gottes Gnaden, W a l t e r S c o t t, absieht, den ich mit kindlicher Verehrung liebe und von dessen *Waverley Novels* ich alljährlich einen oder zwei zu lesen pflege, erscheint mir diese ganze Kunst des Fabulierens, welche die Engländer wie besessen hält, als eine recht dünnflüssige und geisttötende; ich glaube auch, sie hat auf das englische Hirn eine verblödende Wirkung ausgeübt. Eine Ausnahme bildet *Pickwick,* das Werk von D i c k e n s' noch unbefangener naiver Jugend, in welchem schärfste Beobachtungsgabe im Verein mit heiterster Laune die eigentliche Genialität, soweit dies möglich, ersetzt hat.

Nun höre ich Sie aber laut dazwischen rufen: „Kommen Sie denn nicht endlich auch zu den Deutschen!" Und da kann ich Ihnen das Geständnis nicht ersparen: die Deutschen sind bisher keine Meister der reinen Buchkunst. Zwar waren neunundneunzig vom Hundert der Bücher, die ich in allen diesen Jahren las, deutsche Bücher — alle gehaltvoll, manche bedeutend, einzelne hervorragend — doch kaum jemals in dem Sinne von „Büchern, die Bücher sind"; die allermeisten waren weniger als Bücher, die wenigen, welche höchster Kunst oder tiefstem Besinnen entsprangen, gehörten zu

einer höheren Gattung als alles, was vernünftigerweise die Bezeichnung „Buch“ tragen darf. Freilich hat der eine und einzige Schopenhauer es verstanden, die tiefsten philosophischen Gedanken in so vollendeter literarischer Form vorzutragen, daß man den Einfluß der französischen Meister erkennt; abgesehen aber davon, daß sein Ziel weit hinausschießt über die Grenze des „Buches“, hat gerade diese auf deutschem Boden unerwartete stilistische Vollendung, der Glanz und die weltmännische Gefälligkeit der Darlegung eine nicht unbedenkliche Wirkung ausgeübt, indem die Leser zu der Wahnvorstellung verführt werden, weil sie die Worte verstehen, so hätten sie zugleich die Gedanken erfaßt, eine Illusion, dank welcher der misanthropische Weltweise zum Modephilosophen und Liebling der Frauen wurde, während in Wirklichkeit sein Gedankengang sich sehr Wenigen offenbarte (vergl. S. 282).

Höchst eigentümlich und bezeichnend ist es, daß diejenigen Deutschen, die von der Natur zu bedeutenden Buchschreibern bestimmt erscheinen, es niemals fertig gebracht haben, die Bücher zu verfassen, die man von ihnen erwarten konnte; als Beispiel nenne ich die zwei genialsten: Lichtenberg und Herder.

Lichtenberg halte ich für einen der geistvollsten Menschen, die je gelebt haben; dabei besitzt sein Geist eine Ursprünglichkeit und furchtlose Unabhängigkeit, wie man sie selten antrifft. Goethe urteilt: „Lichtenberg stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen!“ Er wäre der Mann gewesen, das deutsche Meisterwerk des Humors zu schaffen, mitteninne zwischen den subtilen Seelenanalysen und der unbarmherzig heiteren Geißelung menschlicher Dummheit und Boshaftigkeit des *Tristram Shandy* und dem phantastisch tiefen Weltblick des *Don Quixote;* sein ebenso geistreiches Zeichentalent hätte ihn sogar befähigt, dieses Werk auch nach der bildlichen Seite in originellster Weise auszugestalten; war gleich dem deutschen Humoristen die plastische Gestaltungskraft des überschwenglichen Spaniers nicht eigen, eine gewisse schwankende Nebelhaftigkeit hätte der Darstellung deutschen Gelehrtenwesens zugute kommen können, und an Ursprünglichkeit und Glanz des Witzes nahm Lichtenberg es mit Sterne auf. Statt dessen hat er uns nichts hinterlassen als „Kollektaneen“ von Einfällen,

zahlreiche Papierschnitzel mit blitzartigen Witzgedanken und einige hundert Briefe, die zu den unterhaltendsten in deutscher Sprache gehören. Von einem Plan zu einem Roman ist öfters die Rede, ebenfalls von einem satirischen Gedicht, doch fand sich von beiden im Nachlaß keine Spur; auch von der, wie es scheint, in Swiftscher Manier gedachten Gelehrteninsel Zezu wissen wir nur durch einzelne Witze. Im übrigen verschwendete leider der gelehrte Professor der Physik seine Muße auf allerhand Kalenderarbeiten, kleine Biographien, Zerstörung modischer Zeitströmungen — wie z. B. des Lavaterschen Physiognomik-Taumels — geistvolle Erläuterungen zu Hogarth's Stichen usw. usw. Wenige Menschen haben so viel und so tief über Wesen und Wert des Buchschreibens nachgedacht: „Eine seltsamere Ware als Bücher gibt es wohl schwerlich in der Welt: von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.“ In diesem vielen Nachdenken über die Buchkunst glaube ich das Hindernis erblicken zu sollen: Lichtenberg standen die hemmenden Bedingungen und die bedeutenden Anforderungen wahrer Buchkunst gar zu deutlich vor den Augen. Einmal ruft er aus: „Der Gedanke, daß es so außerordentlich leicht ist, schlecht zu schreiben, hat mich oft beschäftigt. Ich meine nicht, daß es leicht sei, etwas Schlechtes zu schreiben, was man selbst für schlecht hielt, nein! sondern daß es so leicht ist, etwas Schlechtes zu schreiben, das man für sehr schön hält.“ Namentlich empfand er — der in vielen Wissenschaften bewanderte Hochschullehrer — die Hemmnis, welche die Bildung selbst allem guten Schreiben entgegensetzt; die Alten, meint er, hätten ohne Mühe gut geschrieben, weil sie schrieben, wie es ihnen ums Herz war: „Sie schrieben wahr, wie die Kinder wahr reden. . . . Homer hat gewiß nicht gewußt, daß er gut schrieb, so wenig wie Shakespeare“; heutzutage dagegen „ist natürlich schreiben fast unnatürlich“. Damit legt er gewiß den Finger auf einen der Hauptumstände, die ganz Deutschland in dieser Hinsicht bedrücken: die Menschen sind hierzulande allzu gebildet und verehren die Bildung — rein als solche und im Gegensatz zu der Anerkennung angeborener Geistesgaben — zu sehr, um mit naiver Freude und Unbefangenheit an ein eigenes, dem eigenen Innern

wahrhaft entsprechendes Gestalten zu gehen. Dies bewirkt, daß den Deutschen meistens die Gabe fehlt — wie Lichtenberg bemerkt — „die Sachen zusammenzubringen und dann stark und gut zu sagen“. Auch bedingt die beständige Rücksicht auf ein in seiner Bildung sich sonnendes Publikum, daß der deutsche Schriftsteller „das Meiste mit einer einschläfernden Unmaßgeblichkeit und feigen Unvorgreiflichkeit sagt“.

Bei aller Gegensätzlichkeit der Begabungen, es herrscht doch eine Verwandtschaft des Schicksals zwischen Herder und Lichtenberg, und zwar wegen des Druckes der gleichen Verhältnisse. Den jungen Herder bezeichnet Goethe als ein „mystisch weitstrahlsinniges Ganzes, eine in der Fülle verschlungener Geschöpfsäste lebende und rollende Welt“, und Herder selber empfindet sich „an dem Ufer eines Gedankenmeeres, wo auf der Höhe desselben der Blick sich in den Wolken verliert“. Alles konnte man von dem seltenen Mann erwarten: besser ausgerüstet als ein Voltaire oder ein Rousseau, besaß er außerdem jene Schwingen, welche einzig die deutsche idealische Gesinnungsart verleiht — und nichtsdestoweniger schaut er am Schluß seiner ersten Schaffenszeit betrübt auf „eine Perspektive von Fragmenten, von Wäldern, von Torsos“ zurück und seufzt über „seinen halbverständlichen, halbsombren Stil“; am Schlusse seines Lebens hätte er zu solchen Worten nur noch mehr Veranlassung gehabt. Genau wie Lichtenberg bedrückt auch ihn seine grenzenlose Bildung als eine ungeheure Last: „Wann werde ich so weit sein, um alles, was ich gelernt, in mir zu zerstören, und nur selbst zu erfinden, was ich denke und lerne und glaube!“ Des weiteren: „So geht's allen Vielbelesenen und Zuviellesenden .... so geht's mir.... Indem ich nie mit ganzer zusammengenommener, natürlich vollkommener Seele lese, so wird kein Eindruck ganz!“ Es verdient alle Beachtung, daß weder Goethe noch Schiller Gelehrte waren, ja, daß keiner von Beiden eine regelrechte Schulerziehung genossen hatte. Goethe lernte das Latein gleichsam im Spiel von seinem Vater, desgleichen die modernen Sprachen; seine weitere Ausbildung geschah durch verschiedene Lehrkräfte, ohne festen Plan und zum Teil nach der Willkür des Jünglings. Die freie Beschaffenheit von Goethe's Universitätsstudien — jedes Fachwesen ablehnend — wird Ihnen aus *Dichtung und Wahrheit* vertraut sein. Minder erratisch verlief

Schiller's Bildungsgang, doch für Gymnasialbegriffe höchst ungenügend und mehr technisch als humanistisch. Nun aber sagen Sie sich selber: wie frei bewegen sich diese Beiden im Vergleich zu ihrem verehrungswürdigen Freunde Wilhelm von Humboldt, dessen ungeheures Wissen jede Bewegung hemmt und ein freies Erschaffen niemals aufkommen läßt! Ebenso wie die Sonne, der wir alles Leben verdanken, dennoch Wachstum hemmt und zum Stillstand bringt, ebenso hindert allzu starke Geistesbesonnung die inkräftige Entfaltung des Geistes. Ein klassisches Beispiel hierfür ist Herder, der von sich mit Recht bezeugt, „das Schicksal habe ihm die ganze fertige Anlage dazu dargeboten, sein Leben zu genießen", wenn er „nur leichte Studien gewählt hätte". „Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe.... Welch ein anderes Gebäude einer anderen Seele! Zart, reich, sachenvoll, nicht wortgelehrt, munter, lebend, wie ein Jüngling! Einst ein glücklicher Mann! Einst ein glücklicher Greis!" Und so kommt er denn dazu, seinen Beruf als „Autor" zu verwünschen und den Entschluß zu fassen: „Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden!" Ein verhängnisvoller Entschluß für einen Mann, der durch Natur und Schicksal zum Schreiben bestimmt war und bis zu seiner letzten Stunde nicht davon hat lassen können.

Meine Liebe zu Herder ist Ihnen aus vielen Gesprächen sowie aus meinen Schriften bekannt; in manchen Beziehungen erblicke ich in ihm den reichsten Anreger unter allen Deutschen; in bezug auf hellseherische Ahnungskraft kommt ihm keiner gleich. Die Stelle über ihn in meinem *Goethebuch* (S. 30 fg.) wird Ihnen, glaube ich, erinnerlich sein, ich verweise Sie darauf. Nichtsdestoweniger muß ich bekennen: „in Herder" lese ich gern alle Tage, „Herder lesen" ist mir ein Ding der Unmöglichkeit. Denn seine Schriften sind nicht allein formell, sondern auch inhaltlich ein Chaos, vergleichbar den von den Geologen als Konglomerat bezeichneten Felsarten, in denen wir Steine von verschiedenstem Wert und Unwert durch einen gestaltlosen Kitt zu einem scheinbaren Ganzen vereinigt sehen. Und zwar bildet diese Eigenschaft so sehr das Kennzeichen des Stils dieses „vom Geiste der Schriftstellerei sich entfernen-

den" Schriftstellers, daß wir ihn am besten dort erblicken, wo er — wie in den *Briefen zur Beförderung der Humanität,* der *Adrastea* usw. — sich ohne jedes gestaltgebende Ziel frei nach Willkür bewegt. Vielleicht werfen Sie mir die *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* ein? Doch bietet gerade dieses Werk ein Schulbeispiel für die Art, in der Herder sich selbst entfremdet wurde durch den Versuch, monumental zu gestalten. Hierüber etwas zu sagen, mag füglich nach den zwei berühmten Besprechungen Kant's überflüssig erscheinen. Nur darauf will ich Sie aufmerksam machen, daß es der Versuch, ein allseitig Abgerundetes hinzustellen, war, was das Werk verdarb und für mein Gefühl fast unerträglich machte; denn dieser Umstand bahnte allen Schwächen Herder's den Weg und erteilte immer von neuem dem Kanzelredner das Wort zu allerhand flachen Harmonisierungen zwischen Gott und Natur und unmöglichen Behauptungen über Pläne der Vorsehung, in die kein Mensch Einblick besitzen kann. Ich weiß nichts Peinlicheres, als einen Mann von überragender geistiger Bedeutung Redensarten gebrauchen zu hören. Vor lauter Ärger beachtet man dann nicht tausend oft hinreißend geistsprühende Bemerkungen, mit denen der Verfasser kommenden Zeiten vorauseilt. So hat er z. B. unserem verehrten Uexküll genau vorgefühlt: „Jedes Geschöpf hat also seine eigene, eine neue Welt". Und finden Sie es nicht entzückend, wenn er schreibt: „Das Schalen-Tier ist g a n z G e f ü h l, nur Meeres-Gefühl; wir müssen es Gefühl nennen, weil wir kein anderes Wort haben"? Rein als Bücher betrachtet, halte ich die theologischen Schriften Herder's für die besten und pflege stets namentlich die beiden schönen Bücher über die Evangelien meinen Freunden ans Herz zu legen: *Vom Erlöser der Menschen nach unseren drei ersten Evangelien* und *Von Gottes Sohn, der Welt Heiland nach Johannes Evangelium;* als Ergänzung dient seine *Regel der Zusammenstimmung unserer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung.* In diesen Schriften und noch anderen, die der Theologie und der Pädagogik gewidmet sind, spricht einfach der echte deutsche Gelehrte, und zwar der Gelehrte von Genie; eigentlich gehören sie aber nicht in die engere Reihe unserer „Bücher, die Bücher sind", da sie einem wissenschaftlichen Zwecke dienen und künstlerische Höhe nicht erstreben, sondern nur

gleichsam zufällig hier und dort erreichen, wo die Begeisterung den edlen Verfasser durchglüht und emporträgt.

Und nun, teurer Freund, stockt mir die Sprache, denn eigentlich habe ich nur noch einen Namen zu nennen als den eines täglichen Genossen, und vor diesem Namen verstummt, wer seine Bedeutung ahnt. Nicht wahr, Sie mißverstehen mich nicht? Deutsche Bücher der Neuzeit gibt es genug, die ich hoch zu verehren wußte; lassen Sie mich als Beispiel die formvollendeten Schriften Moltke's nennen, Bismarck's *Gedanken und Erinnerungen* — eines der originellsten Erzeugnisse unbuchmäßiger Buchkunst, dann auch alles von Treitschke, die wundervollen Denkwürdigkeiten des Grafen von Roon, Schriften und Briefe des mir besonders vertrauten Wilhelm von Humboldt und gar manches andere nach den verschiedensten Richtungen hin. Das alles gehört aber nicht zu dem abgesteckten Begriff der Bücher im engsten Sinne des Wortes, die mir während des letzten Lebensdrittels beständige Weggenossen gewesen wären. Hier habe ich wirklich unter den Deutschen nur einen einzigen Namen zu nennen — dieser Einzige allerdings eine ganze Welt für sich: Goethe.

Es ist gut, daß ich diesem Namen ein Buch von etwa 800 Großoktavseiten gewidmet habe, sonst ginge dieser Brief überhaupt nie zu Ende! Heute nur eine kurze ergänzende Betrachtung mit Rücksicht auf das Thema, das hier im Vordergrund unseres Interesses steht.

Goethe — so dünkt mich — gehört einer anderen Menschenart an als wir Alle: entweder stellt er den Rückschlag dar in eine längst entschwundene, vergessene Gattung, in irgendwelche Ur-Sumero-Akkader, die vor dem Einbruch der menschlichen Halbaffen ein hohes Dasein führten, oder wir haben in ihm den Vorverkünder einer in künftigen Tagen dem Deutschtum zu entsteigenden verklärteren Menschenart zu verehren; wie dem auch sei, das Kennzeichen dieses besonderen, einzigen Menschen ist sein Verhältnis zum Wort. „Die Sprache ist die Wurzel der Lüge“: so urteilt mit Recht der weise Inder. Stellen wir uns einen „Ursprung der Sprache“ vor — so etwas ist freilich immer höchst bedenklich — so pflegen wir vorauszusetzen, die einzelnen Wörter hätten im Anfang den Dingen entsprochen; schon diese Annahme ist anfechtbar, denn

es scheint vielmehr, daß bei primitiven Sprachen das Subjektive vorwiege — Begehren, Liebe, Haß, Freude, Furcht, Schmerz usw. —, wogegen der Versuch, die Wörter objektiv zu umgrenzen, das Ergebnis einer auf höhere Kultur hinstrebenden Richtung darstellt. So schwankt denn von Beginn an die Sprache und ist eher geeignet, den Leidenschaften als der Erkenntnis zu dienen; und hieraus folgt, daß — um mich in aphoristischer Kürze auszudrücken — der bewußt denkende und darstellende Mensch ein Material vorfindet, welches von Hause aus zu seinen Zwecken nicht geeignet ist, sondern erst durch harte Arbeit zu diesem Behufe umgeschmiedet werden müßte. Dies geschieht nun nicht, und darum wird die Sprache zur „Wurzel der Lüge". Die Stelle in der Schülerszene von Faust I über das „Haltet Euch an Worte!" ist zu allbekannt, als daß ich sie anzuführen brauchte; unbekannt wird Ihnen dagegen folgende Briefstelle Goethe's aus seinem 79. Lebensjahre sein: „Bei den Menschen verwandelt sich aller Gehalt sehr schnell in Worte, in welchen zuletzt weder Anschauung, noch Gedanke, noch Begriff, noch Wissen übrig bleibt, sondern deren man sich zu leerem Spiel als Rechenpfennigen bedient". Und nun ruft Goethe aus: „Dagegen habe ich mich mein ganzes Leben gewehrt!" Dieser Eine nimmt, mit vollem Bewußtsein dessen, was nottut, den Kampf auf, entschlossen die allgemein herrschende Tatsache der Sprachunzulänglichkeit zu überwinden: das Wort zu bändigen und zu gewältigen, bis es ein Organ der Wahrheit werde. Was Christus die Wiedergeburt nannte, tritt hier auf als Wiedergeburt der Sprache: wer Goethe wirklich verstünde, würde wieder Kind werden und von neuem reden lernen. Darum ist Goethe's Stil unnachahmlich; das, was ihn auszeichnet, entspringt nicht einer äußerlichen Formgebung, sondern einer inneren, religionsartigen Überzeugung und einem das ganze Leben beherrschenden Hochziel.

Schiller — auf dessen Urteil wir uns unbedingt verlassen dürfen — nennt als das Kennzeichnende an Goethe's Stil die ihm allein eigene Fähigkeit, „das Geheimnis des Herzens in einem einzigen Worte auf einmal und ganz auszusprechen": diese magische Gewalt des einzelnen Wortes kann aber nur erzielt werden, wenn sich die ganze Sprache auf das streng Wahre einstellt und einschränkt. Goethe selber bekennt als seine stilistische „Maxime", „sich so viel

als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein als nur zu tun sei in sich aufzunehmen": bemerken Sie, in welcher Weise hier die Sorge um den Stil das ganze Wesen erfaßt und sogar den sittlichen Charakter in Mitleidenschaft zieht? Ein zweites Wort Schiller's vertieft die Einsicht in diese stilistischen Geheimnisse: Goethe's bewußtes Ziel sei es, „alles Stoffartige zu vertilgen". Dieses Ziel führt notwendig zur vollkommenen Schlichtheit bei vollendeter Genauigkeit des Wortes. Wie ich selber schrieb: Nie hat ein so unoratorischer Sprachgewaltiger gelebt; und das besagt: nie hat ein Dichter die stoffartige Wirkung des Wortes so streng gemieden, ebenso wie die pathologische Wirkung der Rede, über die Goethe spottet, es sei leicht überreden und schwer überzeugen. Wohingegen er einzig und allein durch die innerliche Kraft der schlichten Wahrheit wirken wollte und wirkt. So spiegelt sich die Reinheit seines Wesens in seiner Sprache.

Jeder wird ohne Erläuterung verstehen, daß sich hier Kreis um Kreis, weiter und immer weiter, zieht: soll das Wort nur eigentlich und rein gebraucht werden, so muß der ganze Satz an dieser Eigenschaft teilhaben, und wäre ein derartiger Satz vereinzelt, er fiele unharmonisch aus dem Zusammenhang heraus; so muß denn stets eine Schrift in allen ihren Teilen dem gleichen Gesetze gehorchen, und wir erlangen schließlich die Einsicht, selbst der Grundgedanke des Ganzen — die Erfindung, die Anlage — erfolge aus genau der gleichen Überzeugung, aus der gleichen Weltanschauung, aus dem gleichen Geistesflug, der dem Einzelwort die magische Wirkung verleiht. Ich hätte ebensogut den weitesten Kreis statt des engsten an erster Stelle nennen können; ich tat es darum nicht, weil dasjenige, was an dem Geheimnis der Goetheschen Sprache zunächst auffällt, die Verwendung der einzelnen Wörter ist, wogegen die weiteren — die eigentlich tragenden, bestimmenden — Eigenschaften erst später bemerkt werden und — wie ich befürchte — den Meisten überhaupt niemals zum Bewußtsein kommen. Goethe klagt in seinem 74. Jahre: „Leider liest niemand heutzutage, als nur das Blatt los zu werden". Diese Worte beziehen sich auf die vielen kleinen Aufsätze zu Literatur, Kunst und Leben, die wohl auch heute kaum Ein Deutscher in Zehntausend jemals zu Gesichte bekommt und von denen Goethe bemerkt, „in jedem solchen Hefte (von

Kunst und Altertum) ist mehr Leben niedergelegt, als man ihm ansieht".[1]) Hieran knüpft der Greis die echt Goethesche Nutzanwendung: „Darum soll der Schreibende immer tüchtiger werden, um der Nachwelt ein Zeugnis zu hinterlassen, daß er nicht umsonst gestrebt hat"; wir aber haben daraus die Lehre zu ziehen, daß wir Goethe und seinen neuen Stil zu lesen erst lernen müssen, damit uns die Augen aufgehen über das in den geringfügigsten seiner Blätter „niedergelegte Leben". Hier kann ich nicht anders, als Sie wiederum auf mein Goethebuch verweisen und Sie namentlich bitten, den Abschnitt „Die Form in Goethe's Dichtungen" nicht flüchtig — nur das Blatt loszuwerden —, sondern wiederholt, Zeile für Zeile, durchzunehmen. Es kommt alles darauf an, Goethe lesen zu lernen; ja, ich will Ihnen das Geheimnis verraten: jenes ganze Buch verfolgt diesen einen Zweck.

Eine einzige Empfehlung sei noch besonders unterstrichen.

Schiller belehrte uns vorhin, das Hauptkennzeichen an Goethe's Stil sei das Bestreben, „alles Stoffartige zu vertilgen": dieses Wort sollten Sie in großen Lettern an Ihrem Goethe-Schrank anbringen, damit Sie nie einen Band herausnehmen, ohne dessen zu gedenken, daß der Stoff — gleichviel welchem Gebiete der reichen Welt Goethe's er angehöre — immer nur an zweiter oder dritter Stelle in Betracht zu kommen hat, wogegen der Stil im umfassendsten Sinne — als Erfindung, Denkweise, Aufbau, Wahl des Ausdrucks — ein Geistesleben offenbart, das einer höheren Sphäre angehört und das der Leser darum nicht wahrnimmt, solange seine eigene Seele auf diese höhere Tongebung nicht gestimmt ist. Dies gilt bei allen Werken Goethe's. So ist es z. B. vom höheren Standpunkt aus gleichgültig, ob Goethe mit seiner *Farbenlehre* recht habe — wenn dieses Wort überhaupt einen Sinn hat: das Werk bleibt der genannten geistigen Eigenschaften wegen nicht weniger unsterblich in dem einen Falle als in dem anderen. Und nehmen Sie, bitte, *Werther* zur Hand!

Wiederholt im Laufe seines langen Lebens klagt Goethe, der beispiellose Erfolg dieses Buches, das bis zu den Indianern und zu den Chinesen drang, beruhe lediglich „auf dem Stoffe", das Buch

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei warm empfohlen das Büchlein *Goethe's kleinere Aufsätze* in Auswahl von W. von Seidlitz (München, F. Bruckmann).

als Kunstwerk bleibe unbeachtet. Was Schiller das Stoffartige nennt, das zu vertilgen das genialste an Goethe's Leistung ausmache, bildet hier die Erzählung, d. h. die Reihe der Begebenheiten, die bis zu Werther's Tod führen und mit ihm abschließen. Sie erinnern sich des vorhin bei Gelegenheit von Sterne's *Tristram Shandy* Ausgeführten: jede Erzählung mit Anfang, Mitte und Ende weist aus dem Buche hinaus und bedeutet insofern eine Herabsetzung der Bedeutung des Buches als Buch. Das wußte Goethe wohl, der größte aller Buchkünstler, und singt darum in dem Gedicht „Unbegrenzt“:

Daß Du nicht enden kannst, das macht Dich groß,
Und daß Du nie beginnst, das ist Dein Los.
Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort das selbe,
Und was die Mitte bringt ist offenbar
Das was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Daher die auffallende Erscheinung, daß Goethen nicht allein das Abschließen und Abrunden Mühe bereitet, weil hier ein Künstliches im Gegensatz zu einem Künstlerischen gebietet, sondern auch das Anfangen oftmals schmerzlich schwer fällt. Von einem seiner herrlichsten Gedichte meldet er: „Als einen stillen Schatz bewahrte ich es vielleicht vierzig Jahre und konnte mich erst jetzt entschließen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo es mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint.“ In diesem an einen geistig hochstehenden Freund gerichteten Bekenntnis heißt es dann weiter: „Wird das Gebildete jedoch in einem treuen energischen Geiste reproduziert, so gelangt es wieder zu seinem ursprünglichen Rechte“ (Brief an Reinhard vom 5. 7. 1824). Ein bedeutendes, wohl zu beachtendes Wort, diese Anrufung Goethe's der Treue und der Energie bei seinen Lesern, ohne welche des Buchkünstlers Gebilde nicht „zu seinem Rechte komme“! Verstehen Sie jetzt, was ich meine, wenn ich behaupte: der Mensch, der *Werther's Leiden* teilnahmsvoll liest und vielleicht nassen Auges aus der Hand legt, hat in den meisten Fällen nicht die entfernteste Vorstellung von Goethe's Buch als Kunstwerk, d. h. also von dem, worauf es Goethen ankam, von seiner eigentlichen Absicht und Leistung. Wir dürfen

sagen: das starke Vordrängen des „Stoffartigen" wird hier durch die mangelnde Reife des jugendlichen Dichters verschuldet. Erst wer das Buch wiederholt gelesen hat, bis jede Schicksalswendung ihm vollkommen vertraut wurde und er die „Geschichte", als handle es sich um ein eigenes Erlebnis, im Gedächtnis trägt, ist reif, das Werk in allen seinen Einzelheiten bis herab zum letzten Worte zu begreifen, zu schätzen und zu ewig sich erneuernder Freude zu genießen.

In jedem Werke Goethe's gestaltet sich nun die künstlerische „Vertilgung des Stoffartigen" anders — je nach der Reife des Dichters, je nach dem Stoffe und je nach der Entwickelungsgeschichte des betreffenden Buches. So sind z. B. die *Wahlverwandtschaften* aus einer bestimmten zeitlich begrenzten Stimmung fast in einem Zuge entstanden: hieraus erfolgt ein starkes Hervortreten des Stoffes, mit anderen Worten der Begebenheitenfolge; ganz wunderbar ist aber gerade in diesem Werke im Einzelnen die Vertilgung des Stoffartigen gelungen: in manchen Kapiteln entschweben wir vollkommen aller Zeit, in anderen — als Gegenstück — lastet die Zeit mit Bleigewicht auf uns und gräbt unüberbrückbare Abgründe zwischen dem Vergangenen und dem Kommenden. Hier sehen wir also den Dichter, von seinem Stoffe übergewaltig gepackt und mitgerissen, nichtsdestoweniger im Inneren dieses Stoffes seinem Gestaltungsideal treu bleiben. — Anders liegen die Verhältnisse bei *Wilhelm Meister,* dem Prosa-Gegenstück zu *Faust,* dessen Entstehen vom ersten bis zum letzten Strich einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert umspannt. Innerhalb dieser Zeit verschob sich Wilhelm Meister's „theatralische Sendung" in eine untheatralische und antitheatralische Sendung; auch die anderen Hauptgestalten alle erfahren tiefe Umwandlungen, die einer Neugeburt oft nahekommen. Vor allem aber wandelt sich die ganze Gedanken- und Gefühlswelt, in der wir leben und weben, nach und nach im Sinne einer zunehmenden Verklärung des zugleich immer praktischer und technischer sich ausgestaltenden Menschendaseins. In diesem noch nie dagewesenen Kontrapunkt zwischen dem Realen und dem Idealen — in welchem man eine formale Verwandtschaft mit Bach entdecken könnte — schwindet das „Stoffartige" vollkommen dahin und wir landen in einer Welt der Ideen.

Wiederum anders liegen die Verhältnisse bei *Dichtung und Wahrheit.* Wenn wir hier Goethe selber — wie wir das wohl müssen — als des Buches Stoff bezeichnen, so leuchtet es ein, daß es auf eine „Vertilgung“ dieses Stoffes unmöglich abgesehen sein konnte. Diese Erwägung veranlaßt nun eine Unterscheidung, die ich bisher der Einfachheit halber unterließ, wobei mich Goethe's Beispiel bestimmte, da er häufig in genau der selben Bedeutung kurzweg von „Stoff“ spricht. Schiller dagegen, schulmäßige Genauigkeit gewohnt, redet nicht von Stoff, sondern von „Stoffartigem“. Offenbar unterscheidet er innerhalb eines jeden dem Künstler zur Behandlung vorliegenden Stoffes zwischen einem „stoffartigen“ Elemente und einem mehr geist- und phantasieverwandten Elemente. Hier erst gelangen wir zu dem springenden Punkt des Schillerschen Gedankens. Wie sollte irgendein Werk ohne Stoff bestehen? Und was der Marmor und die schwingende Saite für den Sinnenkünstler, das ist die erträumte oder erlebte Fabel für den Geisteskünstler: sie ist sein Werkzeug, d. h. nicht der aktive, sondern der passive Teil der ihm zur Gestaltung gegebenen Möglichkeiten. Nicht darauf kommt es an, diesen Stoff zu vertilgen, wohl aber das Stoffartige daran. *Tristram Shandy* lieferte uns schon ein äußerstes Beispiel nach dieser Richtung hin: der Stoff ist vorhanden, und zwar in glänzendsten Farben — Vater Shandy und seine Gattin, Onkel Toby und die Witwe Wadman, Korporal Trim und die Köchin Bridget usw., die eine Gestalt ebenso lebensvoll und unvergänglich wie die andere —, doch wird das Stoffartige dadurch vertilgt, daß jede Episode als an und für sich unwesentlich und zufällig behandelt wird, wogegen die Darstellung der verschiedenen Persönlichkeiten an diesen Episoden den Inhalt des Werkes ausmacht. So weist denn das Buch nur einen scheinbaren Anfang auf, gar keine Mitte und gar kein Ende — was der Forderung in Goethe's vorhin angeführtem Gedicht genau entspricht. In bemerkenswerter Weise ist nun Goethen in *Dichtung und Wahrheit* das nämliche gelungen. Um gleich das mittlere Gestaltungsgesetz dieser Eigengeschichte zu nennen: Goethe zeichnet alle seine aufeinanderfolgenden Zustände durch die Schilderung der Umgebung, und zwar in der Weise, daß die Beeinflussung der Innenwelt durch die Außenwelt selten

unmittelbar aufgezeigt wird, als handle es sich um das einfache Verhältnis von Ursache und Wirkung, vielmehr erblicken wir die objektive Darstellung eines allgemeinen Zustandes, in welchem und durch welchen unser Jüngling wandelt — oft auf lange unseren Blicken entschwebend — und nur insofern er selber es ist, der die Schilderungen entwirft, können wir mittelbar auf die Eindrücke schließen, die er als bestimmende Beiträge aus der Umgebung zu seiner Entwicklung empfing. So ziehen das alte, sich langsam umwandelnde Frankfurt, die rauschenden Glanztage des Krönungsfestes, das Gottschedsche Leipzig, Straßburg mit seinem Dom, das frucht- und industriereiche Elsaß usw. an unseren Augen vorbei, eine Folge von Gemälden, belebt von einer Fülle Menschen, in den feinsten Zügen gezeichnet, unter denen Goethe aufwächst, sich bildet, sich entwickelt, ohne daß man je imstande wäre, den Finger auf eine Stelle zu legen, wo mit künstlicher Absichtlichkeit die Beziehungen zwischen dem Einen und dem Vielen als des Buches Ziel hervorgehoben würden. Auf diese Weise wird hier das Stoffartige vertilgt: wohl ist Goethe die Seele des Buches, nicht aber ist er dessen Leib.

Diese für ein tieferes Verständnis des Stiles des Werkes unentbehrliche kritische Einsicht kann noch an Lebhaftigkeit durch den Kontrast gewinnen; denn wir besitzen seit einigen Jahren ein Buch, würdig *Dichtung und Wahrheit* verglichen zu werden: Richard Wagner's *Mein Leben.* Freilich unterscheiden sich beide Werke schon durch die Geschichte ihrer Entstehung: das muß vorausgeschickt werden. In dem einen Fall berichtet ein Fünfundfünfzigjähriger auf Grund genauer Tagebuchaufzeichnungen — und das heißt mit der Gewähr für Vollständigkeit und genaue Zeitenfolge — über sein bisher verflossenes Leben; in dem anderen Falle schreibt ein Greis zwischen dem 65. und dem 81. Jahre: ihm liegt keinerlei Tagebuch vor, denn Goethe's Tagebuch beginnt erst da, wo *Dichtung und Wahrheit* aufhört; und da er ausschließlich die ersten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens schildert, so läßt es sich leicht berechnen, daß jeder beschriebene Lebensabschnitt im Augenblick der Abfassung mehr als ein halbes Jahrhundert entfernt lag. So schrieb denn auch Wagner aus dem Stegreif, und

zwar diktierte er — wie ich aus sicherster Quelle weiß — so schnell, daß der gewandte Schreiber nur mit Mühe nachkam; wogegen Goethe die Mutter und die Freunde anrufen muß, um das Gedächtnisbild aufzufrischen und immer von neuem, ehe er ans Schreiben geht, Entwürfe und Skizzen vorausschickt. Er selber bemerkt: „Es ist keine Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmutige Sinnlichkeit verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann.“ Die durch diese Worte bezeichneten Unterschiede in der Darstellungsweise erschöpfen jedoch nicht, was hier zu bemerken wäre: bei Goethe ist alles ruhendes Gemälde, bei Wagner dramatische Handlung. Bei Wagner springen die zahllosen Gestalten alle förmlich aus den Seiten des Buches heraus auf die Bühne; und wer eine Bühne betritt, kann unmöglich das Stoffartige an seiner Erscheinung „vertilgen“; er muß sich — um sich uns kundzugeben — körperlich vor unseren Augen bewegen, muß reden und handeln, jubeln und verzweifeln. Und noch etwas. Das Gestaltungsgesetz des Dramas gleicht demjenigen des Kreises: Mittelpunkt und Peripherie müssen sichtbar und deutlich unterschieden sein: ohne ein alles zusammenfassendes Zentrum kann kein Drama Leben erhalten. Darum ist es künstlerisch richtig, wenn in Wagner's Werk er selber — der Held — vom Mittelpunkt aus gleichsam die ganze Handlung erfüllt, indem alle Strahlen entweder von ihm ausgehen oder auf ihn zuströmen. Das ist gerade, was Goethe in seinem Epos mit vollendetster Kunst umgangen hat. Wobei feiner auffassende Geister nichtsdestoweniger auch hier empfinden werden, in welchem Maße *„les extrêmes se touchent“*, indem bei Wagner eine ganze Epoche vor unserem Sinne lebendig wird, und bei Goethe wir — ohne zu wissen, wie es zugeht — in tiefste Seelentiefen des Einen hinabsteigen.

Ein letztes Wort soll *Faust* gewidmet sein; wobei ich die verschiedenen Ausführungen meines Goethebuches als bekannt voraussetze.

Ohne Frage gehört *Faust* zu jenen Büchern, „die mehr als Bücher sind“; nicht aber — wie bei Shakespeare, Calderon und Schiller — ist dies der Fall, weil das Werk erst bei der lebendigen

Aufführung auf den Brettern Dasein gewinnt, sondern weil die Phantasie aufgefordert wird, sich mit allen Sinnes- und Verstandeskräften der angeregten Vorstellungen zu bemächtigen und in eine Welt sich zu erheben, wo weder Buch noch Bühne mehr gilt. „Wenn dies Ding den Leser nicht fortgesetzt nötigt, sich über sich selber hinauszumuten, so ist es nichts mehr“, ruft Goethe aus und bekennt damit, von seinem Leser eine schöpferische Leistung zu erwarten, derjenigen des Dichters nahe verwandt. Nun gebe ich aber zu bedenken, daß alle Anregung zu einer derartig unerhörten Zumutung in diesem Falle einzig im stummen Buche eingeschlossen liegt — denn Goethe verhielt sich ablehnend gegen die Aufführungsversuche selbst des ersten Teiles, und der zweite Teil entstand zu einer Zeit, wo er nach und nach zu der Überzeugung gelangt war, selbst für Shakespeare's Genius, wenigstens in seinen tiefsten Offenbarungen, genüge die Bühne keineswegs und diene vielmehr, sie dem Blicke zu verhüllen. Dem B u c h e wird hier, wie Sie sehen, geradezu Zaubergewalt zugetraut: jegliches Bild, das der kühnsten Phantasie entsteigt, soll es in aller Farbenpracht oder in jedem schauerlichen Dunkel vor das innere Auge hervorrufen, nicht weniger Sphärenmusik, Chöre der Meerwundertiere, singende Tempelsäulen und noch anderes von unserem leiblichen Ohre nie Vernommenes. Der Verstand aber soll so gelenkt werden, daß er die Ketten der Logik willig abwirft, um allen Geboten des Dichters fraglos begeistert zu folgen. In jedem Akte des zweiten Teiles taucht Faust auf, man weiß nicht woher, und am Schlusse jeden Aktes entschwebt er, man weiß nicht wohin. Die logischen Verbindungsglieder der ersten Entwürfe — wie die Bittrede Manto's an Proserpina um die Entlassung Helena's aus der Unterwelt, wie der Kniefall Faust's vor dem Kaiser um Verleihung des Strandes — unterbleiben alle bei der Ausführung: sie würden ins Stoffartige hinunterziehen; die Phantasie genügt sich selbst. Welche gewaltige Fähigkeit wird in diesem Werke dem bloßen Wort, und zwar dem stummen, im Buche eingeschlossenen zugemutet! Auch das Wort wird „über sich selber hinausgemutet“! Insofern dürfen wir wohl behaupten, das B u c h habe in *Faust* das Höchste geleistet, was jemals von ihm gefordert werden kann.

Möchten diese Winke und Beispiele dazu dienen, Sie Goethe lesen zu lehren, Goethe, den bewußtesten aller Buchkünstler und darum Schöpfer eines neuen Ideales für Schreibende und für Lesende. Jetzt verstehen Sie ihn gewiß, wenn ich zum Beschluß ein Wort anführe, in welchem alles, was ich Ihnen im Laufe dieses langen Briefes zu geben bemüht war, Ausdruck findet:

„Das Vollkommene muß uns erst stimmen
und uns nach und nach zu
sich hinaufheben“.

BAYREUTH, Herbst 1917 bis Sommer 1918.

VERZEICHNIS DER ORTS- UND EIGENNAMEN

VERZEICHNIS DER
ORTS- UND EIGENNAMEN

SCHATTENRISS DES LEBENSLAUFES

1855, 9. September. Geburt in Portsmouth (England).

1856—1868 (Mai). Heim bei der Großmutter in Versailles (Frankreich).

1868—1870 (Juni). Heim beim Vater in Chatham (England).

1870—1879 (Mai). Wanderleben: den Winter im Süden, den Sommer in der Schweiz.

1879—1885 (Sept.). Genf: Universitätsstudien.

1885—1889 (Herbst). Dresden: Krankheit, erste Aufsätze in französischer und deutscher Sprache.

1889—1909 (Frühling). Wien: 1892 Das Drama Richard Wagner's, 1893 Le Drame Wagnérien, 1894 R. Wagner und F. Praeger, 1895 RichardWagner, 1896 Die ersten zwanzig Jahre der Bayreuther Bühnenfestspiele, 1897 Recherches sur la sève ascendante, 1897 Heinrich von Stein, 1899 Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, 1900 Parsifal-Märchen, 1901 Worte Christi, 1902 Drei Bühnendichtungen, 1905 Arische Weltanschauung, 1906 Immanuel Kant.

1909 (und folgende). Bayreuth: 1912 Goethe, 1914—1917 Kriegsaufsätze, 1915 Deutsches Wesen, 1916 Politische Ideale, 1917 Demokratie und Freiheit.

Verzeichnis der in Buchform erschienenen Schriften von Houston Stewart Chamberlain

Das Drama Richard Wagner's. 5. Auflage. Leipzig 1914. 3 M.

Le drame Wagnérien. Bearbeitung des vorstehenden Werkes in französischer Sprache, vom Verfasser. Paris 1894. 3.50 Fr.

El drama Wagneriá. Traducció de J. Pena. Barcelona 1902.

Richard Wagner. Mit zahlreichen Porträts, Faksimiles, Illustrationen und Beilagen. 4°. XI, 368 S. München 1896. Vergriffen.

— Das selbe Werk. Textausgabe. Gr. 8°. 526 S. Mit Titelbild. 2.—6. Aufl. München 1901—1919. Geb. 14 M.

— Das selbe Werk. Neue illustrierte Ausgabe. Mit zahlreichen Porträts, Faksimiles und anderen Beilagen. 2 Bände. Gr. 8°. 566 Seiten. München 1911. Vergriffen.

— Das selbe Werk. Englische Ausgabe. Aus dem Deutschen übersetzt von G. Ainslie Hight. 4°. XVII, 402 S. London 1897 (mit den Abbildungen der deutschen Original-Ausgabe). Vergriffen.

— Die selbe Ausgabe. 4°. Ohne Bilderbeilagen. Mehrere Auflagen. London 1900 fg.

— Das selbe Werk. Französische Ausgabe. Aus dem Deutschen übersetzt (gekürzt und ohne Abbildungen). 16°. XII, 395 S. Mehrere Auflagen. Paris 1899 fg.

Recherches sur la sève ascendante. 8°. 350 S. mit 7 Tafeln. Neuchâtel 1897. Attinger frères. Vergriffen.

Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Hauptausgabe. Gr. 8°. CVII und 1055 S. 1. bis 5. Auflage. München 1899—1904. F. Bruckmann A.-G. Vergriffen.

— Das selbe Werk. Volksausgabe. 8°. XXIV, 1246 S. in zwei Bänden. 6. bis 11. Aufl. München 1906—1915. F. Bruckmann A.-G. Vergriffen.

— Das selbe Werk. 12. und 13. Auflage. (Kriegsausgaben.) München 1917—1919. Geb. 14.50 M.

Wehr und Gegenwehr. Vorworte zur dritten und zur vierten Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. 8°. VIII, 108 S. München 1912. 1 M.

Foundations of the Nineteenth Century. A translation from the German by John Lees. 2 vols. Gr. 8°. London und New York. Mehrere Auflagen. Geb. 26.50 M.

La Genèse du XIXme siècle. Edition française par Robert Godet. 2 tomes. 8°. Lausanne 1913. 9.60 M.

Základy Devatenáctého století. Tschechische Übersetzung von Jan Mrazík. 2 Bände. Gr. 8°. Prag 1910.

Richard Wagner an Ferdinand Praeger. Herausgegeben mit kritischem Anhang. 2. Auflage. Berlin 1908. 2.50 M.

Parsifal-Märchen. Kl. 4°. 63 S. München 1900. Vergriffen.

— Das selbe Werk. 3. Auflage. 8°. 74 S. München 1916. F. Bruckmann A.-G. 2 M.

Worte Christi. (Mit einer einleitenden Apologie und erläuternden Anmerkungen von Houston Stewart Chamberlain.) Taschen-Ausgabe. 16°. XII, 316 S. 5. und 6. Aufl. München 1915. F. Bruckmann A.-G. 1.50 M.

— Das selbe Werk. Holländische Übersetzung. 1902.

— Das selbe Werk. Schwedische Übersetzung. 1902.

Drei Bühnendichtungen. Der Tod der Antigone. — Der Weinbauer. — Antonie oder die Pflicht. Gr. 8°. VII und 219 S. München 1915. F. Bruckmann A.-G. 2 M.

Heinrich von Stein und seine Weltanschauung. Im Verein mit F. Poske. München 1905. 1.50 M.

Arische Weltanschauung. 3. Auflage. München 1916. H. Bruckmann. 1.50 M.

Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. Hauptausgabe. Gr. 8°. XI, 786 S. München 1905. F. Bruckmann A.-G. Vergriffen.

— Das selbe Werk. 3. Auflage. 8°. XII, 982 S. München 1916. F. Bruckmann A.-G. Geb. 8.50 M.

Immanuel Kant. A Study and a Comparison with Goethe, Leonardo da Vinci, Bruno, Plato and Descartes. Translated by Lord Redesdale. 2 volumes. Demy 8 vo. London.

Goethe. Gr. 8°. VII, 851 S. und 2 synchronistische Tafeln. München 1912. F. Bruckmann A.-G. Geb. 22 M.

— Das selbe Werk. 2. Auflage. Handliche Ausgabe in 2 Bände gebunden. München 1919. F. Bruckmann A.-G. 16 M.

— Abdruck auf dünnem, feinem Papier, in 1 Liebhaberband geb. 17.50 M.

Kriegsaufsätze. München 1916. H. Bruckmann. 1 M.

Neue Kriegsaufsätze. München 1916. H. Bruckmann. 1 M.

Die Zuversicht. München 1916. H. Bruckmann. 50 Pf.

Politische Ideale. 8°. 117 S. 1. bis 3. Auflage. München 1915—1916. F. Bruckmann A.-G. 1 M.

Politiska Ideal. Bemyndigad översättning fran originalets andra upplaga av Dagmar Sommarström. Uppsala 1916.

Deutsches Wesen (Ausgewählte Aufsätze). München 1916. H. Bruckmann. 3 M.

Hammer oder Amboß. München 1916. H. Bruckmann. 70 Pf.

Ideal und Macht. München 1916. H. Bruckmann. 50 Pf.

Der Wille zum Sieg. München 1917. H. Bruckmann. 1.20 M.

Demokratie und Freiheit. München 1917. H. Bruckmann. 1.50 M.

Lebenswege meines Denkens. Gr. 8°. VIII und 412 S. München 1919. F. Bruckmann A.-G. Geb. 18 M.

— Ausgabe auf feinem Papier, in Liebhaber-Ganzleinenband 24 M.

